



**Kai Meyer**

*Die Fließende  
Königin Band 03*

**Das Gläserne  
Wort**

Merles Welt ist voller Magie. Während Venedig unter dem Angriff der Mumienkrieger zerbricht, finden sich Merle und die Fließende Königin in einem Ägypten wieder, das unter tiefem Schnee begraben liegt. Hier, in der eisigen Spiegelfestung der Sphinx, kämpfen Hexen und Horuspriester, alte Götter und neue Tyrannen um die Herrschaft über eine ganze Welt. Einzig das Gläserne Wort kann Merle helfen. Doch als sie auf einen längst verloren geglaubten Freund trifft, muss sie erkennen, dass ihr wahres Schicksal verborgen liegt im Geheimnis der Fließenden Königin.

ISBN: 3-7855-4403-0

Verlag: Loewe

Erscheinungsjahr: 2002

Umschlaggestaltung: Joachim Knappe

**Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!**

## Autor



*Kai Meyer*, geboren 1969, studierte Film, Theater und Philosophie. Nach einigen Jahren als Journalist widmet er sich seit 1995 ganz dem Schreiben von Büchern. Neben dem Bestseller *DIE ALCHIMISTIN* stammen von ihm zahlreiche weitere Romane, unter anderem *GÖTTIN DER WÜSTE*, *DAS HAUS DES DAEDALUS* und *DIE UNSTERBLICHE*. Im Loewe Verlag erscheint seine Jugendbuchreihe *SIEBEN SIEGEL*.

*Besuchen Sie Kai Meyer im Internet unter:*  
[www.siebensiegel.de](http://www.siebensiegel.de)

## ***Eis und Tränen***

DIE PYRAMIDE ERHOB SICH AUS HOHEM Schnee.

Um sie herum erstreckte sich die ägyptische Wüste, begraben unter dem Mantel einer neuen Eiszeit. Ihre Sandhügel waren steif gefroren, ihre Dünen zu Verwehungen aus Schnee aufgetürmt. Die Glutgeister von einst erhoben sich als Eiskristalle aus der Ebene, kreisende Windhosen, die ein paar Mal um sich selbst tanzten und kraftlos wieder zusammensanken.

Merle kauerte im Schnee, auf einer der oberen Stufen der Pyramide. Junipas Kopf ruhte in ihrem Schoß. Das Mädchen mit den Spiegelaugen hatte die Lider geschlossen, zuckend, als kämpfte dahinter ein Paar Käfer darum, ins Freie zu gelangen. Eiskristalle hatten sich in Junipas Wimpern und Brauen verfangen und ließen beide noch heller erscheinen. Mit ihrer weißen Haut und dem glatten, hellblonden Haar wirkte sie wie eine Puppe aus Porzellan, auch ohne den Raureif, der allmählich beide Mädchen bedeckte: zerbrechlich und ein wenig traurig, als wäre sie in Gedanken stets bei einem tragischen Verlust in der Vergangenheit.

Merle fror erbärmlich, ihre Glieder schlotterten, ihre Finger bebten, und jeder Atemzug fühlte sich an, als saugte sie geraspelte Glassplitter in ihre Lunge. Ihr Kopf tat weh, aber sie wusste nicht, ob es an der Kälte lag oder an dem, was sie während ihrer Flucht aus der Hölle durchgemacht hatten.

Eine Flucht, die sie geradewegs hierher geführt hatte.

Nach Ägypten. In die Wüste.

Zum ersten Mal seit der letzten Eiszeit waren Sand und

Dünen unter einer meterhohen Schicht aus Schnee begraben.

Junipa murmelte etwas, ihre Stirn legte sich in Falten, aber noch immer schlug sie ihre Spiegelaugen nicht auf. Merle wusste nicht, was geschehen würde, wenn Junipa endgültig erwachte. Ihre Freundin war nicht mehr sie selbst, seitdem man ihr in der Hölle an Stelle ihres Herzens ein Bruchstück des Steinernen Lichts eingepflanzt hatte. Zuletzt hatte Junipa versucht, Merle an ihre Gegner auszuliefern. Das Steinerne Licht, jene unbegreifliche Macht im Zentrum der Hölle, hielt sie fest in seinem Bann.

Noch war das Mädchen bewusstlos, aber wenn es erwachte ... Merle mochte nicht daran denken. Sie hatte einmal mit ihrer Freundin gekämpft, und sie würde es nicht wieder tun. Sie war mit ihren Kräften am Ende. Sie *wollte* nicht mehr kämpfen, nicht gegen Junipa, nicht gegen die Lilim unten in der Hölle, auch nicht gegen die Schergen des Ägyptischen Imperiums hier oben. Merles Mut und ihre Entschlossenheit waren aufgezehrt, und sie wollte nur noch schlafen. Sich zurücklehnen, sich ausruhen und abwarten, bis die Frostwinde sie in eisigen Schlummer wiegten.

»Nein!«

Die Fließende Königin riss Merle aus ihrem Dämmerzustand. Die Stimme in ihrem Kopf war ihr vertraut und zugleich unendlich fremd. So fremd wie das Wesen selbst, das sich in ihr eingenistet hatte und sie seither begleitete, jeden ihrer Gedanken, jeden ihrer Schritte.

Merle schüttelte sich und mobilisierte ihre letzten Reserven. Sie *musste* überleben!

Rasch hob sie den Kopf und blickte zum Himmel empor. Dort oben tobte noch immer ein erbitterter Kampf.

Ihr Begleiter Vermithrax, der geflügelte Löwe aus Stein, focht eine waghalsige Luftschlacht mit einer Sonnenbarke des Ägyptischen Imperiums. Der schwarze Obsidian seines Körpers glühte seit Vermithrax' Bad im Steinernen Licht, als hätte man ihn aus Lava gegossen. Nun zog der Löwe leuchtende Spuren am Himmel wie eine Sternschnuppe.

Merle beobachtete, wie Vermithrax die trudelnde Sonnenbarke abermals von oben rammte, sich an dem sichelförmigen Gefährt festklammerte und auf der Oberseite sitzen blieb. Seine Schwingen legten sich rechts und links um den Rumpf, der etwa dreimal so lang war wie eine venezianische Gondel. Unter dem Tonnengewicht des Löwen verlor das Gefährt rapide an Höhe, raste auf den Boden zu, auf die Pyramide –

– und auf Merle und Junipa!

Merle erwachte endgültig aus ihrer Starre. Es war, als hätte die Kälte einen Panzer aus Eis um sie gelegt, den sie jetzt mit einem einzigen Ruck sprengte. Sie federte hoch, packte die bewusstlose Junipa unter den Armen und zerrte sie mit sich durch den Schnee.

Sie befanden sich im oberen Drittel der Pyramide. Falls der Aufschlag der Sonnenbarke das Gestein zertrümmerte, hatten sie keine Chance. Eine Lawine aus Felsblöcken würde sie mit sich in den Hohlraum im Inneren des Bauwerks reißen.

Vermithrax blickte erstmals auf und sah, wohin der taumelnde Flug die Barke führte. Der Luftwiderstand erzeugte einen scharfen Knall, als er seine Schwingen auseinander riss und versuchte, den Absturz der Barke umzulenken. Aber das Gefährt war zu schwer, als dass er allein es hätte auffangen können. Es behielt seinen steilen Kurs in die Tiefe bei, geradewegs auf die Flanke der

Stufenpyramide zu.

Vermithrax brüllte Merles Namen, aber sie nahm sich nicht die Zeit aufzusehen. Rückwärts zerrte sie Junipa die steinerne Stufe entlang. Bei jedem Schritt musste sie ihre Füße mühsam aus dem Tiefschnee ziehen, und ständig drohte sie zu stolpern. Ihr war klar, dass sie nicht mehr aufstehen würde, wenn sie einmal gestürzt war. Ihre Kraftreserven waren so gut wie aufgebraucht.

Ein schrilles Heulen drang an Merles Ohren, als die Sonnenbarke näher kam: Eine Pfeilspitze, mit der das Schicksal auf sie zielte; es gab kaum noch Zweifel, dass sie ins Schwarze treffen würde.

»Junipa«, brachte sie keuchend hervor, »du musst mir helfen ...«

Aber Junipa bewegte sich nicht. Nur hinter ihren geschlossenen Lidern zuckte und rumorte es. Wäre dieses Lebenszeichen nicht gewesen, Merle hätte ebenso gut eine Tote durch den Schnee ziehen können: Junipas Brust hob und senkte sich nicht, denn da war kein Herz mehr, das schlug. Nur Stein.

»Merle!«, brüllte Vermithrax erneut. »Bleib stehen!«

Sie hörte ihn, reagierte aber nicht, machte zwei weitere Schritte, ehe die Worte zu ihr durchdrangen.

Stehen bleiben? Was, zum Teufel –

Sie blickte zurück, sah die Barke – so nah! –, sah auf dem Rumpf Vermithrax mit ausgebreiteten Schwingen, die im Gegenwind nach hinten umzuschlagen drohten, und erkannte, was der Löwe bereits einen Augenblick vor ihr bemerkt hatte.

Die Sonnenbarke trudelte stärker, wich von ihrer ursprünglichen Sturzbahn ab und raste jetzt auf die gegenüberliegende Kante der Pyramidenflanke zu,

dorthin, wo Merle sich und Junipa hatte in Sicherheit bringen wollen.

Es war zwecklos umzudrehen. Stattdessen ließ Merle Junipa los, warf sich über sie und barg ihr Gesicht unter ihren Armen. So erwartete sie den Aufprall.

Er ließ auf sich warten – zwei Sekunden, drei Sekunden –, doch als er kam, war es, als hätte man einen mächtigen Gong gleich neben Merles Ohren geschlagen. Der Boden vibrierte mit solcher Heftigkeit, dass sie sicher war, die Pyramide würde einstürzen.

Das Gestein wurde ein zweites Mal erschüttert, als Vermithrax neben ihnen aufkam, mehr Sturz als Landung, beide Mädchen mit seinen Pranken vom Boden riss und in die Luft hob. Trotz der Glut, in der er erstrahlte, war sein Körper kühl.

Seine Vorsichtsmaßnahme erwies sich als unnötig. Die Pyramide hielt stand. Lediglich Schneeschollen brachen von den Kanten und schlitterten ein, zwei Stufen tiefer, zerstäubten zu blitzenden Kristallwolken und hüllten die Schräge für einen Moment in einen Nebel aus Eis. Erst nachdem sich die Schneelawinen gesetzt hatten, konnte Merle erkennen, was aus der Barke geworden war.

Die Goldsichel lag auf einer der oberen Stufen, nur ein Stück über der Stelle, an der noch vor Sekunden Merle und Junipa gekauert hatten. Das Gefährt war seitlich aufgekommen, eng an der Wand der nächsthöheren Stufe. Aus der Luft konnte Merle nur einen geringen Schaden erkennen, ein Loch an der Oberseite, das Vermithrax in den Rumpf gerissen hatte.

»Setz uns wieder ab, bitte«, sagte Merle zu dem Löwen, atemlos zwar, aber zugleich so erleichtert, dass sie spürte, wie neue Kraft sie durchströmte.

»Zu gefährlich.« Der Raubtieratem des Löwen bildete in

der eiskalten Luft weiße Dunstwolken.

»Komm schon. Willst du nicht wissen, was in der Barke ist?«

»Ganz bestimmt nicht!«

»*Mumienkrieger*«, meldete sich die Fließende Königin in Merles Kopf zu Wort, unhörbar für die beiden anderen. »*Ein ganzer Trupp davon. Und ein Priester, der die Barke mit seiner Magie in der Luft gehalten hat.*«

Merle warf einen Blick zu Junipa hinüber, die an Vermithrax' zweiter Vorderpranke baumelte. Ihre Lippen bewegten sich.

»Junipa?«

»Was ist?«, fragte Vermithrax.

»Ich glaube, sie wacht auf.«

»*Mal wieder genau zum richtigen Zeitpunkt*«, meckerte die Königin. »*Warum passieren diese Dinge eigentlich immer gerade dann, wenn man sie nicht gebrauchen kann?*«

Merle ignorierte die Stimme in ihrem Inneren. Ganz gleich, was das für sie alle bedeuten mochte oder ob sie dadurch eine Sorge mehr haben würden, sie war froh, dass Junipa wieder zu sich kam. Schließlich war sie selbst es gewesen, die Junipa bewusstlos geschlagen hatte, und der Gedanke schmerzte noch immer. Aber ihre Freundin hatte ihr keine Wahl gelassen.

»*Falls sie noch deine Freundin ist.*« Es war nicht das erste Mal, dass die Fließende Königin ihre Gedanken las; es war längst zur schlechten Angewohnheit geworden.

»Natürlich ist sie das!«

»*Du hast sie gesehen. Und gehört, was sie zu dir gesagt hat. So benimmt sich keine Freundin.*«

»Das ist das Steinerne Licht. Junipa kann nichts dafür.«

»Das ändert wenig daran, dass sie womöglich versuchen wird, dir wehzutun.«

Merle antwortete nicht. Sie schwebten gut zehn Meter über der nächsten Pyramidenstufe. Allmählich begann Vermithrax' fester Griff zu schmerzen.

»Lass uns runter«, bat sie ihn noch einmal.

»Zumindest scheint die Pyramide stabil zu sein«, gab der Löwe zu.

»Heißt das, wir sehen uns die Barke an?«

»Das hab ich nicht gesagt.«

»Aber da unten rührt sich nichts. Wenn wirklich Mumien darin sind, dann sind sie –«

»Tot?«, fragte die Königin spitz.

»Außer Gefecht.«

»Vielleicht. Oder auch nicht.«

»Das sind wieder mal genau die Bemerkungen, die uns weiterhelfen«, sagte Merle bissig.

Vermithrax hatte seine Entscheidung getroffen. Mit sanften Schwingenschlägen brachte er Junipa und Merle zurück auf sicheren Boden – so *sicher* viertausendjährige Pyramiden eben sind, die über einem Zugang zur Hölle stehen.

Als Erste setzte er Merle auf einer der Steinstufen ab. Nachdem sie zum Stehen gekommen war, nahm sie Junipa vorsichtig aus Vermithrax' Griff in Empfang. Junipas Lippen bewegten sich noch immer. Standen ihre Augen jetzt nicht einen Spaltbreit offen? Merle war, als sähe sie das Spiegelglas unter den Lidern blitzen.

Langsam ließ sie ihre Freundin in den Schnee sinken. Sie brannte darauf, zur Barke hinüberzulaufen, doch erst musste sie sich um Junipa kümmern.

Sanft tätschelte sie die Wange des Mädchens. Als ihre unterkühlten Finger die Haut berührten, fühlte es sich an, als stieße Eis auf Eis. Sie fragte sich, wie lange es wohl dauern würde, ehe sich die ersten Erfrierungen zeigten.

»Junipa«, flüsterte sie. »Bist du wach?«

Aus dem Augenwinkel sah sie, wie Vermithrax' glühender Leib sich spannte, bemerkte die gewaltigen Muskelstränge, die sich unter dem Obsidian wie Fäuste ballten. Der Löwe war bereit, auf einen Angriff sofort zu reagieren. Und sein Argwohn galt nicht allein der Sonnenbarke. Junipas Verrat hatte ihn ebenso misstrauisch gemacht wie die Königin, nur zeigte er es nicht so offen.

Die Lider des Mädchens flatterten, öffneten sich dann zögernd. Merle sah ihr eigenes Gesicht reflektiert in den Spiegelscherben, die Junipa statt Augäpfeln besaß.

Sie erkannte sich kaum wieder. Als hätte ihr jemand Bilder eines Schneemenschen gezeigt, mit eisverkrustetem Haar und weißblauer Haut.

Wir brauchen Wärme, dachte sie alarmiert. Wir sterben hier draußen.

»Merle«, kam es schwach über Junipas aufgesprungene Lippen. »Ich ... Du hast ...« Dann verstummte sie wieder, hustete erbärmlich und krallte eine Hand um den Saum von Merles Kleid. »Es ist so kalt. Wo ... sind wir?«

»In Ägypten.« Obwohl sie selbst es aussprach, erschien es Merle so absurd, als hätte sie gesagt: auf dem Mond.

Junipa starrte sie aus ihren Spiegelaugen an, doch die glänzenden Scherben verrieten keinen ihrer Gedanken. Damals, als der Zauberspiegelmacher Arcimboldo sie ihr eingesetzt und das blinde Mädchen damit sehend gemacht hatte, hatte Merle den Blick der Spiegel als kalt empfunden; doch nie war eine solche Empfindung zutreffender gewesen als jetzt, inmitten dieser neuen

Eiszeit.

»Ägypten ...« Junipas Stimme klang rau, aber nicht mehr so gleichgültig wie noch im Inneren der Pyramide, als sie Merle überreden wollte, in der Hölle zu bleiben. In Merle regte sich ein Hauch von Hoffnung. Hatte das Steinerne Licht hier oben seine Macht über Junipa verloren?

Aus der Richtung der Barke ertönte ein metallischer Laut, gefolgt von einem Knirschen.

Vermithrax stieß ein drohendes Knurren aus und wirbelte herum. Erneut erbebte der Boden unter seinen Pranken.

An der Seite der Barke – in jener Wand, die jetzt oben lag – klappte ein Segment aus Metall nach außen und stand einen Moment lang zitternd da wie ein aufgerichteter Insektenflügel.

Vermithrax schob sich schützend vor die beiden Mädchen. Damit verdeckte er Merles Sicht, sie verrenkte sich beinahe den Hals, um zwischen seinen Läufen hindurchzuschauen.

Etwas schob sich aus der Öffnung. Kein Mumienkrieger. Auch kein Priester.

»*Ein Sphinx*«, flüsterte die Fließende Königin.

Das Geschöpf hatte den Oberkörper eines Mannes, dessen Hüfte in den Leib eines Löwen übergang, mit sandfarbenem Fell, vier muskulösen Beinen und messerscharfen Raubtierkrallen. Er schien Vermithrax und die Mädchen kaum wahrzunehmen, so sehr hatte ihn der Absturz mitgenommen. Aus mehreren Platzwunden floss das Blut in sein Fell, ein Riss an seinem Kopf war besonders tief. Kraftlos stemmte er sich in mehreren Anläufen aus der Luke, ehe er schließlich das Gleichgewicht verlor, über die Kante des Barkenrumpfs

rollte und stürzte. Eine Stufe tiefer prallte er auf, so schwer wie ein ausgewachsener Büffel. Sein Blut sprenkelte den Schnee. Reglos blieb er liegen.

»Ist er tot?«, fragte Merle.

Vermithrax stapfte durch den Schnee auf die Barke zu und blickte von oben auf den Sphinx hinab. »Sieht ganz so aus.«

»Glaubst du, da drinnen sind noch mehr?«

»Ich schau nach.« Damit näherte er sich der Barke in Lauerstellung, tief am Boden und mit gesträubter Mähne.

»Wenn die Barke nur ein Aufklärer war, was machte dann ein Sphinx an Bord?«, fragte die Königin. »Für solche Aufgaben ist normalerweise ein Priester zuständig.«

Merle kannte sich in der Hierarchie des Ägyptischen Imperiums nicht allzu gut aus, doch selbst sie wusste, dass die Sphinxen für gewöhnlich nur die wichtigsten Positionen innehatten. Lediglich die Obersten der Horuspriester standen zwischen ihnen und dem Pharaos Amenophis.

Vermithrax erklimmte so geschmeidig wie ein Katzenjunges den Rumpf. Nur das leise Scharren seiner Krallen auf dem Metall verriet ihn. Doch falls im Inneren tatsächlich noch jemand lebte, hatten ihre Stimmen ihn ohnehin längst gewarnt.

»Warum ein Sphinx?«, fragte die Königin noch einmal.

»Woher soll ich das wissen?«

Junipas Hand tastete nach Merles. Ihre Finger schlossen sich umeinander. Trotz der Anspannung war Merle erleichtert. Zumindest für den Augenblick schien das Steinlicht seinen Einfluss auf Junipa verloren zu haben. Oder sein Interesse.

Vermithrax überwand lauernd das letzte Stück bis zur

offenen Luke. Er schob seine riesige Vorderklaue an den Rand der Öffnung, reckte den Hals vor und blickte hinunter.

Der Angriff, den sie alle erwarteten, blieb aus.

Vermithrax umrundete jenen Teil der Luke, der nicht von der offenen Klappe verdeckt wurde. Von allen Seiten blickte er ins Innere.

»Ich friere so schrecklich!« Junipas Stimme klang, als wäre das Mädchen in Gedanken weit entfernt, so als hätte ihr Verstand noch immer nicht verarbeitet, was geschehen war.

Merle zog sie enger an sich, doch ihr Blick haftete weiterhin auf Vermithrax.

»*Er wird doch nicht da reingehen*«, sagte die Königin.

Um was wollen wir wetten?, dachte Merle.

Der Obsidianlöwe machte einen abrupten Satz. Sein gewaltiger Körper passte gerade eben durch die Öffnung, und als er darin verschwand, ein strahlender Umriss aus Glut, wurde die Umgebung auf einen Schlag grau und farblos. Erst jetzt wurde Merle bewusst, wie sehr seine Helligkeit die Eisoberfläche um sie herum zum Glitzern gebracht hatte.

Sie wartete auf einen Laut, Geräusche eines Kampfes, Schreien und Brüllen und das hohle Scheppern von Körpern, die von innen gegen den Rumpf der Barke prallten. Doch es blieb ruhig, so ruhig, dass sie sich nun erst recht Sorgen um Vermithrax machte.

»Glaubst du, ihm ist etwas passiert?«, fragte sie die Königin, sah dann aber, dass Junipa erschöpft die Schultern zuckte, weil Merle die Frage laut ausgesprochen hatte. Natürlich, Junipa wusste ja noch gar nicht, was mit Merle geschehen war! Vor ihrer Begegnung in der Hölle

hatten sie sich das letzte Mal in Venedig gesehen, ihrer beider Heimatstadt. Damals war die Fließende Königin auch für Merle nicht mehr als eine Legende gewesen, eine unbegreifliche Macht, von der die Venezianer nur ehrfurchtsvoll flüsterten. Es wäre ihr nie in den Sinn gekommen, dass die Königin eines Tages – tatsächlich nur wenige Stunden später – in ihrem Verstand wohnen würde.

Seitdem war so viel geschehen. Merle wünschte sich nichts mehr, als Junipa von ihren Abenteuern zu erzählen, von ihrer Reise durch die Hölle, wo sie Hilfe gegen das übermächtige Imperium hatte finden wollen. Doch stattdessen hatten in den Tiefen der Erde nur Elend und Gefahr und das Steinerner Licht auf sie gewartet. Aber auch Junipa. Merle brannte darauf, ihre Geschichte zu erfahren. Sie wollte endlich zur Ruhe kommen und das tun, was sie mit ihrer besten Freundin früher Abend für Abend getan hatte: miteinander reden.

Ein metallisches Klong ertönte aus dem Innenraum der Barke.

»Vermithrax?«

Der Löwe gab keine Antwort.

Merle sah Junipa an. »Kannst du aufstehen?«

Ein dunkler Schemen huschte über die Spiegelaugen. Es dauerte einen Moment, ehe Merle begriff, dass es nur die Spiegelung eines Raubvogels war, der über ihre Köpfe hinweggeflogen war.

»Ich kann's versuchen«, sagte Junipa, aber sie klang so schwach, dass Merle ernsthafte Zweifel kamen.

Doch Junipa rappelte sich hoch, weiß Gott, woher sie die Kraft dazu nahm. Dann aber erinnerte sich Merle, wie das Bruchstück des Steinernen Lichts in Junipas Brust ihre Wunden in Sekundenschnelle geheilt hatte.

Junipa stand auf und schleppte sich mit Merle näher an die Barke heran.

»Willst du hinter ihm herklettern?«, fragte die Königin alarmiert.

Jemand muss nachsehen, dachte Merle.

Insgeheim machte sich die Königin genau wie sie selbst Sorgen um Vermithrax, und sie verbarg diese Gefühle nicht einmal besonders gut: Merle empfand die Unruhe der Königin fast so deutlich, als sei es ihre eigene.

Kurz bevor sie die äußere Spitze des gebogenen Rumpfes erreichten, blickte sie zu dem leblosen Sphinx hinunter, zwei Meter tiefer im Schnee. Er hatte noch mehr Blut verloren, ein unregelmäßiger roter Stern, dessen Zacken wie eine Windrose in alle Richtungen wiesen. In der Kälte begann das Blut bereits zu gefrieren.

Merle schaute wieder zur Luke, doch der Rumpf der Barke war zu hoch und sie waren zu nah herangekommen, um die Öffnung jetzt noch sehen zu können. Es würde nicht einfach sein, an der glatten Oberfläche emporzuklettern.

Ein lautes Krachen ließ sie zusammenfahren und entledigte sie auf einen Schlag ihre Befürchtungen.

Vermithrax hockte wieder oben auf dem Rumpf. Er hatte sich mit einem Sprung aus der Luke katapultiert und blickte mit seinen sanften Löwenaugen auf die Mädchen herab.

»Leer«, sagte er.

»Leer?«

»Kein Mensch, keine Mumie und kein Priester.«

»Das ist unmöglich«, sagte die Königin in Merles Gedanken. »Die Horuspriester würden nicht zulassen, dass die Sphinx allein auf Patrouille gehen. Priester und

*Sphinxen lassen sich wie die Pest.«*

Du weißt eine ganze Menge über sie, dachte Merle.

*»Ich habe Venedig vor dem Imperium und seinen Mächtigen beschützt, so lange ich konnte. Wundert es dich wirklich, dass ich zumindest ein wenig über sie in Erfahrung gebracht habe?«*

Vermithrax faltete eine Schwinge aus und hob erst Merle, dann, zögernd, Junipa neben sich auf den Goldrumpf der Barke. Der Löwe deutete auf die Luke. »Klettert hinein. Da drinnen ist es wärmer. Ihr werdet zumindest nicht erfrieren.«

Er hatte kaum zu Ende gesprochen, als etwas Riesiges, Massiges aus dem Abgrund neben dem Wrack emporschnellte und mit einem feuchten, dumpfen Laut hinter den Mädchen auf dem Rumpf landete. Ehe Merle sich versah, wurde Junipas Hand aus der ihren gerissen.

Sie wirbelte herum. Vor ihr stand der verwundete Sphinx und hielt das Mädchen in seinen riesigen Pranken. Junipa sah jetzt noch zerbrechlicher aus als zuvor, wie ein Spielzeug in den Klauen dieser Bestie.

Sie schrie nicht, sie flüsterte nur Merles Namen, und dann schwieg sie ganz.

Vermithrax wollte Merle beiseite schieben, um auf der Barke besser an den Sphinx heranzukommen. Doch das Wesen schüttelte den Kopf, mühsam, als bereitete jede Bewegung ihm grässliche Schmerzen. Blut aus seiner Schädelswunde tropfte auf Junipas Haar und froh fest.

»Ich reiße das Kind in Stücke«, brachte er schwerfällig hervor, in Merles Sprache, aber mit einem Akzent, der sich anhörte, als wäre seine Zunge geschwollen; vielleicht war sie es tatsächlich.

*»Sag nichts.«* Die Stimme der Königin klang

beschwörend. »Lass Vermithrax das erledigen.«

Aber Junipa –

»Er weiß, was zu tun ist.«

Merles Blick haftete an Junipas Gesicht. Der Schrecken des Mädchens schien auf seinen Zügen steifgefroren. Nur die Spiegelaugen blieben kalt und teilnahmslos.

»Nicht näher kommen«, sagte der Sphinx. »Sie stirbt.«

Vermithrax' Löwenschwanz pendelte langsam von einer Seite zur anderen, vor und zurück, immer wieder. Ein schrilles Quietschen ertönte, als er seine Krallen ausfuhr und die Spitzen über den Rumpf kratzten.

Die Lage des Sphinx war aussichtslos. In einem Kampf hatte er Vermithrax nichts entgegenzusetzen. Und doch wehrte er sich auf seine Weise: Er hielt Junipa gepackt und benutzte sie wie einen Schild. Ihre Füße baumelten einen halben Meter über dem Boden.

Merle fiel auf, dass der Sphinx nicht sicher stand. Den rechten Vorderlauf hatte er gerade so weit angewinkelt, dass die Ballen der Pranke nicht mehr den Schnee berührten. Er hatte Schmerzen, und er war verzweifelt. Gerade das machte ihn unberechenbar.

Merle vergaß die Kälte, den eisigen Wind, sogar ihre Angst. »Dir geschieht nichts«, redete sie Junipa zu, nicht sicher, ob ihre Stimme die Freundin erreichte. Junipa sah aus, als zöge sie sich mit jedem Atemzug ein wenig tiefer in sich selbst zurück.

Vermithrax machte einen Schritt auf den Sphinx zu. Der wick, seine Geißel fest im Griff, nach hinten aus.

»Bleib stehen«, sagte er gepresst. Die Glut des Obsidianlöwen reflektierte in seinen Augen. Er verstand nicht, wer oder was da vor ihm stand: ein mächtiger geflügelter Löwe, der wie ein Stück frisch geschmiedetes

Eisen erstrahlte – nie zuvor hatte der Sphinx solch ein Wesen gesehen.

Diesmal gehorchte Vermithrax der Aufforderung und blieb stehen. »Wie ist dein Name, Sphinx?«, fragte er grollend.

»Simphter.«

»Gut, Simphater, dann denke nach. Wenn du dem Mädchen ein Haar krümmst, werde ich dich töten. Du weißt, dass ich das kann. So schnell, dass du es nicht einmal spürst. Aber auch langsam, wenn du mich wütend machst.«

Simphter blinzelte. Blut lief ihm ins linke Auge, aber er hatte keine Hand frei, um es fortzuwischen. »Bleib stehen!«

»Das hast du bereits gesagt.«

Merle sah, wie sich die Sehnen und Muskeln in den Armen des Sphinx spannten. Er veränderte seinen Griff, packte Junipa jetzt an beiden Oberarmen und hielt sie weiterhin frei in der Luft.

Er zerreißt sie, durchfuhr es sie panisch. Er wird sie einfach entzweireißen!

»Nein«, sagte die Königin ohne rechte Überzeugungskraft.

Er bringt sie um. Der Schmerz treibt ihn in den Wahnsinn.

*»Sphinx ertragen weit mehr Schmerz als ihr Menschen.«*

Vermithrax strahlte endlose Geduld aus. »Simphter, du bist ein Krieger, und ich werde nicht versuchen, dich zu belügen. Du weißt, dass ich dich nicht laufen lassen kann. Trotzdem habe ich kein Interesse an deinem Tod. Du kannst diese Barke fliegen, und wir wollen fort von hier.

Das trifft sich gut, findest du nicht?«

»Wozu die Barke?«, sagte Simphater irritiert. »Wir haben gekämpft, dort oben. Du kannst fliegen. Du brauchst mich nicht.«

»Nicht ich. Aber die Mädchen. Ein Flug auf meinem Rücken würde sie bei dieser Kälte in ein paar Minuten umbringen.«

Simphaters verschleierter Blick geisterte über Merle und den Löwen, um dann über das strahlende Weiß der endlosen Schneefelder zu schweifen. »Habt *ihr* das getan?«

Vermithrax hob eine Braue. »Was?«

»Das Eis. Der Schnee. Es schneit nicht in dieser Wüste ... das hat es noch nie.«

»Nicht wir«, sagte Vermithrax. »Aber wir wissen, wer dafür verantwortlich ist. Und er ist ein mächtiger Freund.«

Wieder blinzelte der Sphinx. Er schien abzuwägen, ob Vermithrax ihn anlog. Wollte der Löwe ihn nur verunsichern? Sein Schwanz peitschte hin und her, und ein Schweißtropfen erschien auf seiner Stirn, trotz der eisigen Kälte.

Merle hielt den Atem an. Plötzlich nickte Simphater fast unmerklich und setzte Junipa sachte am Boden ab. Sie begriff erst, wie ihr geschah, als ihre Füße die goldene Oberfläche der Barke berührten. Stolpernd rannte sie zu Merle hinüber. Die beiden umarmten sich, aber Merle ging nicht in Deckung. Sie wollte dem Sphinx in die Augen sehen.

Vermithrax hatte sich nicht vom Fleck gerührt. Er und Simphater starrten sich an.

»Du hältst dein Wort?«, fragte der Sphinx und klang beinahe erstaunt.

»Gewiss. Wenn du uns von hier fortbringst.«

»Und keine magischen Tricks versuchst«, fügte Merle hinzu, aber jetzt war es die Stimme der Königin, die aus ihr sprach. »Ich kenne den Sphinxzauber, und ich werde wissen, wenn du versuchst, ihn anzuwenden.«

Simphater starrte Merle voller Überraschung an und schien sich zu fragen, ob er das Mädchen an der Seite des Löwen unterschätzt hatte.

Niemand war erstaunter über ihre Worte als Merle selbst, aber sie machte keinen Versuch, der Königin den Gebrauch ihrer Zunge zu verwehren – auch wenn sie mittlerweile wusste, dass sie es konnte.

»Keine Magie«, sagte die Königin noch einmal durch Merles Mund. Und dann fügte sie einige Worte hinzu, die weder aus Merles Sprachschatz noch aus dem irgendeines anderen Menschen stammten. Sie gehörten zur Sprache der Sphinx, und ihre Bedeutung schien Simphater zutiefst zu beeindrucken. Noch einmal beäugte er Merle argwöhnisch, dann verwandelte sich sein Zögern in Ehrfurcht. Er senkte das Haupt und verneigte sich demütig.

»Ich werde tun, was ihr verlangt«, sagte er.

Junipas Blick fragte: Woher kannst du das? Aber Merle musste sie weiter im Ungewissen lassen. Jetzt war keine Zeit für eine Antwort.

Vermithrax dagegen wusste, wer aus Merle sprach. Besser als jeder Mensch spürte er die Anwesenheit der Königin, und Merle hatte sich mehr als einmal gefragt, welche Verbindung zwischen dem geisterhaften Wesen in ihrem Inneren und dem Löwen aus Obsidian bestand.

»Du steigst zuerst ein«, sagte er zu Simphater und deutete auf die Luke.

Der Sphinx nickte. Seine Pfoten hinterließen rote Abdrücke im Schnee.

Ein schriller Laut gellte über die Eisebene, so hell, dass Merle und Junipa sich die Ohren zuhielten. Das Kreischen hallte vibrierend über das Land, bis hin zu den vereinzelt Schnee- pyramiden in der Ferne. Die Eiskruste bekam Risse, und an den Rändern der Stufen über und unter der Barke lösten sich Zapfen und bohrten sich zwei Meter tiefer in den Schnee.

Merle kannte diesen Laut.

Der Schrei eines Falken.

Simphater erstarrte.

Über dem Horizont erhob sich der Umriss eines mächtigen Raubvogels, vielfach höher als alle Pyramiden, golden gefiedert und mit Schwingen so groß, als wollte er damit die Welt umfassen. Als er sie ausbreitete, lösten sie einen tosenden Schneesturm aus.

Merle sah, wie die Eismassen der Ebene aufgepeitscht wurden und als weiße Wolkenwand auf sie zutobten; erst kurz vor der Pyramide verloren sie an Kraft und sanken in sich zusammen. Der riesenhafte Falke riss seinen Schnabel auf und stieß abermals das hohe Kreischen aus, noch lauter diesmal, und jetzt geriet überall um sie herum der Schnee in Bewegung, zitterte und vibrierte wie bei einem Erdbeben. Junipa klammerte sich an Merle, und Merle griff instinktiv in Vermithrax' lange Mähne.

Simphater verfiel in heillose Panik, wich mit weit aufgerissenen Augen zurück, verlor auf dem glatten Rumpf der Sonnenbarke das Gleichgewicht und schlitterte über die Kante in die Tiefe, diesmal mit größerer Wucht als zuvor. Die nächste Pyramidenstufe hielt ihn nicht auf, er polterte weiter abwärts, die langen Beine knickten ein, der Kopf krachte mehrfach auf Eis und Gestein, und der

Sphinx kam erst am Fuß der Pyramide zum Liegen, viele Stufen und Meter unter ihnen, so unnatürlich verdreht, dass kein Zweifel daran bestand, dass er tot war.

Ein letztes Mal schrie der Falke, dann schloss er die Schwingen vor seinem Körper wie ein Magier den Umhang nach einem gelungenen Kunststück, verbarg sich dahinter und löste sich auf.

Augenblicke später war der Horizont wieder leer und alles wie zuvor – mit Ausnahme Simphaters, der leblos tief unter ihnen im Schnee lag.

»In die Barke, schnell!«, rief Vermithrax. »Wir müssen –  
«

»Weg?«, fragte jemand über ihnen.

Eine Stufe höher stand ein Mann, unbekleidet trotz der Kälte. Einen Augenblick lang glaubte Merle, feines Gefieder auf seinem Körper zu erkennen, doch dann verblasste es. Vielleicht eine Täuschung. Seine Haut war einmal golden bemalt gewesen, aber jetzt zeugten nur noch einige verschmierte Farbstreifen davon. In seinen kahlen Schädel war ein feinmaschiges Netz aus Gold eingelassen. Wie das Muster eines Schachbretts bedeckte es seinen ganzen Hinterkopf und reichte vorn bis fast zu den Brauen.

Sie alle erkannten ihn wieder: Seth, der Höchste unter den Horuspriestern Ägyptens, persönlicher Vertrauter des Pharaos und zweiter Mann in der Hierarchie des Imperiums.

In Gestalt eines Falken war er aus der Unterwelt geflohen, nachdem sein Mordanschlag auf Lord Licht, den Herrscher der Hölle, gescheitert war. Vermithrax war dem Vogel gefolgt, und so hatten sie den Pyramidenausgang gefunden, der sie an die Oberfläche zurückgebracht hatte.

»Ohne mich werdet ihr nirgendwohin gehen«, sagte Seth

und klang doch nicht halb so Furcht einflößend, wie er es sich vielleicht wünschte.

Der Anblick der vereisten Wüste verunsicherte ihn genauso wie alle anderen. Zumindest aber schien er nicht zu frieren, und Merle sah, dass der Schnee unter seinen Füßen geschmolzen war. Seth galt nicht umsonst als mächtigster Magier unter den Dienern des Pharaos.

»In die Barke!«, flüsterte Vermithrax den Mädchen zu.  
»Beeilt euch!«

Merle und Junipa hasteten auf die Luke zu, aber Seths Stimme ließ sie abermals innehalten.

»Ich will keinen Kampf. Nicht jetzt. Und ganz bestimmt nicht hier.«

»Was dann?« Merles Stimme zitterte leicht.

Seth schien abzuwägen. »Antworten.« Seine Hand wies in die Weite der Eisebene. »Auf all das hier.«

»Wir wissen nichts darüber«, sagte Vermithrax.

»Vorhin habt ihr etwas anderes behauptet. Oder solltet ihr den armen Simphater in seinen letzten Augenblicken belogen haben? Du kennst denjenigen, der für das hier verantwortlich ist. Du hast gesagt, er sei euer Freund.«

»Auch uns liegt nichts an einem Streit mit dir, Horuspriester«, sagte Vermithrax. »Aber wir sind auch nicht deine Sklaven.«

Der Priester war kein Feind wie jeder andere, und es war nicht Vermithrax' Art, einen Gegner zu unterschätzen.

Seth lächelte böse. »Du bist Vermithrax, nicht wahr? Den die Venezianer den Uralten Verräter nennen. Du hast dein Volk der sprechenden Steinlöwen vor langer Zeit in Afrika zurückgelassen, um Krieg gegen Venedig zu führen. Sieh mich nicht so entgeistert an, Löwe – ja, ich kenne dich. Und was den Sklaven angeht, der du nicht sein

willst: Ich habe kein Verlangen, einen wie dich zum Diener zu haben. Deine Art ist zu gefährlich und unberechenbar. Eine schmerzliche Erfahrung, die wir auch mit dem Rest deines Volkes machen mussten. Das Imperium hat ihre Kadaver in den Leichenmühlen von Heliopolis zu Sand zermahlen und an den Ufern des Nils verstreut.«

Selbst wenn Merle gewollt hätte: Sie konnte sich nicht rühren. Ihre Gelenke waren wie eingefroren, sogar ihr Herz schien stillzustehen. Sie starrte Vermithrax an, sah den Zorn, den Hass, die Verzweiflung in seinen glosenden Lavaaugen. Seit sie ihn kannte, hatte ihn die Hoffnung angetrieben, eines Tages zu seinem Volk zurückzukehren.

»Du lügst, Priester«, sagte er tonlos.

»Mag sein. Vielleicht lüge ich. Vielleicht aber auch nicht.«

Vermithrax setzte zum Sprung an, aber die Königin rief durch Merles Mund: »Nicht! Wenn er tot ist, kommen wir niemals lebend hier weg!«

Einen Moment lang sah es aus, als gäbe es nichts, das Vermithrax aufhalten könnte. Sogar Seth trat einen Schritt zurück. Dann jedoch beherrschte sich der Löwe, behielt seine sprungbereite Stellung aber bei.

»Ich werde herausfinden, ob du die Wahrheit sagst, Priester. Und falls ja, werde ich dich finden. Dich und alle, die dafür verantwortlich sind.«

Seth lächelte erneut. »Heißt das, wir können unsere persönlichen Gefühle jetzt zurückstellen und zum Kern unseres Handels kommen? Ihr verrätet mir, was in Ägypten geschehen ist – und ich bringe euch in der Barke fort von hier.«

Vermithrax schwieg, aber Merle sagte langsam: »Einverstanden.«

Seth zwinkerte ihr zu, sah dann wieder den Löwen an.  
»Habe ich dein Wort, Vermithrax?«

Der Obsidianlöwe zog eine Vorderkralle über das Metall der Barke. Zurück blieben vier fingerbreite Furchen, so tief, wie Merles Zeigefinger lang war. Er nickte, einmal nur und sehr verbissen.

In den Leichenmühlen zu Sand zermahlen, hallte es in Merles Gedanken wider. Ein ganzes Volk. *Konnte* das überhaupt wahr sein?

»Ja«, sagte die Königin. »*Dies ist das Imperium. Seth ist das Imperium.*«

Vielleicht lügt er, dachte sie.

»*Wer weiß.*«

Aber du glaubst nicht daran?

»*Vermithrax wird die Wahrheit irgendwann herausfinden. Was ich glaube, ist unwichtig.*«

Merle wollte zu Vermithrax gehen und seinen mächtigen Hals umarmen, ihn trösten und mit ihm weinen. Doch der Löwe stand da wie zu Eis erstarrt.

Sie gab Junipa ein Zeichen und kletterte hinter ihr her ins Innere der Barke.

## **Untersee**

SERAFIN UND UNKE FOLGTEN DEN MEERJUNGFRAUEN IN die Tiefen des Ozeans.

Beide trugen Tauchhelme, durchsichtige Kugeln, die am Hals mit einem Lederzug verschnürt wurden. Doch was wie Glas aussah, war tatsächlich gehärtetes Wasser und stammte aus dem Vermächtnis der Subozeanischen Reiche, deren Untergang Jahrtausende zurücklag. Als Serafin gezögert hatte, den schlichten Kugeln sein Leben anzuvertrauen, hatte Unke ihm klargemacht, dass auch Merle mithilfe eines solchen Helmes durch die Kanäle Venedigs getaucht war; nur so war sie den Häschern des Imperiums entkommen.

Serafin hatte ein paar Mal tief Luft geholt, ehe er den Helm über seinen Kopf gestülpt hatte, nur um gleich darauf festzustellen, dass es unnötig war – unter dem gehärteten Wasser, das sich trotz allem gläsern anfühlte, konnte er mühelos weiteratmen. Die Kugel beschlug nicht einmal von innen. Nachdem er den ersten Moment des Zweifels und der aufsteigenden Panik überwunden hatte, gewöhnte er sich erstaunlich schnell daran.

Unke und er hatten allen Gefährten die Hände geschüttelt, auch Lalapeja. Die Sphinx zog es weiterhin vor, ihre Menschengestalt beizubehalten. Dann waren sie zu den Meerjungfrauen ins Wasser gestiegen. Serafins Kleidung saugte sich voll Wasser, doch durch den Lederbund am Hals drang kein Tropfen. Er war überzeugt, dass die Helme magisch waren; und falls tatsächlich eine uralte Technik dahinter steckte, so war sie mitsamt ihren Meistern längst vergessen.

Er hatte sich ihren Abstieg in das Reich der Meerhexe

als phantastische Reise durch die Tiefe vorgestellt, atemberaubende Ausblicke über Korallenriffe, verschlungene Pflanzen und unbekannte Geschöpfe, Schwärme aus Millionen von Fischen, schillernd und bunt und von schmerzhafter Schönheit.

Stattdessen erwartete sie Dunkelheit.

Das Licht von der Oberfläche blieb schon nach wenigen Metern zurück. Die Umgebung färbte sich erst dunkelgrün, dann schwarz. Er sah Unke nicht mehr, sah auch nicht die beiden Meerjungfrauen, die ihn an den Händen steil nach unten zogen. Der Druck auf seinen Körper tat weh, schien ihm aber nichts weiter anzuhaben, was so ziemlich allen Theorien widersprach, die er über Tauchgänge in solche Tiefen gehört hatte. Eigentlich war es naiv, all dies der Wirkung des Helms zuzuschreiben, das wusste er nur zu gut, aber schließlich blieb ihm gar keine andere Wahl.

Die Wand aus Schwärze um ihn herum war vollkommen, er konnte nicht einmal seine eigenen Arme sehen. Ebenso gut hätte er körperlos dahinschweben können. Und vielleicht war es ja genau das: Man gab am Eingang zum Reich der Meerhexe seinen Leib an der Garderobe ab wie anderswo Zylinder und Mantel. Es irritierte ihn – nein, in Wahrheit machte es ihm schreckliche Angst –, dass er Unke und die Meerjungfrauen nicht mehr sehen konnte, obschon er noch immer ihre Hände spürte. Und wenn es nun Einbildung war? Wenn er längst allein dahintrief, in einem Abgrund aus Kälte und Finsternis und Gott weiß was für Geschöpfen?

Denk nicht daran. Mach dich nicht verrückt. Alles ist in Ordnung, alles wird gut.

Er rief sich Merles Gesicht in Erinnerung, ihr Lächeln,

den Mut und das Blitzen in ihren Augen, den tapferen Zug um ihre Lippen und das widerspenstig wilde Haar. Er musste sie einfach wieder sehen. Dafür nahm er auch die Begegnung mit einer Meerhexe in Kauf.

Unter ihm – vor ihm? – über ihm? – erschienen diffuse Lichter in der Schwärze. Im Näherkommen sahen sie aus wie, ja, wie *Fackeln*.

Bald erkannte er, dass seine Vermutung der Wahrheit recht nahe kam. In weiten Abständen hingen Kugeln in der See, nicht starr wie sein Helm, sondern wabernd, allzeit ihre Form verändernd: Luftblasen. Und in den Blasen brannten Feuer.

Feuer in der Tiefe, dutzende, hunderte von Metern unter der Oberfläche!

In ihrem Schein konnte er jetzt wieder seine Begleiterinnen erkennen, bleiche Schemen mit langem Haar, Frauen, deren Hüften in geschmeidigen Schuppenschwänzen ausliefen. Sogar hinter dem Vorhang aus treibenden Partikelwolken und tintigen Schattensträngen waren ihre Gesichter von makelloser Perfektion – wären da nicht die breiten Mäuler gewesen, von einem Ohr zum anderen und gespickt mit einer Unzahl rasiermesserscharfer Zähne. Aber es waren nicht die Haifischschlünde der Meerjungfrauen, die immer wieder seine Blicke anzogen, sondern ihre wunderschönen Augen.

Die Luftblasen, an deren Wölbungen die Flammen leckten, wurden jetzt häufiger, und bald sah er sie auch auf dem Meeresgrund. Der Boden war felsig, mit extremen Höhenunterschieden. Auf bizarren Graten und Zacken hüpfen die Lichtblasen leicht auf und ab, von unsichtbaren Strömungen zum Leben erweckt, während die tiefen Schrunde und Schluchten sich in Schwärze

verloren. Bald konnte er erkennen, dass die Oberflächen, selbst die Wände des unterseeischen Gebirges mit Strukturen bedeckt waren, Ruinen von Mauern, von Gebäuden, von Straßen und Wegen. Ob dieser Ort einstmals über Wasser gelegen oder seine Bewohner hier wie Fische gelebt hatten, blieb ungewiss. Fest stand, dass diese Stadt vor langer Zeit verlassen worden war.

Falls sie einst Teil der Subozeanischen Reiche gewesen war, nahm jenen das ein wenig von ihrem Geheimnis, fand Serafin – wer hier gelebt hatte, konnte sich nicht allzu sehr von gewöhnlichen Menschen unterschieden haben, denn die Bedürfnisse waren dieselben: Wände, um sich dahinter zu verbergen; Straßen, um nicht vom Weg abzukommen; Schutz hinter Stein und Metall.

Die Meerhexe residierte auf einer Klippe, hoch über dem versunkenen Felsenland.

Sie schlängelte sich einem weißen Wurm gleich in der Finsternis, umtanzt von Feuerblasen wie Glühwürmchen – und doch auf rätselhafte Weise ihrem Schein entzogen, als wehrte sich ihre Haut dagegen, das Licht zu reflektieren.

Sie spie eine Luftblase aus, groß wie der Frachtraum einer Handelsfregatte. Mit dünnen, feingliedrigen Händen winkte sie Serafin und Unke heran. Ihr langes Haar umschwebte ihren Kopf wie ein Wald aus Wasserpflanzen, wogend und wallend, ohne jemals auf die Schultern herabzusinken.

Sie war so groß wie ein mächtiger Turm, größer noch als der Kadaver ihrer Rivalin, den Serafin und die anderen an der Oberfläche entdeckt hatten. Ihr Antlitz vereinte die Schönheit der Meerjungfrauen mit der Bedrohlichkeit eines Riesenkraken.

Die Luftblase waberte auf Serafin und Unke zu. Kurz bevor sie die beiden erreichte, lösten sich die

Meerjungfrauen von ihrer Seite und wuselten mit ein paar flinken Schlägen ihrer Schuppenschwänze davon. Serafin wollte der Blase ausweichen, doch da berührte sie ihn schon und zog ihn in ihr Inneres. Mit einem Keuchen glitt er an der Rundung hinab und kam am tiefsten Punkt der Blase zum Liegen. Nur einen Augenblick später landete Unke neben ihm. Sie trug immer noch den kleinen Rucksack mit Arcimbaldos Spiegelmaske auf dem Rücken, nichts und niemand vermochte sie davon zu trennen. Die Schnallen waren so festgezurt, dass die Riemen in ihre Schultern einschnitten.

Aus der Dunkelheit schälte sich das Gesicht der Hexe. Sie formte ihre Lippen zu einer Art Kussmund, mit dem sie die Blase zu sich heransaugte. Ihre riesenhaften Züge kamen näher und näher, waren schließlich groß wie ein Haus. Serafin versuchte zurückzuweichen, doch seine Hände und Füße fanden auf dem rutschigen Blasenboden keinen Halt. Er konnte nur dasitzen und abwarten, während sie unaufhaltsam auf den Mund der Hexe zutrieben.

»Sie saugt uns auf.«

»Nein, das glaube ich nicht.« Unke blickte gebannt auf das mächtige Gesicht, schrecklich und schön zugleich.

»Meerhexen sind Menschenfresser«, sagte er beharrlich, »das weiß jedes Kind.«

»Aasfresser, das ist ein Unterschied. Sie essen tote Menschen, keine lebenden.«

»Und wer wird sie daran hindern, diesen kleinen Schönheitsfehler mit einem Fingerschnippen zu beheben?«

»Wenn sie uns töten wollte, hätte sie das schon an der Oberfläche tun können. Aber sie hat gerade erst eine andere Meerhexe besiegt und deren Reich in Besitz

genommen. Vermutlich ist sie deshalb guter Laune – soweit man so was von einer Meerhexe behaupten kann.«

Das Gesicht war jetzt noch etwa zehn Meter entfernt. Ein Dutzend Feuerblasen glitten heran und flackerten wie eine Krone um das Haupt der Hexe. Serafin starrte nur ihre Lippen an, voll und dunkel, kein breiter Schlitz wie bei den Meerjungfrauen. Dahinter blitzten helle Zähne auf, lang und spitz wie Zaunpfähle.

Die Wand der Luftblase wölbte sich unter den Gesichtszügen der Hexe nach innen, Nase, Mund und Augen brachen hindurch und befanden sich mit einem Mal direkt vor Serafin und Unke im Trockenen: Die Hexe hatte sich die Blase übers Gesicht gestülpt wie eine Maske. Wasser lief über ihre weißgraue Haut, breite Rinnsale, die vom Nasenrücken hinab zu ihren Mundwinkeln und zum Kinn flossen.

Die Hexe hatte das Gesicht einer jungen Frau, ins Absurde vergrößert wie unter einer Lupe. Ihr in die Augen zu blicken bedeutete, so rasch von rechts nach links zu schauen, dass einem schwindelig wurde, so weit war der Abstand zwischen ihnen.

Unke hatte alle Versuche aufgegeben, sich aufzurichten. Sie blieb sitzen und tat ihr Bestes, eine Verbeugung anzudeuten. Serafin nahm an, dass von ihm dasselbe erwartet wurde, und so fügte er sich.

Die Meerhexe blickte auf sie herab, eine Wand aus Mund und Augen und grässlichen Zähnen. »Ich begrüße euch in der Untersee.« Ihre Stimme war nicht so laut, wie Serafin befürchtet hatte, doch der Gestank, der über ihre Lippen kam, presste ihn zurück in die Blasenwand wie eine heiße Sturmböe. Innerhalb von Sekunden roch es im Inneren der Blase wie im Schlachthaus an der Calle Pinelli. Der Geruch drang sogar durch den Tauchhelm.

»Was führt euch in mein Reich?«

»Eine Flucht«, sagte Unke geradeheraus.

»Vor wem?«

»Du weißt, in welchen Zeiten wir leben, Herrin. Und vor wem die Menschen flüchten.«

Die Hexe nickte nur ganz leicht, aber die Bewegung ließ die gesamte Luftblase erbeben und warf Serafin und Unke durcheinander. Einer der gigantischen Mundwinkel zuckte amüsiert in die Höhe. »Die Ägypter also. Aber du bist kein Mensch.«

»Nein. Allerdings lebe ich unter ihnen.«

»Du hast das Maul einer Meerjungfrau. Wie könnten dich die Menschen jemals als ihresgleichen akzeptieren?«

»Ich war jung, als ich das Wasser verlassen habe. Ich wusste nicht, was ich tat.«

»Wer hat dir deinen Schuppenschwanz genommen?«

»Du musst ihren Geruch an mir wittern.«

Erneut nickte die Hexe, und wieder schlitterten Serafin und Unke umher wie Insekten, die ein Kind in einem Glas gefangen hat. »Ich habe sie getötet. Sie war alt und dumm und voll von bösen Gedanken.«

Serafin dachte an den Leichnam der Hexe an der Oberfläche. Und er wunderte sich über die Worte des Wesens vor ihnen. Er hatte sich nicht vorstellen können, dass eine Meerhexe etwas wie das Böse überhaupt benennen konnte. Oder wollte. Sie sind Aasfresser, hatte Unke gesagt. Aber machte sie das von Natur aus schlecht? Auch Menschen aßen totes Fleisch.

»Ich bin nie eine Dienerin deiner Rivalin gewesen«, sagte Unke zur Hexe. »Es war ein Handel. Dafür, dass sie mir meinen Schuppenschwanz gegen Beine eingetauscht hat, ist sie entlohnt worden.«

»Das will ich dir glauben. Als sie starb, waren ihr keine Diener geblieben. Sogar einige der anderen Hexen haben sie gefürchtet.«

»Dann war es gut, dass du sie besiegt hast.«

Die Hexe machte tief unter Serafin und Unke eine umfassende Bewegung mit ihren baumgroßen Händen. »Du weißt, wer einst in diesem Reich gelebt hat?«

Unke nickte. »Die Subozeanischen waren stark in diesen Breiten der Untersee.«

»Es gibt hier noch immer ungeheuer viel zu entdecken. Die Ruinen der Subozeanischen Kulturen sind voller Rätsel. Aber ich hätte größere Muße, sie zu erkunden, wenn ich mir keine Sorgen wegen der Ägypter machen müsste.«

»Warum sollte ein Geschöpf wie du den Pharao fürchten?«

Die Hexe gestattete sich zum ersten Mal ein aufrichtiges Lächeln. »Du musst mir nicht schmeicheln, Meerjungfrau-mit-Beinen. Es ist wahr, ich bin mächtig hier in der Untersee. Aber das, was den Ägyptern ihre Kraft gibt, könnte auch mir einmal gefährlich werden. Und doch fürchte ich nicht allein um mich. Das Imperium hat die Meerjungfrauen fast ausgerottet. Wir Meerhexen wurden geboren, um zu herrschen, aber über wen sollen wir regieren, wenn unsere Untertanen immer weniger werden? Irgendwann wird es keine Meerjungfrauen mehr geben, und dann ist auch unsere Stunde gekommen. Die See wird ein leeres, totes Reich sein, voll von Fischen ohne Verstand.«

»Dann verbindet uns der Hass auf die Ägypter«, sagte Unke.

»Ich hasse sie nicht. Ich erkenne ihre Notwendigkeit im Lauf der Dinge. Aber das bedeutet nicht, dass ich mich mit ihnen abfinden will. Mit all dem Zorn und der Trauer, die

sie mir verursacht haben.« Einen Moment lang war der Blick der riesigen Hexen Augen nach innen gerichtet, gedankenverloren und sorgenschwer. Ebenso schnell aber kehrte ihre Aufmerksamkeit zurück ins Hier und Jetzt. »Was habt ihr vor, wenn ich euch laufen lasse?«

Serafin war die ganze Zeit über ruhig geblieben, und auch jetzt hielt er es noch immer für das Vernünftigste, das Reden Unke zu überlassen. Sie wusste am ehesten, wie mit einem solchen Wesen umzugehen war. »Die Menschen, die mich begleiten, werden auf der weiten See verdursten«, sagte Unke. »Und ich werde nicht allein weiterziehen. Eher sterbe ich.«

»Große Worte«, sagte die Hexe. »Du meinst sie ernst, nicht wahr?«

Unke nickte.

»Welches Ziel habt ihr?«

Ja, dachte Serafin, welches Ziel haben wir eigentlich?

»Ägypten«, sagte Unke.

Serafin starrte sie an. Die Hexe bemerkte es.

»Dein Begleiter ist anderer Meinung?« Die Frage war formuliert, als wäre sie an Unke gerichtet, aber tatsächlich blickte die Hexe jetzt auf Serafin, und sie erwartete, dass er eine Antwort gab.

»Nein«, sagte er unsicher. »Keineswegs.«

Unke schenkte ihm den Schatten eines Lächelns. Zur Hexe gewandt sagte sie: »Wir haben nur die Wahl, uns zu verstecken oder zu kämpfen. Ich werde kämpfen. Und ich bin sicher, meine Freunde werden sich für den gleichen Weg entscheiden, wenn sie erst einmal Gelegenheit hatten, darüber nachzudenken.«

»Ihr wollt Ägypten angreifen?«, fragte die Hexe spöttisch. »Ihr allein?«

Serafin dachte an den kleinen Trupp, der an der Wasseroberfläche auf sie wartete. Er vermutete, dass Dario, Aristide und Tiziano sich ihnen anschließen würden. Aber Lalapeja? Sie war eine Sphinx, auch wenn sie die Gestalt eines Menschen angenommen hatte. Schon in Venedig hatte sie sich gegen ihr Volk und damit gegen das Imperium gestellt, aber die Niederlage hatte sie ausgelaugt. Er war nicht sicher, ob sie bereit war, den Kampf jetzt noch fortzuführen. Oder was für einen Grund sie dafür haben sollte.

Überhaupt, was bedeutete das schon, Kampf? Wie sollte der aussehen? Die Hexe hatte Recht: Bestenfalls waren sie zu sechst – gegen die geballte Macht des Pharaos und der Sphinx-Kommandanten.

Die Hexe stellte Unke die gleiche Frage.

Unke lächelte, aber es wirkte verbissen und noch härter, als sie sich ohnehin die meiste Zeit über gab. »Wir werden Wege finden, ihnen zu schaden. Und wenn es kleine Dinge sind: ein Überfall hier, ein toter Priester da. Ein leckgeschlagenes Schiff, vielleicht einmal ein toter Sphinx.«

»Nichts davon wird auch nur bis an die Ohren des Pharaos gelangen«, sagte die Hexe, »geschweige denn ihn beunruhigen.«

»Darum geht es nicht. Die Tat zählt, nicht das Ergebnis. Gerade du müsstest das verstehen, Herrin. Hast du nicht davon gesprochen, die Ruinen der Subozeanischen Reiche zu erforschen? Was bezweckst du damit? Sie werden nicht wieder in ihrem alten Ruhm auferstehen. Kein Resultat – nur der Wille, etwas zu tun. Genau wie bei uns.«

»Sprichst du von Besessenheit?«

»Ich würde es Hingabe nennen.«

Die Hexe verstummte, und je mehr Zeit verging, desto überzeugter wurde Serafin, dass Unke den richtigen Ton

angeschlagen hatte. Zugleich wurde ihm klar, dass die Meerjungfrau jedes Wort ernst gemeint hatte. Das erschreckte ihn ein wenig, weckte aber auch seine Bewunderung. Sie hatte Recht. Er würde mit ihr gehen, egal, wohin.

»Wie ist dein Name?«, fragte die Hexe schließlich.

Unke antwortete ihr. Dann fügte sie hinzu: »Und dies hier ist Serafin, der geschickteste unter den Meisterdieben Venedigs. Und Freund der Meerjungfrauen.«

»Ihr seid verrückt, aber ihr seid auch tapfer. Das gefällt mir. Du bist eine starke Frau, Unke. Eine gefährliche Frau, für andere und für dich selbst. Gib Acht, dass die Waage sich nicht allzu sehr zu deiner Seite neigt.«

Es war Serafin nie in den Sinn gekommen, dass Meerhexen weise sein könnten. Hinter der Angst einflößenden Fassade steckte weit mehr als der animalische Hunger nach Menschenfleisch.

»Heißt das, du lässt uns ziehen?« Unke sprach sachlich, ohne jeden Überschwang.

»Ich werde euch nicht nur ziehen lassen. Ich werde euch helfen.«

Die Worte der Hexe mochten Serafin beeindruckt haben, aber das bedeutete nicht, dass er sie sich als Begleiterin wünschte. Nein, ganz und gar nicht.

Aber die Hexe dachte an etwas anderes. »Meine Dienerinnen werden euch zurück zu euren Gefährten bringen. Wartet dort eine Weile. Dann werdet ihr erkennen, was ich meine.«

Und so geschah es.

Das Gesicht der Hexe zog sich aus der Luftblase zurück und versank in der Finsternis. Serafin machte ihren gekrümmten Umriss ein letztes Mal in den Schatten aus,

ehe rundherum die Feuerblasen erloschen und das titanische Wesen eins wurde mit der Dunkelheit.

Sie kehrten zurück, wie sie hergekommen waren. Als sie durch die Oberfläche brachen und das Licht des Tages über sich sahen, entfuhr Serafin ein dankbarer Seufzer. Vielleicht war er nicht der erste Mensch, der eine Audienz bei einer Meerhexe überlebt hatte, gewiss aber einer von wenigen. Er hatte dazugelernt, indem er ihr zugehört hatte, und sein Bild von der Welt war erneut ein wenig facettenreicher, lebendiger, vielfältiger geworden. Dafür war er ihr dankbar.

Dario und die anderen Jungen halfen ihnen aus dem Wasser, hinauf auf den treibenden Kadaver der alten Meerhexe. *Voll von bösen Gedanken*, rief sich Serafin die Stimme aus der Tiefe ins Gedächtnis, und jetzt fand er es noch ein wenig scheußlicher, seine Füße auf das tote Fleisch des Leichnams zu setzen und sich beim Hinaufklettern mit den Händen darauf abzustützen.

Auf dem Kamm des leblosen Schuppenschwanzes wurden sie von Lalapeja erwartet. Die Sphinx lächelte nicht, aber sie wirkte erleichtert. Es war das erste Mal seit ihrer Flucht aus Venedig, dass Serafin in ihren Zügen eine andere Gefühlsregung als Leid und Trauer entdeckte.

Abwechselnd berichteten sie, was geschehen war, und wurden nicht ein einziges Mal von den anderen unterbrochen. Selbst als Unke erzählte, welches Ziel sie der Hexe genannt hatte, widersprach niemand.

Ägypten also, dachte Serafin. Und es fühlte sich auf absurde, albtraumhafte Weise *richtig* an.

Eine oder zwei Stunden später begann das Wasser zu brodeln, und etwas Gewaltiges tauchte aus den Fluten empor.

## ***Das Herz des Imperiums***

DIE SONNENBARKE FLOG NIEDRIG UND folgte dem Verlauf des gefrorenen Nils. Winterwinde schüttelten sie, aber es fiel kein neuer Schnee, der sie hätte nach unten drücken können.

Merle blickte durch einen der Sichtschlitze nach draußen. Das Land lag in strahlendem Weiß unter ihnen. Die einstmals grünen Ufer des Nils hoben sich kaum mehr von der Wüste ab, alles war unter der dicken Schneeschicht begraben. Nur hier und da stachen erfrorene Palmenhaine aus dem Eis, und einige Male sahen sie die Ruinen von Hütten, die Dächer zermalmt vom Gewicht der Schneemassen.

Wo sind all die Menschen?, dachte sie.

»*Vielleicht erfroren*«, sagte die Königin in ihren Gedanken.

Nur vielleicht?

»*Falls der Pharao sie nicht schon früher seiner Mumienarmee einverleibt hat.*«

Du glaubst, er hat sein eigenes Volk ausgelöscht, um seine Armee zu bestücken?

»*Du darfst vom Pharao nicht als einem Ägypter denken. Er war schon zu seinen Lebzeiten vor über viertausend Jahren ein Teufel, aber seit die Horuspriester ihn wiedererweckt haben, ist er kein Mensch mehr. Ob das Volk, das hier am Nil gelebt hat, irgendwann einmal sein eigenes war, spielt für ihn keine Rolle mehr. Wahrscheinlich hat er zwischen den Menschen hier und denen in all den anderen Ländern, die er erobert hat, keinen Unterschied gemacht.*«

Ein Land ohne Menschen? Aber für wen führt er dann diesen Krieg?

*»Nicht für das ägyptische Volk, das steht fest. Vermutlich nicht einmal für sich selbst. Du darfst den Einfluss der Horuspriester auf ihn nicht vergessen.«*

Junipa lehnte neben Merle an der Barkenwand, hatte die Beine angezogen und die Arme um die Knie geschlungen. Merle spürte, dass Junipa sie beobachtete, mal offen, mal verstohlen, so als wartete sie auf ein Zeichen der Fließenden Königin. Merle hatte ihr berichtet, was ihr in Venedig widerfahren war, sehr knapp und im leisesten Flüsterton, den sie zu Stande brachte. Seth war gleich nach dem Start der Barke in eine Art Trance gefallen, die wohl nötig war, um das Gefährt zu steuern. Merle hatte ihn eine Weile lang beobachtet, dann hatte sie beschlossen, die Chance zu nutzen und Junipa alles zu erzählen. Das Mädchen mit den Spiegelaugen hatte zugehört, erst reglos, dann zunehmend aufgeregter. Aber es hatte nichts gesagt, keine Fragen gestellt, und nun saß Junipa da, und Merle konnte regelrecht spüren, wie es hinter der Stirn ihrer Freundin arbeitete.

Merles Blick wanderte zu Seth hinüber, der im vorderen Teil der Barke auf einem Podest saß, das Gesicht dem Innenraum zugewandt. Eine Ader zeichnete sich auf seiner Stirn ab und verschwand unter dem goldenen Gitternetz. Seine Augen waren geschlossen. Und trotzdem glaubte Merle zu spüren, wie er mit unsichtbaren Fühlern nach ihr tastete. Schon einmal, bei ihrer ersten Begegnung, hatte sie das Gefühl gehabt, dass er geradewegs in ihr Inneres blickte – und dass er sah, wer sich dort verbarg.

Sie fragte sich, ob die Königin ihre Empfindungen teilte, doch diesmal bekam sie keine Antwort. Der Gedanke, dass sogar die Fließende Königin den Obersten der Horuspriester fürchten könnte, machte ihr Angst.

Seth steuerte die Barke durch die Kraft seiner Gedanken. Das goldene Gefährt schwebte dreißig Meter über dem Packeis des Nils, nicht allzu schnell, denn noch immer war die Decke aus Schneewolken über ihnen ungebrochen und kein Sonnenstrahl drang hindurch. Das diffuse Tageslicht reichte aus, die Barke in der Luft zu halten, aber es war nicht stark genug, um sie zu beschleunigen.

Merle hatte angenommen, dass es im Inneren der Barke fremdartige Apparaturen und eine Art Konsole geben würde wie in den Dampfbooten, die in der venezianischen Lagune kreuzten. Doch da war nichts dergleichen. Der Innenraum war leer, die Metallwände schmucklos. Nicht einmal Sitzbänke hatte man eingebaut – die untoten Mumientrupps, die für gewöhnlich in den Barken transportiert wurden, legten keinen Wert auf Bequemlichkeit. Das Luftschiff hatte den Charme einer Gefängniszelle.

Vermithrax stand angespannt vor Seth und ließ den Priester nicht aus den Augen. Die Schwingen hatte er angelegt, doch seine Krallen waren immer noch ausgefahren. Seine Lavaglut erfüllte das Innere der Barke mit strahlender Helligkeit, die vom Metall der Wände reflektiert wurde. Das goldene Gleißeln brannte in Merles Augen, drang sogar durch ihre Lider; es kam ihr vor, als hätte man sie in Bernstein eingeschlossen.

Junipa lehnte neben ihr an der Barkenwand. Sie hatte die Augen geschlossen, aber Merle wusste, dass sie dennoch sehen konnte. Mit ihren Spiegelaugen schaute sie durch die Lider hindurch, im Hellen wie im Dunkeln, und falls Professor Burbridge die Wahrheit gesagt hatte, vermochte sie damit sogar in andere Welten zu blicken. Das war mehr, als Merle sich vorstellen konnte. Mehr, als sie sich vorstellen *wollte*.

Die Aufgabe, Seth die Wahrheit über die neue Eiszeit zu

berichten, war auf Merle zurückgefallen, natürlich. Vermithrax hätte sich eher die Fangzähne ziehen lassen, als dem verhassten Priester einen Wunsch zu erfüllen.

Und so hatte Merle vor dem Start von Winter erzählt, dem mysteriösen Albino, dem sie in der Hölle das Leben gerettet hatte. Winter, der behauptet hatte, er sei die Fleisch gewordene Jahreszeit, auf der Suche nach seiner verschollenen Geliebten Sommer. Sie sei vor Jahren verschwunden, hatte er gesagt, und seitdem gebe es keinen echten Sommer mehr auf der Welt, keine Julihitze und keinen brütenden Sonnenschein im August. Winter war in der Hölle nur ein einfacher Mensch gewesen, aber er hatte erzählt, wie er an der Oberfläche Eis und Schnee mit sich brachte, unter dem er das Land begrub. Winter konnte kein lebendes Wesen berühren, ohne dass es innerhalb eines Herzschlags zu Eis gefror. Allein Sommer, seine geliebte Sommer, widerstand diesem Fluch und hob ihn mit ihrer sengenden Hitze auf. Nur sie beide konnten einander in den Armen liegen, ohne den anderen zu töten, und es war ihr Schicksal, dass sie auf ewig zusammengehörten.

Doch jetzt war Sommer fort und Winter auf der Suche nach ihr.

Professor Burbidge – oder Lord Licht, wie er sich als Herrscher der Hölle nannte – musste Winter einen Hinweis gegeben haben, der ihn hierher gelockt hatte, nach Ägypten, zum ersten Mal seit Jahrtausenden. In seinem Gefolge hatten Schneestürme die Dünen geglättet, und tödliches Eis lag wie ein Panzer über der Wüste.

Kein Zweifel, Winter war hier gewesen. Genau wie Merle hatte er die Hölle durch das Innere der Stufenpyramide verlassen. Wohin aber führte sein Weg? Nach Norden, vermutlich, denn auch Seth steuerte die Barke nordwärts, und bislang nahm der Schnee kein Ende.

Seth hatte sich ihren Bericht angehört und sie mit keinem Wort unterbrochen. Was währenddessen hinter seiner Stirn vorging, blieb sein Geheimnis. Aber er hatte Wort gehalten: Er hatte die Barke in die Luft gebracht und ihnen damit das Leben gerettet. Es war ihm sogar gelungen, im Inneren des Luftschiffes eine trockene Wärme zu erzeugen, die von der Goldschicht an den Wänden ausging.

»*Er weiß mehr über Winter, als er zugibt*«, sagte die Königin.

Wie kommst du darauf?, fragte Merle in Gedanken. Ihre Fähigkeit, lautlos mit der Königin zu sprechen, hatte sich in den Tagen seit ihrem Abstieg in die Hölle merklich verbessert. Sicher, es fiel ihr immer noch leichter, die Worte mit den Lippen zu formen, aber wenn sie sich konzentrierte, ging es mittlerweile auch so recht gut.

»*Er ist der zweite Mann des Imperiums, der Stellvertreter des Pharaos*«, sagte die Königin. »*Falls die Ägypter mit Sommers Verschwinden zu tun haben, muss er davon wissen.*«

Sommer ist hier?

»*Nun, Winter ist in Ägypten. Und er wird einen guten Grund dafür haben.*«

Merle sah noch einmal zu Seth hinüber. Mit seinen geschlossenen Augen und dem entspannten Gesichtsausdruck hatte er einiges von seiner äußeren Bedrohlichkeit verloren. Dennoch gab sie sich für keine Sekunde der Illusion hin, dass er etwas anderes im Sinn haben könnte, als sie alle am Ende ihrer Reise zu töten. Ihr Leben würde davon abhängen, dass Vermithrax ihm zuvorkam. Der Kampf zwischen Löwe und Priester war unausweichlich.

Seths Worte hatten Vermithrax an einer Stelle getroffen,

an der er trotz all seiner Stärke ungeschützt war. Sie hatten Zweifel in ihm gesät, Zweifel an jenem einen Lichtblick, der ihm Hoffnung auf eine bessere Zukunft gemacht hatte. Das Wiedersehen mit seinem Volk, das er vor langer Zeit irgendwo in Afrika zurückgelassen hatte, war für Vermithrax von jeher das Ziel, der Endpunkt seiner Reise gewesen. Und nun nagte an ihm die Furcht, dass Seth die Wahrheit gesagt haben könnte; dass das Volk der sprechenden Steinlöwen vom Imperium ausgelöscht worden war.

Merle wandte sich erneut an die Fließende Königin: Glaubst du, dass es wahr ist?

*»Es wäre dem Imperium zuzutrauen.«*

Aber die Löwen sind so stark ...

*»Das waren andere Völker auch. Und sie waren zahlreicher als die letzten freien Löwen. Trotzdem wurde jedes einzelne von ihnen niedergemacht oder versklavt.«*

Merle blickte aus dem Fenster. Für wen kämpften sie eigentlich, wenn es dort draußen in der Welt niemanden mehr gab? Auf absurde Weise verband sie das mit dem Pharaos: Sie alle trugen einen Kampf aus, dessen eigentliches Ziel sie längst aus den Augen verloren hatten.

Seth hob die Lider. »Wir sind bald da.«

»Wo?«, fragte Merle.

»Am Eisernen Auge.«

»Was ist das?« Merle hatte angenommen, dass er sie nach Heliopolis, in die Hauptstadt des Pharaos, bringen würde. Vielleicht auch nach Kairo oder Alexandria.

»Das Eisernen Auge ist die Festung der Sphinx. Von dort aus wachen sie über Ägypten.« Sein Tonfall war abfällig, und zum ersten Mal kam Merle der Gedanke, dass Seth noch von anderen Motiven beherrscht wurde als

vom absoluten Willen zur Macht. »Das Eisernes Auge steht im Nildelta. Es wird bald in Sicht kommen.«

Merle wandte sich wieder ihrem Sehschlitz zu. Wenn sie sich bereits so weit im Norden befanden, mussten sie über Kairo hinweggeflogen sein. Warum hatte sie nichts davon bemerkt? Der Schnee lag hoch, aber nicht hoch genug, um eine Millionenstadt unter sich zu begraben.

Es sei denn, jemand hatte Kairo dem Erdboden gleichgemacht. Hatte sich dort womöglich der Widerstand des ägyptischen Volkes geballt, als der Pharao und die Horuspriester nach der Macht gegriffen hatten? Die Vorstellung, dass Kairo mit all seinen Bewohnern vernichtet worden war, nahm Merle den Atem.

Junipas Stimme riss sie aus ihren Gedanken. »Was wollen Sie bei den Sphinxen?«, fragte sie den Priester.

Seth sah Junipa einen Moment lang ausdruckslos an. Dann lächelte er plötzlich. »Du bist ein kluges Kind. Kein Wunder, dass sie gerade dir die Spiegelaugen eingesetzt haben. Deine Freunde haben sich vermutlich in diesem Moment gefragt, was *sie* im Eisernen Auge tun sollen. Aber du fragst, was *mich* dorthin treibt. Und das ist es doch, worauf es ankommt, nicht wahr?«

Merle war nicht sicher, ob sie verstand, wovon er da redete. Sie warf ihrer Freundin einen Blick zu, doch Junipa verriet mit keiner Regung, was in ihr vorging. Erst als sie weitersprach, begriff Merle, worauf sie hinauswollte – und dass sie tatsächlich Recht damit hatte.

»Sie mögen die Sphinxen nicht«, sagte Junipa. »Das kann ich sehen.«

Für den Bruchteil eines Atemzugs schien Seth überrascht. Doch sogleich hatte er sich wieder im Griff. »Möglicherweise.«

»Sie sind nicht hier, weil die Sphinxen Ihre Freunde sind.

Sie werden die Sphinx auch nicht um Hilfe bitten, uns zu töten.«

»Glaubst du denn wirklich, dafür brauchte ich Hilfe?«

»Ja«, sagte Vermithrax; es war das erste Mal seit Stunden, dass er sprach. »Das glaube ich ganz bestimmt.«

Die beiden Gegner fixierten einander mit Blicken, aber keiner legte es auf eine Eskalation an. Nicht hier, nicht jetzt.

Wieder war es Junipa, die die Spannung entschärfte. Ihre sanfte, unendlich gelassene Stimme tastete nach Seths Aufmerksamkeit. »Sie haben versucht, Lord Licht zu töten, und Sie kehren aus der Hölle zurück in ein Land, das sich in eine Eiswüste verwandelt hat. Warum führt Sie Ihr erster Weg nicht an den Hof des Pharaos oder in den Tempel der Horuspriester? Wieso geradewegs zur Festung der Sphinx? Das ist ziemlich merkwürdig, finde ich.«

»Und was soll, deiner Meinung nach, all das bedeuten, kleines Spiegelmädchen?«

»Ein Feuer in Ihrem Herzen«, sagte sie rätselhaft.

Merle starrte Junipa an, bevor ihr Blick dem des Obsidianlöwen begegnete. Für einen Moment verdrängte Verwunderung die Kälte aus Vermithrax' Augen.

Seth legte den Kopf schräg. »Feuer?«

»Liebe. Oder Hass.« Junipas Spiegelaugen leuchteten im goldenen Schein des Löwen. »Eher Hass.«

Der Priester schwieg und dachte nach.

Junipas Stimme stieß nach: »Rache, denke ich. Sie hassen die Sphinx, und Sie sind hier, um sie zu vernichten.«

»Bei allen Göttern!«, murmelte die Fließende Königin in Merles Gedanken.

Vermithrax hörte noch immer aufmerksam zu, und sein

Blick wanderte von Junipa zurück zu Seth. »Ist das wahr?«

Der Horuspriester schenkte dem Löwen keine Beachtung. Nicht einmal Merle, die er zuvor immer wieder beobachtet hatte, schien für ihn jetzt noch von Bedeutung zu sein. Es war, als sei er mit Junipa in der Barke allein.

»Du bist tatsächlich ein erstaunliches Geschöpf, kleines Mädchen.«

»Mein Name ist Junipa.«

»Junipa«, wiederholte er langsam. »Ganz erstaunlich.«

»Sie sind nicht länger die rechte Hand des Pharaos, nicht wahr? Sie haben alles verloren, als es Ihnen dort unten nicht gelungen ist, Lord Licht zu töten.« Junipa drehte gedankenverloren eine Strähne ihres weißblonden Haars zwischen Daumen und Zeigefinger. »Ich weiß, dass ich Recht habe. Manchmal sehe ich nicht nur die Oberfläche, sondern auch das Herz der Dinge.«

Seth atmete tief durch. »Der Pharo hat die Horuspriester verraten. Er hat mir den Auftrag gegeben, Lord Licht zu ermorden. Die Sphinxen hatten Amenophis gewissagt, dass jemand aus der Hölle kommen und ihn vernichten würde. Deshalb wollte er, dass ich Lord Licht töte – und am besten gleich selbst dabei sterbe. Amenophis hat all meine Priester gefangen nehmen lassen und gedroht, sie hinzurichten, wenn meine Mission keinen Erfolg hat.«

»Nun«, sagte Vermithrax genüsslich, »du bist gescheitert. Meinen Glückwunsch.«

Seth funkelte ihn an, erwiderte aber nichts. Stattdessen fuhr er fort: »Ich bin sicher, Amenophis weiß bereits, dass Lord Licht noch am Leben ist.« Er senkte den Blick, und Merle wünschte sich beinahe, sie könnte Mitleid für ihn

empfinden. »Meine Priester sind jetzt tot. Der Horuskult existiert nicht mehr. Ich bin der Einzige, der übrig geblieben ist. Und die Sphinxen haben unsere Stelle an der Seite des Pharaos eingenommen. So war es von Anfang an geplant. Wir sollten Amenophis wiedererwecken und die Fundamente des Imperiums legen. Die Sphinxen sind es, die nun die Früchte all unserer Anstrengungen ernten. Sie haben im Hintergrund abgewartet, bis die Zeit reif war, um den Pharaon auf ihre Seite zu ziehen. Sie haben ihn dazu gebracht, uns zu verraten. Die Sphinxen haben Amenophis ausgenutzt, und sie haben *uns* ausgenutzt. Wir sind manipuliert worden, ohne es zu ahnen. Oder, nein, das ist nicht wahr. Andere haben mich gewarnt, aber ich habe ihren Rat in den Wind geschlagen. Ich wollte nicht wahrhaben, dass die Sphinxen ein falsches Spiel mit dem Imperium treiben. Dabei lief es immer nur auf eines hinaus: Das Imperium erobert die Welt, und die Sphinxen übernehmen das Imperium. Sie haben uns zu ihren Handlangern gemacht, und ich war von allen der Einfältigste, weil ich die Augen vor der Wahrheit verschlossen habe. Meine Priester mussten den Preis für meinen Fehler zahlen.«

»Und nun sind Sie auf dem Weg zu den Sphinxen, um sie zu rächen«, sagte Junipa.

Seth nickte. »Wenigstens *das* kann ich tun.«

»*Mir wird ganz schwer ums Herz*«, bemerkte die Königin sarkastisch.

Merle achtete nicht auf sie. »Wie wollen Sie die Sphinxen vernichten?«

Seth schien beinahe ein wenig erschrocken über seine eigene Offenheit. Er, der Höchste der Horuspriester, Zerstörer zahlloser Länder und Schlächter ganzer Völker, hatte zwei Kindern und einem verbitterten Steinlöwen

seine Gedanken offenbart.

»Ich weiß es noch nicht«, sagte er nach einem Augenblick nachdenklichen Schweigens. »Aber ich werde einen Weg finden.«

Vermithrax schnaubte verächtlich, aber nicht so laut, wie er es wohl *vor* Seths Geständnis getan hätte. Auch ihn hatte die Offenheit des Priesters überrascht, sogar ein wenig beeindruckt.

Dennoch machte niemand den Fehler, Seth für einen Verbündeten zu halten. Wenn es für ihn einen Vorteil bedeutete, würde er sie alle bei der ersten Gelegenheit opfern. Dieser Mann hatte zehntausende mit einem Wink seiner Hand ausgelöscht, hatte Städte durch einen knappen Befehl niedergebrannt und die Friedhöfe ganzer Nationen geschändet, um die Leichen zu Mumienkriegern zu machen.

Seth war kein Verbündeter.

Er war der Teufel selbst.

»*Gut*«, sagte die Fließende Königin. »*Und ich dachte schon, er würde euch alle mit seiner amüsanten kleinen Tragödie um den Finger wickeln.*«

Merle ergriff Junipas Hand. »Was weißt du noch über ihn?«, fragte sie, ohne auf Seths lodernde Blicke zu achten.

Die Spiegelaugen reflektierten Vermithrax' Goldglanz mit solcher Intensität, dass Merles Ebenbild darin verglühte wie ein Insekt in einer Kerzenflamme. »Er ist ein böser Mensch«, sagte Junipa, »aber die Sphinx übertrifft ihn um ein Unendliches.«

Seth deutete eine spöttische Verbeugung an.

»Das wird sich gut auf deinem Grabstein machen«, sagte Vermithrax grimmig.

»Ich werde verfügen, dass man ihn aus deiner Flanke meibelt«, konterte der Priester.

Vermithrax schabte mit einer Pranke über den Boden, ließ sich aber auf kein weiteres Wortgefecht ein. Er zog den Kampf mit scharfen Krallen solchen Spitzfindigkeiten vor.

Merle betrachtete Junipa einen Moment lang mit wachsender Sorge, dann streifte ihr Blick das Fenster – und das Ungetüm, das sich draußen über dem Delta aus Eis erhob.

»Ist *das* das Eiserne Auge?«

Seth schaute nicht hinaus, sein Blick verharrte reglos auf Merle. Niemand benötigte seine Bestätigung, alle kannten die Antwort.

Auch Junipa presste ihr Gesicht gegen die schmale Scheibe. An den Rändern des Fensters hatten sich Eisblumen gebildet, fein verästelte Finger, die nach ihren Spiegelbildern tasteten.

Erst sah es aus wie ein Berg, ein spitzer Kegel aus Eis und Schnee, eine unnatürliche Falte in der flachen Landschaft, so als hätte jemand den Horizont zusammengeschoben wie ein Stück Papier. Im Näherkommen konnte Merle Einzelheiten erkennen. Das Gebilde vor ihnen war pyramidenförmig, aber mit steileren Schrägen; oben abgeschnitten, als hätte jemand die Spitze mit einer Sense abgeschlagen; und dort, an Stelle des Gipfels, schälte sich aus den Schneewehen eine Ansammlung von Türmen und Giebeln, Balkonen, Balustraden und Säulenarkaden. Was immer sich im Inneren des Eisernen Auges verbarg, dort oben befand sich das *wahre* Auge. Merle kam es vor wie der Ausguck eines gigantischen Schiffes, der das Land und vielleicht das gesamte Imperium überblickte. Der Koloss – war er

aus Stahl, aus Stein, oder wirklich aus Eisen? – erschien Merle zweckmäßig, schmucklos, ohne jeden unnützen Schnörkel. Die Aufbauten aber, in denen die Anlage gipfelte, erstrahlten in unwirklicher Eleganz: verspielte Gebäude voller Verzierungen, schmale Brücken und aufwändig umrahmte Fenster. Wenn es einen Ort gab, an dem die Sphinx wahrlich *lebten* – nicht regierten, nicht beherrschten –, dann war es dort, am Gipfel des Eisernen Auges.

Die Festung war hoch, vielleicht höher als der Himmel; aber nein, die Wolkendecke hing so grau und schwer darüber wie überall auf ihrem Weg. Allmächtig mochte das Eiserner Auge sein, aber nicht überirdisch, nicht himmlisch.

*Die Sphinx übertreffen Seth an Bösigkeit um ein Unendliches.* Merle hörte Junipas Worte noch einmal, ein wispernder Nachhall in ihren Gedanken.

Die Barke kreiste in einem weiten Bogen um die gesamte Anlage. Merle war sich nicht sicher, was Seth damit bezweckte. Wollte er sie beeindrucken, eine allerletzte Lobpreisung seiner magischen Kräfte? Oder ging es ihm vielmehr darum, ihnen mit der Festung auch die Macht der Sphinx vor Augen zu führen? Eine Warnung?

Schließlich lenkte er die Barke auf eine von zahllosen Öffnungen in der Südseite des Auges zu, horizontale Schlitze im schneebedeckten Weiß der Schräge. Im Näherkommen erkannte Merle dort drinnen ein ganzes Geschwader von Sonnenbarken.

Ein Dutzend Aufklärer kreisten um die Festung, sie kontrollierten die gefrorenen Arme des Flussdeltas. Doch ihre Bewegungen waren behäbig, der verhangene Himmel hatte die gefürchteten Sonnenbarken ihrer Wendigkeit

beraubt. Aus Raubvögeln waren lahme Enten geworden.

»Was haben Sie jetzt vor?«, fragte Merle.

Seth schloss wieder die Augen, er konzentrierte sich auf den Anflug. »Ich muss die Barke im Hangar landen.«

»Aber dort wird man uns sehen, wenn wir aussteigen.«

»Das ist nicht mein Problem.«

Vermithrax machte einen Schritt auf Seth zu. »Es könnte leicht zu deinem werden.«

Noch einmal öffnete der Priester die Augen, doch sein Blick richtete sich auf Junipa, nicht auf den Löwen, der ihn bedrohte. »Ich könnte versuchen, oben auf der Plattform zu landen. Die Patrouillen werden es bemerken, aber wenn wir Glück haben, sind wir bis dahin schon zwischen den Gebäuden verschwunden.«

»*Warum setzt er für uns sein Leben aufs Spiel?*«, fragte die Königin argwöhnisch.

»Das ist ein Trick«, knurrte auch Vermithrax.

Seth zuckte die Achseln, jetzt wieder mit geschlossenen Augen. »Habt ihr einen besseren Vorschlag?«

»Bring uns von hier fort«, sagte der Löwe.

»Und die Wahrheit, die du suchst?« Seth lächelte. »Wo sonst willst du sie finden?«

Darauf schwieg Vermithrax. Auch Merle und Junipa sagten nichts mehr. Sie hatten die Wahl, wieder im Schnee ausgesetzt zu werden oder sich irgendwo im Eisernen Auge zu verstecken, bis sie sich auf einen vernünftigen Plan geeinigt hatten.

Die Barke legte sich kurz vor dem Tor des Hangars in eine Kurve, stieg an und schwebte in einer weiten Spirale aufwärts. Merle versuchte, die Patrouillen im Blick zu behalten, aber ihre Sicht aus dem schmalen Fensterschlitz war eingeschränkt, und sie konnte immer nur einzelne

Flugsicheln in der Ferne ausmachen. Schließlich gab sie es ganz auf. Sie musste sich damit abfinden, dass ihr Leben im Moment allein in Seths Händen lag.

Die Barke brauchte einige Minuten, ehe sie ihr Ziel erreichte. Merle wechselte auf die andere Seite des Luftschiffes, damit sie die Aufbauten genauer betrachten konnte. Auf allen Dächern, Balkonen und Vorsprüngen lagen dicke Schneehauben, und der unbebaute Rand der Plattform war so tief verschneit, dass Merle es für fraglich hielt, ob sie dort die Barke überhaupt verlassen konnten. Im hohen Schnee war es so gut wie unmöglich, vor ihren Gegnern davonzulaufen.

Seth ließ die Sonnenbarke zu Boden sinken. Sie kam sanft auf dem Schnee auf, begleitet vom Knirschen und Bersten der Eiskruste. Die ersten Gebäude waren etwa zwanzig Meter von ihnen entfernt. Durch den Fensterschlitz sah Merle enge, hohe Gassen zwischen den Bauten. In Anbetracht der zahllosen Dächer und Türme musste es sich um ein wahres Labyrinth aus Schneisen und Wegen handeln.

Unwillkürlich musste Merle an Serafin denken. Daran, dass er als Meisterdieb am besten gewusst hätte, wie man sich unauffällig in einem solchen Irrgarten aus Gassen bewegte.

Daran, wie sehr sie ihn vermisste.

»Raus hier!« Seths Stimme wischte Serafins Gesicht aus ihren Gedanken. »Schnell, *macht* schon!«

Und dann rannte sie. Mit Junipa an der Hand. Zwischendurch auch ohne sie. Dann wieder mit ihr. Stolpernd. Frierend. Ohne zu wagen, nach oben zu blicken, aus Angst, sie könnte sehen, wie sich eine Barke auf sie herabstürzte.

Erst als sie hinter einer Wand in Deckung gingen, einer

nach dem anderen und sogar Seth und Vermithrax nahezu einträchtig nebeneinander, wagte Merle wieder durchzuatmen.

»Was nun?« Der Löwe starrte angestrengt zum Rand der Plattform, wo das glitzernde Schneefeld abrupt vor dem Grau des Wolkenabgrunds endete.

»Ihr könnt gehen, wohin ihr wollt.« Seth warf erst Merle, dann Junipa einen Seitenblick zu. Merle war nicht entgangen, wie eindringlich er immer wieder Junipa musterte, schon vorhin in der Barke, und nun auch hier draußen, und es gefiel ihr ganz und gar nicht.

Junipa selbst bemerkte nichts davon. Sie hatte eine Hand flach auf die Wand des Gebäudes gelegt, und jetzt drang ein unterdrücktes Stöhnen aus ihrer Kehle. Mit einem Ruck riss sie den Arm zurück und starrte auf ihre Handfläche – sie war feuerrot, auf den Ballen leuchteten Blutstropfen.

»Eisen«, sagte Vermithrax, während Merle sich besorgt über Junipas Hand beugte. »Die Wände sind *tatsächlich* aus Eisen.«

Seth lächelte in sich hinein.

Der Löwe schnupperte mit einer Fingerbreite Abstand an der Wand. »Nicht anfassen! Durch die Kälte bleibt die Haut daran kleben.« Erst jetzt schien er sich zu erinnern, dass Junipa genau diesen Fehler bereits begangen hatte. »Alles in Ordnung?«, fragte er in ihre Richtung.

Merle hatte das Blut mit einem Ärmel von Junipas Hand getupft. Es war nicht viel, und es floss auch nicht nach. Junipa hatte Glück gehabt. Außer an ein paar Stellen, an der sich die obere dünne Hautschicht abgelöst hatte und an dem eiskalten Eisen haften geblieben war, hatte sie keine Verletzungen davongetragen. Bei einem normalen Menschen würde es ein, zwei Tage dauern, bis er die Hand

wieder zur Faust ballen konnte, aber Junipa trug das Steinerne Licht in sich. Merle hatte mit eigenen Augen gesehen, wie schnell Junipas Wunden heilten.

»Geht schon wieder«, sagte sie leise.

Seth schob Merle beiseite, nahm Junipas Hand in die seine, wisperte etwas und ließ sie wieder los. Danach war die Rötung blasser, und die Ränder der Hautfetzen hatten sich geschlossen.

Merle starrte auf die Hand. Warum tut er das?, dachte sie. Warum hilft er uns?

»*Nicht uns*«, sagte die Fließende Königin. »*Junipa*.«

## ***Was will er von ihr?***

»*Ich weiß es nicht.*«

Merle war nicht sicher, ob sie ihr glauben wollte. Noch immer hatte die Königin zu viele Geheimnisse vor ihr, und wenn sie es genau bedachte, kamen laufend neue Rätsel hinzu. Merle machte sich nicht einmal die Mühe, diese Gedanken vor ihrem unsichtbaren Gast zu verbergen. Die Königin sollte ruhig wissen, dass sie ihr nicht traute.

»*Seth treibt ein doppeltes Spiel*«, sagte die Königin. Wieder regte sich Argwohn in Merle. Wollte sie damit von sich selbst ablenken?

Der Priester hatte sich von der kleinen Gruppe abgewandt und eilte gebückt durch den Schnee auf eine Tür zu, die ins Innere eines Gebäudes führte: ein hoher Turm mit flachem Dach, dessen Oberfläche mit einem bizarren Muster aus Eisblumen bedeckt war. Auf den ersten Blick war nicht zu erkennen, dass sich unter den Frostkrusten blankes Metall verbarg.

»Warte!«, rief Vermithrax dem Horuspriester hinterher, doch Seth tat, als hätte er den Löwen nicht gehört. Erst unmittelbar vor der Tür blieb er stehen und schaute sich kurz um.

»Ich kann keinen Tross aus Kindern und *Tieren* gebrauchen.« Die Art, wie er das Wort betonte, war eine offene Kampfansage. »Macht, was ihr wollt, aber lauft mir nicht hinterher.«

Merle und Junipa wechselten einen Blick. Es war zu kalt hier draußen, der Wind so schneidend wie zerbrochenes Glas. Sie mussten ins Innere der Festung, ganz gleich, was Seth davon hielt.

Mit zwei gleitenden Schritten war Vermithrax bei dem Priester und schob ihn kurzerhand beiseite, eine Spur grober, als nötig gewesen wäre. Als er bemerkte, dass die Tür verriegelt war, stieß er sie mit einem Prankenschlag nach innen. Merle erkannte, dass das Schloss zerbrochen und die Tür aus Holz war. Nur die Oberfläche war mit einer spiegelnden Metalllegierung überzogen. Vermutlich waren die Wände ebenso aufgebaut und nicht wirklich aus massivem Eisen, wie sie bislang vermutet hatte. Überhaupt war sie nicht sicher, ob gewöhnliches Eisen derart spiegeln konnte; wahrscheinlich handelte es sich um ein anderes Metall. Echtes Eisen existierte nur im Namen der Festung.

»Das war ausgesprochen unauffällig«, bemerkte Seth spöttisch und ging an Vermithrax vorbei ins Innere des Gebäudes. Dahinter lag ein kurzer Flur, der in ein Treppenhaus führte.

Alles war silbern und spiegelnd, die Wände, der Boden, die Decke. Hier drinnen waren die Spiegel nicht mehr aus Metall, sondern aus Glas. Sie sahen sich selbst in den Wänden des Ganges reflektiert, glasklar, ohne merkliche Verzerrung. Da sich die Spiegelwände auf beiden Seiten des Korridors gegenüberlagen, setzten sich ihre Ebenbilder ins Unendliche fort, eine ganze Armee aus Merles, Junipas, Seths und Obsidianlöwen.

Vermithrax' Glut leuchtete in der Vervielfachung so hell wie eine Sonne, eine ganze Kette von Sonnen, und was ihnen bislang recht dienlich gewesen war – eine ständige Lichtquelle, ganz ohne Lampen oder Fackeln –, wurde hier drinnen zu einem verräterischen Alarmsignal für jeden, der sich ihnen näherte.

Die Treppenstufen waren breiter als in einem Menschengebäude. Die Abstände mussten den vier Löwenpranken eines Sphinx angepasst worden sein, und

auch die Höhe der einzelnen Stufen war enorm. Lediglich Vermithrax kamen die ungewohnten Maße zugute, und so nahm er Merle und Junipa auf seinen Rücken und beobachtete mit Genugtuung, wie Seth schon bald vor Anstrengung schwitzte.

»Wohin gehen wir eigentlich?«, fragte Merle.

»Das wüsste ich auch gern«, sagte die Königin.

»Nach unten«, entgegnete Seth, der vorneweg lief.

»Ach?«

»Ich habe euch nicht gebeten, mich zu begleiten.«

Vermithrax tippte ihm mit einer Schwingenspitze auf die Schulter. »Wohin?«, fragte er mit Nachdruck.

Der Priester blieb stehen, und für ein paar Herzschläge blitzte in seinen Augen ein solcher Zorn auf, dass Merle spürte, wie Vermithrax' Muskeln sich unter seinem Fell versteiften. Sie war nicht einmal sicher, ob es tatsächlich nur Wut war, die hinter der Stirn des Priesters tobte: Vielleicht war es Magie, schwarze, böse, tödliche Magie.

Doch Seth belegte sie mit keinem Bannspruch. Stattdessen funkelte er Vermithrax noch einen Augenblick länger an, dann sagte er leise: »Hier oben wird es bald von Sphinxen wimmeln. Irgendwem wird aufgefallen sein, dass wir auf der Plattform gelandet sind. Und wenn es so weit ist, will ich nicht mehr hier sein. Weiter unten ist es einfacher, sich zu verstecken. Oder glaubst du allen Ernstes, die Sphinxen seien dumm genug, tausend Löwen zu übersehen, die leuchten wie der Vollmond und vermutlich ebenso viel Hirn besitzen?« Und damit deutete er auf die endlose Reihe von Vermithrax' Spiegelbildern überall um sie herum im Treppenschacht.

Ehe der Obsidianlöwe etwas erwidern konnte, setzte Seth seinen Weg bereits fort. Vermithrax schnaubte und

folgte ihm. Während sie rascher abwärts schaukelten, beobachtete Merle sich und Junipa in den Spiegeln. Sie bekam davon Kopfschmerzen, und ihr war schwindelig, und doch konnte sie sich der Faszination dieser scheinbaren Unendlichkeit nicht entziehen.

Sie erinnerte sich wieder an den magischen Wasserspiegel in ihrer Tasche und an den Spiegelschemen, der seit Beginn ihrer Reise darin gefangen war. Sie zog das schimmernde Oval hervor und betrachtete es. Junipa blickte dabei über ihre Schulter.

»Du hast ihn also noch immer«, stellte Junipa fest.

»Klar.«

»Erinnerst du dich, wie ich hineingeschaut habe?«

Merle nickte.

»Und ich dir nicht sagen wollte, was ich im Spiegel gesehen habe?«

»Verrätst du's mir denn jetzt?«, fragte Merle.

Sie blickten beide einen Augenblick länger auf die wallende Oberfläche des Wasserspiegels, in ihre eigenen, wabernden Gesichter.

»Eine Sphinx«, sagte Junipa so leise, dass Seth sie nicht hören konnte. »Da war eine Sphinx auf der anderen Seite. Eine Frau mit dem Leib eines Löwen.«

Merle ließ den Spiegel sinken, bis die kühle Rückseite auf ihrem Oberschenkel ruhte. »Im Ernst?«

»Ich mache keine Witze«, sagte Junipa traurig. »Schon lange nicht mehr.«

»Aber warum –« Merle brach ab. Bislang hatte sie geglaubt, die Hand, die sich ihr auf der anderen Seite des Wasserspiegels entgegenstreckte, wenn sie ihre Finger hineinschob, gehörte ihrer Mutter. Der Mutter, die sie nie kennen gelernt hatte.

Aber – eine Sphinx?

»Vielleicht so etwas wie eine Warnung?«, sagte sie.  
»Eine Art Blick in die Zukunft?«

»Vielleicht.« Junipa klang nicht überzeugt. »Die Sphinx stand in einem Raum voll wehender gelber Vorhänge. Sie war sehr schön. Und sie hatte dunkles Haar, genau wie du.«

»Was willst du damit sagen?«

Junipa zögerte. »Nichts ... glaube ich.«

»Willst du doch.«

»Ich weiß es nicht.«

»Glaubst du wirklich, meine Mutter war eine Sphinx?«  
Sie schluckte und versuchte zugleich zu lachen, aber es misslang kläglich. »Das ist doch Blödsinn.«

»Was ich gesehen habe, *war* eine Sphinx, Merle. Ich hab nicht gesagt, dass sie deine Mutter war. Oder irgendwer sonst, den du kennen müsstest.«

Merle betrachtete schweigend den Spiegel, der sie ihr Leben lang begleitet hatte und den sie stets gehütet hatte wie ihren Augapfel. Ihre Eltern hatten ihn mit in den Weidenkorb gelegt, in dem sie Merle als Neugeborenes auf Venedigs Kanälen ausgesetzt hatten. Er war immer das einzige Bindeglied zu ihrer Herkunft gewesen, der einzige Anhaltspunkt. Jetzt aber kam es ihr vor, als wäre seine Spiegelung ein wenig dunkler, ein wenig fremder geworden.

»Ich hätte nichts sagen sollen«, sagte Junipa bedrückt.

»Doch, das war richtig.«

»Ich wollte dich nicht erschrecken.«

»Ich bin froh, dass ich's weiß.« Aber was wusste sie denn wirklich?

Junipa schüttelte hinter Merles Schulter den Kopf.  
»Vielleicht war es nur irgendein Bild. Wir haben doch beide keine Ahnung, was es zu bedeuten hat.«

Merle seufzte und wollte den Spiegel gerade wieder einstecken, als sie sich erneut an den Schemen erinnerte, der darin eingesperrt war, ein milchiger Hauch, der hin und wieder über die wässrige Oberfläche huschte.

Sanft berührte sie das Spiegelwasser mit ihren Fingerspitzen. Nicht tief genug, um die Oberfläche zu durchstoßen. Ganz, ganz sachte.

»*Da ist jemand*«, sagte die Fließende Königin.

Schweigen.

»*Überall*«, sagte die Fließende Königin und klang einen Moment lang fast panisch. »*Er ... er ist hier!*«

»Hier?«, flüsterte Merle.

Vermithrax bemerkte, dass etwas auf seinem Rücken vorging, neigte kurz den Kopf, ohne jedoch nach hinten zu schauen, um Seth nicht auf das Treiben der beiden Mädchen aufmerksam zu machen.

»Hallo?«, flüsterte Merle.

Eine Silbe erklang in ihren Gedanken, dann verwischte der Laut zu einem Wispern und Zischen.

Warst du das?, fragte sie die Königin, obwohl sie die Antwort schon ahnte.

»*Nein.*«

Sie versuchte es erneut, mit demselben Ergebnis. Die Stimme aus dem Spiegel war zu undeutlich. Merle wusste, woran es lag: Ihre Finger waren zu tief in das Wasser des Spiegels gestoßen. Es war unmöglich, sie während des Treppenabstiegs so ruhig zu halten, dass sie nur ganz leicht die Oberfläche berührten – aber genau das schien nötig zu sein, um die Stimme des Schemen zu hören. Sie

ärgerte sich, dass sie es nicht früher versucht hatte. Aber wann? Seit ihrer Flucht aus Venedig hatte sie keine ruhige Minute mehr gehabt, keine echte Verschnaufpause.

»Später«, flüsterte sie, zog ihre Finger zurück und ließ den Spiegel wieder in der Knopftasche ihres Kleides verschwinden. Zu Junipa sagte sie: »Hier geht's nicht. Es wackelt zu sehr.«

»Irgendwas stimmt nicht«, sagte mit einem Mal Seth.

Vermithrax wurde langsamer. »Was meinst du?«

»Warum begegnen wir niemandem?«

»Es heißt, dass das Volk der Sphinx nicht sehr groß ist«, sagte Merle achselzuckend. »Zumindest hat man uns das erzählt.«

»Das ist wahr«, sagte Seth. »Nicht mehr als zwei-, dreihundert. Sie pflanzen sich nicht mehr fort.«

»*Das haben sie noch nie*«, sagte die Königin.

Warum weißt du so viel über sie?, fragte Merle.

»*Alte Berichte*.« Zum ersten Mal glaubte Merle ganz deutlich zu spüren, dass die Königin log.

Seth fuhr fort: »Aber sie sind immer noch genug, um ihre eigene Festung zu bevölkern.«

»Wenn neuerdings sogar die Barken von einem Sphinx gesteuert werden, fallen doch eine ganze Menge weg«, sagte Merle.

»Aber selbst wenn man die abzieht, die in Venedig oder bei Hofe in Heliopolis sind, müssten sich in der Festung noch weit über hundert aufhalten. Es ist ungewöhnlich, dass gerade hier oben alles wie ausgestorben ist.«

»Vielleicht sollten wir uns darüber freuen, statt ein langes Gesicht zu machen«, schlug Vermithrax vor, der naturgemäß an allem, was von Seth kam, etwas auszusetzen hatte.

Der Priester senkte die Stimme. »Ja, vielleicht.«

»Immerhin waren draußen Patrouillen unterwegs«, sagte Merle. »Irgendwo müssen die Sphinxen also stecken.«

Seth nickte und ging weiter. Sie mochten jetzt etwa fünfzig Meter abwärts gestiegen sein, aber noch immer nahm die Treppe kein Ende. Ein paar Mal gelang es Merle, einen Blick über die Brüstung zu werfen, aber von unten schimmerten ihr nur mehr und noch mehr Spiegel entgegen. Unmöglich, den Fuß der Treppe zu erkennen.

Und dann, vollkommen unerwartet, gelangten sie ans Ende.

Der Treppenschacht mündete in eine Halle, verspiegelt wie alles in dieser Festung. Die Wände bestanden aus unzähligen Spiegelflächen wie das Facettenauge eines Insekts.

»Ich frag mich, wer die alle putzt«, murmelte Merle, aber damit überspielte sie nur die Angst, die ihr die Umgebung einflößte. Der Saal mochte annähernd rund und leer sein, aber die sich tausendfach ineinander reflektierenden Spiegel machten es unmöglich, deutliche Abmessungen zu erkennen. Ebenso gut hätten sie durch ein Spiegellabyrinth aus engen Korridoren gehen können. Vermithrax' Glut, die ihnen aus allen Richtungen entgegenstrahlte, erleichterte die Dinge nicht gerade und blendete sie permanent. Nur Junipa störte sich nicht daran; mit ihren eigenen Spiegelaugen blickte sie durch die Helligkeit und die Illusion der Vervielfältigung hindurch.

Jemand brüllte etwas.

Im ersten Augenblick glaubte Merle, Seth hätte gerufen. Dann aber erkannte sie die Wahrheit: Sie waren umzingelt.

Was auf den ersten Blick wie hundert Sphinxen erschien, die von allen Seiten auf sie zutraten, entpuppte sich bald

als ein einziger.

Der dunkelhaarige Mann mit dem Unterleib eines sandgelben Löwen war breitschultriger als alle Hafenarbeiter an den Kais von Venedig. Er trug eine mannslange Schwertlanze, deren Klinge Vermithrax' goldenen Glanz reflektierte; sie sah aus wie eine Fackel.

Seth trat vor und sagte etwas auf Ägyptisch. Dann setzte er für alle verständlich hinzu: »Sprichst du die Sprache meiner ... Freunde?«

Der Sphinx nickte und wog die Schwertlanze einen Moment lang in Händen, ohne die Spitze zu senken. Sein Blick huschte immer wieder unsicher hinüber zu Vermithrax.

»Ihr seid Seth?«, fragte er den Horuspriester in Merles Sprache.

»So ist es. Und ich habe das Recht, hier zu sein. Nur das Wort des Pharaos wiegt schwerer als das meine.«

Der Sphinx schnaubte. »Das Wort des Pharaos befiehlt, Euch gefangen zu nehmen, sobald man Euch sieht. Jedermann weiß, dass Ihr das Imperium verraten habt und auf der Seite« – er zögerte – »unserer Feinde kämpft.« Sein kurzes Zaudern rührte wohl daher, dass er sich nicht vorstellen konnte, welche Feinde dem Imperium nach Jahrzehnten des Krieges noch geblieben waren.

Seth senkte den Kopf, doch was auf den Sphinx demütig wirken mochte, war in Wahrheit die Vorbereitung zu – ja, was? Einem magischen Schlag, der seinen Gegner zerfetzen würde?

Merle sollte es nie erfahren, denn im selben Moment bekam der Sphinx Unterstützung. Hinter ihm erschien durch einen nahezu unsichtbaren Einschnitt zwischen den Spiegeln ein Trupp Mumienkrieger. Ihre Abbilder multiplizierten sich an den Wänden wie eine Kette

Scherenschnittfiguren, die von unsichtbaren Händen auseinander gezogen wurde.

Die Mumien trugen Panzerkleidung aus Leder und Stahl, doch selbst diese konnte nicht verbergen, dass es sich bei den untoten Kriegern um ungewöhnlich kraftvolle Exemplare handelte. Ihre Gesichter waren aschgrau, mit dunklen Ringen unter den Augen, aber sie wirkten nicht so ausgezehrt und halb verwest wie andere Mumien des Imperiums. Vermutlich waren sie noch nicht lange tot gewesen, als sie aus ihren Gräbern gerissen wurden, um in der Armee dem Pharao zu dienen.

Die Krieger bezogen hinter dem Sphinx Stellung. In Anbetracht ihrer Spiegelbilder war es schwierig zu sagen, wie viele es wirklich waren. Merle zählte vier, aber vielleicht täuschte sie sich, und es waren mehr.

Über dem goldenen Gitternetz, das Seths Hinterkopf bedeckte, flimmerte die Luft wie an einem besonders heißen Sommertag.

Horusmagie, schoss es Merle durch den Kopf, und gleichzeitig musste sie daran denken, dass er seinen Zauber genauso gut gegen sie und nicht gegen ihre Feinde richten konnte.

Im selben Moment hob der vordere der Mumienkrieger sein Sichelschwert. Der Sphinx blickte über die Schulter zurück, sichtlich irritiert vom Auftauchen der Krieger, zugleich aber auch dankbar für die Unterstützung. Dann wandte er sich wieder Seth, Vermithrax und den Mädchen auf dem Rücken des Löwen zu. Er begriff jetzt, dass der Horuspriester sich nicht aus Ehrfurcht vor ihm verbeugte, sah die kochende Luft über Seths Schädel, riss die Lanze herum, wollte damit auf den Priester losgehen –

– und wurde hinterrücks von einem Schwerthieb des Mumienkriegers gefällt.

In Windeseile sprangen die Krieger über den am Boden liegenden Sphinx und schlugen von allen Seiten auf ihn ein. Als kein Leben mehr in ihm war, wandte ihr Anführer sich langsam um. Sein Blick streifte Vermithrax und die Mädchen, um dann auf Seth zu verharren.

Das Gitternetz auf dem Schädel des Priesters glühte, und in Seths Händen erschienen Feuerkugeln wie Bälle aus purer Lava.

»Nicht«, sagte der Mumienkrieger. Seine Stimme klang erstaunlich lebendig. »Wir gehören nicht zu denen.«

Seth zögerte.

»Lass sie, Seth«, rief Merle. Sie rechnete nicht damit, dass der Priester sie beachtete, aber aus irgendeinem Grund schleuderte er die Feuerkugeln noch immer nicht ab.

»*Sie sind nicht echt*«, sagte die Königin in Merles Kopf.

Die Mumien?

»*Die auch nicht. Aber ich meine die Kugeln. Sie sind nur Illusion. Darauf verstehen sich die Horuspriester von jeher am besten: auf Lüge, auf Täuschung. Und, zugegeben, auf Alchimie und die Erweckung von Toten.*«

Dann kann er die Krieger gar nicht verbrennen?

»*Nicht mit diesem Schmierentheater.*«

Merle atmetet tief durch. Sie sah, wie der vordere Mumienkrieger die linke Hand hob und damit durch sein Gesicht rieb. Die graue Farbe löste sich, die dunklen Augenringe verschmierten.

»Wir sind ebenso wenig tot wie ihr«, sagte er. »Und bevor wir uns gegenseitig umbringen, sollten wir zumindest herausfinden, ob es nicht sinnvoller ist zusammenzuarbeiten.« Der Mann sprach mit einem starken Akzent, sein »r« klang seltsam hart und gerollt.

Seths Feuerkugeln erloschen. Die Luft über seinem Schädel beruhigte sich.

»*Ich glaube, ich weiß, wer sie sind*«, sagte die Königin. »*Merle, du erinnerst dich noch, was du in dem verlassenen Zeltlager im Höllenschlund gefunden hast, oder? Bevor die Lilim aufgetaucht sind und alles zerstört haben.*«

Merle brauchte zwei, drei Herzschläge, ehe sie begriff, worauf die Königin hinauswollte. »Die Hühnerkrallen?«

»*Ja. Hast du sie dabei?*«

»*Im Rucksack.*«

»*Sag Junipa, sie soll sie herausholen.*«

Einen Augenblick später nestelte Junipa hinter ihr an den Verschlüssen des Rucksacks.

»Wer seid ihr?«, fragte Vermithrax noch einmal und machte einen drohenden Schritt nach vorn. Seth trat beiseite, vorsichtig geworden und vielleicht in der Erkenntnis, dass seine Trugbilder den Fängen und Zähnen des Löwen unterlegen waren.

»*Spione*«, sagte der falsche Mumienkrieger.

Junipa fischte die Hühnerkrallen an ihrem Lederbändchen aus Merles Rucksack und reichte sie nach vorn.

Der Mumienkrieger entdeckte sie sofort, als hätte Merle ihm mit einer leuchtenden Fackel zugewinkt.

»*Spione aus dem Zarenreich*«, sagte er lächelnd.

## **Piraten**

SERAFIN STAND VOR EINEM RUNDEN BULLAUGE UND sah die Wunder des Meeresbodens vorüberziehen. Fischschwärme funkelten im Halbdunkel. Er erkannte unterseeische Wälder aus bizarren Gewächsen und Dinge, die vielleicht Tiere, vielleicht Pflanzen waren.

Das Unterseeboot, das sie im Auftrag der Meerhexe an Bord genommen hatte, schwebte wie ein Rochen durch die Tiefe, begleitet von dutzenden Feuerblasen, die sie bereits an der Seite der Hexe gesehen hatten, deren Kugeln zogen rechts und links des Bootes dahin wie ein Kometenschwarm und überzogen den Meeresgrund mit einem zuckenden Muster aus hell und dunkel.

Dario trat neben ihn. »Ist das nicht unglaublich?«

Serafin kam es vor, als hätte man ihn aus einem tiefen Traum gerissen. »Dieses Schiff? Ja ... ja, das ist es wohl.«

»Klingt nicht gerade begeistert.«

»Hast du die Mannschaft gesehen? Und diesen Irren, der sich Kapitän nennt?«

Dario schmunzelte. »Du hast es noch nicht begriffen, oder?«

»Was?«

»Das sind Piraten.«

»Piraten?« Serafin stöhnte leise. »Wie kommst du darauf?«

»Einer von ihnen hat's mir erzählt, während du hier stundenlang rumgestanden und Trübsal geblasen hast.«

»Ich hab an Merle gedacht«, sagte Serafin leise. Dann runzelte er die Stirn. »*Echte* Piraten?«

Dario nickte, und sein Grinsen wurde breiter. Serafin fragte sich, was seinen Freund wohl so sehr an der Tatsache begeisterte, dass sie einer Bande von Räufern und Mördern in die Hände gefallen waren. Romantische Vorstellungen vom Piratentum, vermutlich; die alten Geschichten von edlen Freibeutern, die stolz und ohne Respekt vor der Obrigkeit auf den Weltmeeren kreuzten.

Dabei war Serafin nicht einmal besonders überrascht. Darios Entdeckung passte durchaus ins Bild. Was für Verbündete durften sie schon von einer Meerhexe erwarten? Zudem führte Kapitän Calvino seine Mannschaft mit einer Härte, die an Grausamkeit grenzte. Und die Matrosen selbst? Schon von weitem als Halsabschneider zu erkennen, finstere Kerle mit wirrem Haar, schmutziger Kleidung und zahllosen Narben.

Ganz großartig. Phantastisch. Vom Regen in die Traufe.

»Sie bezahlen für den Schutz der Hexe mit Leichen«, sagte Dario genüsslich.

Serafin funkelte ihn an. »Und ich dachte, Leichen hätten wir alle genug gesehen.«

Dario zuckte zusammen. Die Erinnerung an ihre Flucht aus Venedig und Boros Tod stand ihm noch frisch vor Augen, und die Bemerkung tat ihm sichtlich Leid. Doch auch Serafin bedauerte seine scharfe Erwiderung: Darios Begeisterung für die Piraten war nichts als Maskerade, hinter der er seine wahren Gefühle verbarg. Tatsächlich litt er genauso unter dem, was passiert war, wie alle anderen.

Serafin legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Entschuldigung.«

Dario brachte ein gequältes Lächeln zu Stande. »Mein Fehler.«

»Erzähl mir, was du noch rausgefunden hast.« Und in

einem Anflug harscher Selbstkritik fügte er hinzu: »Wenigstens du warst schlau genug, mehr über unsere neuen *Freunde* herauszufinden, statt stumpfsinnig aus dem Fenster zu starren.«

Dario nickte kurz, dann aber wich sein Grinsen einer besorgten Miene. Er trat neben Serafin ans Bullauge, und beide wandten die Gesichter der Scheibe zu.

»Sie sammeln die Leichen ihrer Opfer in einem Raum im hinteren Teil des Bootes. Wobei ich, ehrlich gesagt, nicht sicher bin, ob es da oben überhaupt noch Schiffe gibt, die von Piraten ausgeraubt werden könnten. An die Kriegsgaleeren der Ägypter wagen sie sich bestimmt nicht heran, und soweit ich weiß, gibt es seit Beginn des Krieges so gut wie keinen Handel mehr auf dem Mittelmeer.«

Serafin nickte. Das Imperium hatte alle Handelsrouten gekappt. In den verödeten Hafenzentren gab es für Kaufleute keine Kundschaft mehr. Wie alle anderen waren auch die Händler samt den Besatzungen ihrer Schiffe als Sklaven in den Mumienfabriken gelandet.

Dario warf einen sichernden Blick zurück in den Raum: Sie befanden sich in einer der engen Kabinen, an deren bronzefarbenen Wänden ein Irrgarten aus Rohren verlief, kunstvoll eingearbeitet in aufwändige Verzierungen, ähnlich dem Stuck in den Palästen Venedigs, mit dem einzigen Unterschied, dass die Muster hier aus Metall und Holz gefertigt waren. Serafin fragte sich nicht zum ersten Mal, von wem Kapitän Calvino das Boot erbeutet hatte. Selbst entworfen hatte er es ganz bestimmt nicht, denn er schien kein Mann zu sein, der Schönheit zu schätzen wusste. Und bei aller Zweckmäßigkeit des Unterseebootes war hier offenbar jemand mit Geschmack und Kunstverstand zu Werke gegangen.

Außer den beiden Jungen befanden sich noch zwei

Matrosen in der Kabine. Der eine gab vor, in seiner Kojе zu schlafen, aber Serafin hatte ihn mehrfach blinzeln und in seine Richtung blicken sehen. Der zweite Mann ließ die Beine von der Kante seiner Liege baumeln und schnitzte aus einem Stück Holz die Figur einer Meerjungfrau; Holzspäne fielen auf die leere Kojе unter ihm. Acht Betten waren noch frei, und die Jungen wussten, dass es mehrere dieser Mannschaftsquartiere an Bord des Bootes gab. Kapitän Calvino hatte Serafin und Dario in diesem Raum, Tiziano und Aristide in einem anderen unterbringen lassen. Unke und Lalapeja bewohnten eine Doppelkajüte am Ende des Mittelganges, der sich wie eine Wirbelsäule durch das gesamte Boot zog; sie lag unweit der Kapitänskajüte.

Die meisten Mannschaftsmitglieder versahen um diese Zeit ihren Dienst in den labyrinthischen Weiten des Unterseebootes. Es war offensichtlich, dass die beiden Männer auf den Kojen zur Bewachung der Passagiere abgestellt waren, auch wenn sie sich alle Mühe gaben, desinteressiert zu wirken. Niemand hinderte die Jungen daran, im Boot umherzulaufen, und doch taten sie keinen Schritt, der unbeobachtet blieb. Kapitän Calvino mochte ein gewissenloser Menschenschinder sein, aber er war kein Dummkopf. Und nicht einmal der unmissverständliche Befehl der Meerhexe, seine Gäste unbeschadet nach Ägypten zu transportieren, hinderte ihn daran, sein Missfallen an dieser Order offen zur Schau zu tragen.

Im Flüsterton schilderte Dario weiter, was er in Erfahrung gebracht hatte: »Die Meerhexe hat das Boot unter ihren Schutz gestellt, solange Calvino sie mit Leichenfleisch versorgt. Sie sammeln überall im Mittelmeer Schiffbrüchige und Ertrunkene ein und bringen sie zur Hexe. Der Kerl, mit dem ich gesprochen habe, hat

mir erzählt, dass sie jahrelang unter den Schlachtfeldern der großen Seekriege umhergetaucht sind und die Toten mit Netzen aufgefangen haben. Appetitliche Aufgabe, hm? Na ja, auf jeden Fall ist es das, was sie tun, weil's mit der Piraterie eben nicht mehr zum Besten steht. Niemand, nicht mal dieser Verrückte Calvino, will sich mit den Ägyptern anlegen. Und wenn er nicht gerade Leichen aus dem Wasser fischt, erledigt er Aufträge für die Hexe. So wie den, uns nach Ägypten zu schaffen.«

»Weißt du, wie sie an dieses Boot gekommen sind?«

»Angeblich hat Calvino es mitsamt der Mannschaft bei einem Würfelspiel gewonnen. Keine Ahnung, ob etwas Wahres daran ist. Falls doch, kann man wohl davon ausgehen, dass er betrogen hat, dieser Mistkerl. Hast du gesehen, wie er Lalapeja angegafft hat?«

Serafin lächelte. »Ehrlich gesagt, mache ich mir um sie die geringsten Sorgen.« Die Vorstellung, dass Calvino die Sphinx in seine Kabine bringen ließe, war einfach unwiderstehlich: Sich das dumme Gesicht des Kapitäns auszumalen, wenn die Sphinx ihre wahre Gestalt annahm und ihm ihre Löwenkrallen zeigte, war Gold wert.

»Hast du mit Tiziano und Aristide gesprochen?«, fragte Serafin.

»Sicher. Sie stromern irgendwo im Boot herum und stecken ihre Nasen in alles, was sie nichts angeht.«

Serafins schlechtes Gewissen vertiefte sich. Alle hatten sofort damit begonnen, ihre neue Umgebung zu erkunden. Nur er selbst vertat kostbare Zeit, indem er seinen schwermütigen Gedanken nachhing. Die Ungewissheit, was aus Merle geworden war, machte ihm stärker zu schaffen, je länger sie unterwegs waren. Aber er durfte nicht zulassen, dass er darüber das Wichtigste aus den Augen verlor: sie alle heil aus dieser Geschichte

herauszubringen.

»Serafin?«

»Hm?« Er blinzelte kurz, als Darios Gesicht vor ihm wieder an Schärfe gewann.

»Du bist für niemanden hier verantwortlich. Red dir das bloß nicht ein.«

»Tu ich gar nicht.«

»Ich schätze, schon. Du hast uns angeführt, als wir in den Dogenpalast eingedrungen sind. Aber das ist längst vorbei. Hier draußen sitzen wir alle in derselben« – er grinste schief – »im selben Boot.«

Serafin seufzte, dann lächelte er verhalten. »Gehen wir nach vorn zur Brücke. Mir ist es lieber, Calvino in die Augen zu schauen, als hier rumzusitzen und nicht zu wissen, ob er vielleicht gerade Befehl gibt, uns allen die Kehlen durchzuschneiden.« Als sie gemeinsam zur Tür gingen, rief er den beiden Männern auf den Kojen zu: »Wir verschwinden für ein paar Minuten, die Maschinen sabotieren.«

Der Matrose mit dem Schnitzmesser starrte verblüfft seinen Gefährten an, der mit schlecht gespielmtem Gähnen so tat, als erwache er gerade aus tiefem Schlaf.

Serafin und Dario durchquerten mit raschen Schritten die Gänge. Überall boten sich ähnliche Bilder: Rohre und Dampfleitungen, kunstvoll integriert in die reich verzierten Wände und Decken, an denen längst der Grünspan fraß; orientalische Teppiche, von groben Stiefeln zerschlissen; vor manchen Bullaugen Vorhänge, von Schimmel und Feuchtigkeit zernagt; und Kronleuchter, an denen Kristallstücke und ganze Arme fehlten, irgendwann abgefallen und nie ersetzt. Die einstige Pracht des Bootes war längst verkommen. Holzbordüren waren eingekerbt und mit kindischen

Schnitzereien versehen, manche bei Handgemengen zu Bruch gegangen. Hier und da fehlten Glastüren vor Schränken und Fächern. Die Decken und Bodenbeläge waren voller Wein- und Rumsflecken. An einigen Wandgemälden hatten die Piraten Zähne geschwärzt und Schnauzbärte dazugeschmiert.

Die Brücke befand sich in der Spitze des Unterseebootes, hinter einem zweigeteilten Fenster, das wie ein Augenpaar hinaus in die Ozeantiefen schaute. Kapitän Calvino, gekleidet in einen rostroten Gehrock mit goldenem Kragen, ging vor den Scheiben auf und ab, die Hände hinter dem Rücken verschränkt, und stritt sich in höchster Erregung mit jemandem, der hinter einer Säule Darios und Serafins Blicken entzogen war. Ein halbes Dutzend Männer arbeiteten an Rädern und Hebeln, die, wie das meiste an Bord, aus Bronze gefertigt waren; einer saß auf einem gepolsterten Sattel und trat schwitzend in ein Pedalenpaar, das weiß Gott welche Art von Maschinen antrieb.

Langsamer gingen die beiden Jungen auf das Podest im vorderen Teil der Brücke zu. Calvino unterbrach seinen wütenden Marsch nicht für eine Sekunde. Im Näherkommen entdeckten sie, wer sich bei ihm befand und ihn ganz offenbar bis zur Weißglut reizte.

Unke sah die beiden Jungen im selben Moment. Ihr breites Meerjungfrauenmaul war nicht wie üblich durch eine Maske verhüllt. Der Rucksack, in dem sie Arcimboldos Spiegelmaske aufbewahrte, hing über ihrer Schulter, ein gewohnter Anblick, denn Unke ließ ihren kostbaren Besitz keine Sekunde aus den Augen.

»Ich kenne Boote wie dieses«, wandte sie sich jetzt wieder an Calvino. »Und ich weiß, wie schnell sie sein können. Schneller jedenfalls als das, was Sie uns hier weismachen wollen.«

»Ich hab's schon tausendmal gesagt, und ich sag's noch einmal«, tobte der Kapitän. Die Narbe, die seine Unterlippe spaltete und bis hinab zum Kehlkopf reichte, glühte rot vor Erregung. »Die Ägypter kontrollieren die See, und sie begnügen sich längst nicht mehr damit, nur die Wasseroberfläche nach Beute abzusuchen.

Um schneller zu sein, müssten wir aufsteigen, und dieses Risiko werde ich nicht eingehen. Der Auftrag der Meerhexe lautet, Sie und diese Kinder nach Ägypten zu bringen – unsinnig genug, beim Klabautermann! –, aber sie hat nichts davon gesagt, dass die Sache so eilig ist. Also werden Sie es gefälligst mir überlassen, mit welcher Geschwindigkeit wir fahren.«

»Sie sind ein störrischer alter Bock, Kapitän, und es wundert mich keineswegs, dass Sie dieses Wunderwerk von einem Boot derart herunterkommen lassen. Wahrscheinlich dürfen wir uns glücklich schätzen, wenn wir überhaupt in Ägypten ankommen, bevor Ihr Müllhaufen von einem Kahn auseinander bricht.«

Calvino wirbelte herum, näherte sich Unke und blieb eine Handbreit vor ihr stehen. Drohend reckte er ihr sein narbiges Gesicht entgegen. Serafin war sicher, dass Unke jetzt die Essensreste in seinem dunklen Bart riechen konnte. »Sie mögen eine Frau sein oder ein Fischweib oder weiß der Teufel was, aber Sie werden mir nicht sagen, wie ich mein Boot zu führen habe!«

Unke blieb unbeeindruckt, obwohl auch sie den Säbel gesehen haben musste, der am Gürtel des Kapitäns baumelte. Calvino hatte die rechte Hand wutentbrannt um den Griff gekrallt, aber noch hatte er die Klinge nicht blankgezogen. Zweifellos würde es bald so weit sein, falls Unke nicht nachgab. Was, bei allen Heiligen, tat sie da eigentlich? War es nicht vollkommen gleichgültig, ob sie Ägypten heute oder morgen oder erst übermorgen

erreichten?

Unke setzte ihr liebenswürdigstes Lächeln auf – was bei einer Meerjungfrau in etwa so freundlich wirkt wie die geöffneten Arme eines Kraken. Ihre Haifischzähne blitzten im Licht der Gasbeleuchtung. »Sie sind ein Narr, Kapitän Calvino, und ich werde Ihnen sagen, weshalb.«

Serafin bemerkte, dass die Besatzungsmitglieder auf der Brücke die Köpfe ein wenig tiefer zwischen die Schultern zogen. Sie ahnten wohl, welches Donnerwetter jeden Augenblick über sie alle hereinbrechen würde.

Aber noch schwieg Calvino, womöglich, weil er viel zu perplex war. Niemand hatte es je gewagt, in diesem Ton mit ihm zu sprechen. Seine Unterlippe bebte wie der Leib eines Zitteraals.

Unke blieb unbeeindruckt. »Dieses Boot, Kapitän, war schon vor dem Krieg ein Vermögen wert, mehr als Sie und Ihre Halsabschneider sich in den kühnsten Träumen ausmalen könnten. Heute aber, nachdem es keine Seefahrt mehr gibt, ist das Boot ein so unvorstellbarer Wert, dass selbst die Schatzkammern der Subozeanischen Reiche nicht dagegen aufzuwiegen wären.«

Jetzt überspannt sie den Bogen, dachte Serafin, sah aber zugleich, dass Calvino die Stirn runzelte und aufmerksam zuhörte. Unke war ihrem Ziel ein Stück näher gekommen: Sie hatte ihn neugierig gemacht.

»Sie sind zu lange an Bord, Kapitän«, setzte sie ihre Tirade fort, und jetzt spitzten auch die Matrosen unauffällig die Ohren. »Sie haben vergessen, wie es in der Welt da oben aussieht. Sie und Ihre Leute lassen dieses Boot und seine Kunstschatze verkommen, während Sie durch die Weltmeere ziehen und nach verlorenen Schätzen suchen. Dabei befindet sich der größte aller Schätze hier, direkt unter Ihrem Hintern, und Sie haben nichts Besseres

zu tun, als einen einzigen Schrotthaufen daraus zu machen und zuzusehen, wie Ihre Mannschaft ihn Tag für Tag ein wenig mehr herunterwirtschaftet.«

Calvinos Gesicht schwebte immer noch wenige Zentimeter vor dem ihren, wie festgefroren im Raum. »Der größte aller Schätze, sagen Sie?« Seine Stimme klang jetzt leiser und beherrscher als vorhin.

»Mit Sicherheit – solange Sie nicht dafür sorgen, dass er verrottet wie ein altes Stück Planke am Strand irgendeiner Insel.«

»Hm«, machte Calvino. »Sie halten mich für ... unsauber?«

»Ich halte Sie«, sagte Unke freundlich, »für den größten Dreckskerl zwischen hier und dem Polarkreis, und das in jeder Beziehung. Umso schwerer fällt es mir, Sie auf Ihre offensichtlichen *Fehler* hinzuweisen!«

Oh Gott, oh Gott, oh Gott, dachte Serafin.

Dario holte hörbar Luft. »Jetzt ist sie völlig übergeschnappt«, raunte er seinem Freund zu.

Kapitän Calvino starrte Unke aus großen Augen an. Sein Daumen polierte nervös den Knauf seines Säbels, während seine Gedanken unzweifelhaft um Mord und Totschlag kreisten; um Fischweibfilet; um einen Briefbeschwerer aus dem Gebiss einer Meerjungfrau.

»Kapitän?« Unke legte den Kopf schräg und lächelte.

»Was?« Das Wort stieg grollend aus seiner Kehle empor wie Schwefeldämpfe aus einem Vulkankrater.

»Ich habe Sie doch nicht etwa beleidigt, oder?«

Zwei Matrosen tuschelten miteinander, und ehe die beiden sich's versahen, war Calvino bei ihnen und schnauzte sie mit einem so ungeheuren Feuerwerk aus Schimpfwörtern an, dass selbst Serafin und Dario, beide

einst Straßenjungen in den Gassen von Venedig, rote Ohren bekamen.

»Jemand sollte mitschreiben«, wisperte Dario.

Calvino fuhr hoch, und sein Blick traf die Jungen. Einen Augenblick lang sah es aus, als wollte er seine Wut auch an ihnen auslassen, doch dann schluckte er die Beschimpfungen herunter und wandte sich wieder Unke zu. Dario atmete auf.

Der Tobsuchtsanfall hatte den Kapitän ein wenig beruhigt, er konnte Unke jetzt wieder ins Gesicht schauen, ohne sie dabei mit seinen Blicken zu erdolchen. »Sie sind ... unverschämt.«

Unke unterdrückte merklich ein Grinsen, was vermutlich gut so war, denn bei Meerjungfrauen ist das kein schöner Anblick. »Dieses Boot ist ein einziger Schandfleck, Kapitän. Es stinkt, es ist schmutzig und verwahrlost. Und wenn ich Sie wäre – und den Herren der Tiefe sei Dank, dass ich es nicht bin –, würde ich dafür sorgen, dass meine Männer es in Windeseile auf Vordermann bringen. Jedes Rohr, jedes Bild, jeden Teppich. Und dann würde ich mich einen Moment lang zurücklehnen und den Gedanken genießen, einer der reichsten Männer der Welt zu sein.«

Serafin sah zu, wie die Worte in Calvinos Bewusstsein sickerten und ihre ganze Bedeutung entfalteten. Einer der reichsten Männer der Welt. Serafin fragte sich, ob Unke wusste, wovon sie da sprach. Andererseits: Man musste ein Narr sein, nicht zu erkennen, welchen Wert dieses Unterseeboot hatte. In Zeiten wie diesen war es unbezahlbar – wenn auch, und das mochte Calvino in seiner Gier übersehen, *buchstäblich* unbezahlbar, denn es gab niemanden mehr, der es hätte kaufen können.

Aber vermutlich hätte der Kapitän sein Boot ohnehin nicht verkauft, um keinen Preis der Welt. Vielmehr war es

das Wissen um den Wert seines Gefährts, die plötzliche Erkenntnis seines Reichtums, die ihn begeisterte. Er war schon zu lange an Bord, und wie so oft, wenn man etwas Tag für Tag um sich hat, hatte auch er vergessen, wie kostbar es war.

Er sah Unke noch ein paar Herzschläge länger an, dann wirbelte er auf den Absätzen seiner Stiefel herum und schnauzte eine Reihe von Befehlen an seine Untergebenen, die sich sofort daranmachten, die Wünsche des Kapitäns an die Mannschaft weiterzugeben, durch Sprachrohre, die bis in die hintersten Winkel des Unterseebootes reichten.

Aufräumen hieß die Devise. Saubermachen und Staubwischen. Entrosten und Polieren. Decks schrubben und Glasscheiben putzen. Und dann, so Calvinos Befehl, sollten die Kunstschatze, die sich im Laufe der Jahre in einem der unteren Laderäume angesammelt hatten, an den Wänden und in den heil gebliebenen Vitrinen verteilt werden. Und wehe dem, der sich noch einmal mit Kohlestift oder Messerspitze daran zu schaffen machte!

Zum Schluss schenkte Calvino der einstigen Meerjungfrau ein schiefes Grinsen. »Wie ist Ihr Name?«

»Unke.«

Er verbeugte sich galant, ein wenig übertrieben, aber doch so, dass der gute Wille ersichtlich wurde. »Rinaldo Bonifacio Sergio Romulus Calvino«, stellte er sich vor. »Willkommen an Bord.«

Unke dankte ihm, konnte sich dann aber ein Grinsen nicht länger verkneifen – der Kapitän schien darüber ein wenig zu erschrecken –, schüttelte ihm die Hand und kam schließlich zu den beiden Jungen herüber. Serafin und Dario standen immer noch mit herabgesunkenen Kinnläden da und konnten nicht fassen, was gerade

geschehen war.

»Wie hast du das gemacht?«, fragte Serafin leise, als sie, begleitet von Calvinos wohlwollendem Blick auf Unkes Hinterteil, die Brücke verließen.

Unke zwinkerte Serafin zu. »Er ist auch nur ein Mann«, sagte sie zufrieden, »und ich habe immer noch die Augen einer Meerjungfrau.«

Dann eilte sie voraus, um die Aufräumarbeiten zu beaufsichtigen.

Sie erreichten Ägypten am nächsten Tag.

Nichts hatte sie auf das vorbereitet, was sie erblickten, als das Unterseeboot zur Oberfläche emporstieß. Eisschollen trieben auf der offenen See, hunderte Meter vom Land entfernt. Je näher sie der weißen Küstenlinie kamen, desto deutlicher wurde die Gewissheit, dass der Winter über die Wüste gekommen war. Niemand verstand, was vorgefallen war, und Calvino ließ seine Männer drei Vaterunser beten, um sie alle vor Klabautermännern und Seeteufeln zu bewahren.

Serafin, Unke und die Übrigen waren so ratlos wie der Kapitän und seine Mannschaft, und selbst Lalapeja, die stille, geheimnisvolle Lalapeja, erklärte ungefragt, dass sie nicht die leiseste Ahnung habe, was in Ägypten geschehen war. Zweifellos hatte es einen solchen Wintereinbruch niemals zuvor gegeben. Schneeschollen vor der Wüstenküste, erklärte sie, seien in etwa so üblich wie tanzende Eisbären auf Pyramidenspitzen.

Kapitän Calvino gab Befehl, die Dicke der Eisschicht am Ufer zu messen. Kaum mehr als ein Meter, meldete man ihm bald darauf. Calvino knurrte übellaunig vor sich hin und konferierte dann eine geschlagene Stunde auf der Brücke mit Unke – wie bei jedem Gespräch der beiden gab es eine Menge Geschrei, schlimme Flüche und

schließlich einen nachgiebigen Kapitän.

Kurz darauf ließ Calvino das Boot tauchen, und sie fuhren unterhalb der Eisschicht ins Nildelta ein. Der große Strom und seine Verzweigungen waren nicht tief, und es erforderte einiges Geschick, das Boot zwischen Eis und Flussgrund hindurchzumanövrieren. Manches Mal hörten sie Sand unter dem Rumpf knirschen, während die oberen flossenförmigen Auswüchse der Bootsschale an der Eisschicht entlangschabten. Ein Wunder sei es, schimpfte Calvino, ein gottverfluchtes Wunder, wenn sie bei all diesem Lärm niemand bemerke.

Die meiste Zeit über bewegten sie sich im Schrittempo vorwärts, und Serafin begann sich zu fragen, wohin sie überhaupt unterwegs waren. Der Auftrag der Hexe hatte gelaute, sie an der Küste abzusetzen – und nun brachte Calvino sie aus freien Stücken weiter landeinwärts, zudem unter Bedingungen, die schlimmer waren, als sie alle hatten ahnen können. Unkes Einfluss auf ihn war erstaunlich.

Das Innere des Bootes blitzte bereits an vielen Stellen. Überall waren Matrosen mit Tüchern und Schwämmen und Schmirgelpapier zugange, strichen an und lackierten, rissen alte Teppiche heraus und ersetzten sie aus dem Fundus der überfüllten Laderäume. Viele der verstaubten Gegenstände hatten jahrzehntelang dort gelegen, manche vermutlich bereits seit den Kaperfahrten des Vorbesitzers, lange vor Beginn des Mumienkrieges. Sogar Calvino schien überrascht, was dort zu Tage kam, Kunstschätze und prachtvolles Handwerk, wie er es seit langem nicht mehr zu Gesicht bekommen hatte. Ihm wurde wohl mehr und mehr bewusst, sagte Unke zu Serafin, dass er zu lange in der Bronzewelt des Unterseebootes gefangen gewesen war und vergessen hatte, die Schönheiten der Oberwelt zu würdigen. Was ihn freilich nicht davon abhielt, wie ein

Berserker herumzutoben, seine Männer anzuschreien und für übersehene Schmutzstreifen und Rostflecken drakonische Strafen zu verhängen.

Serafin hatte das unbestimmte Gefühl, dass Unke den Piratenkapitän mochte. Nicht so, wie sie Arcimboldo verehrt hatte, und doch ... da war etwas zwischen den beiden, eine absurde Hassliebe, die Serafin zugleich amüsierte und verunsicherte. War es möglich, dass zwei Menschen sich unter solchen Umständen näher kamen? Und wie war das mit ihm und Merle gewesen? Die Erkenntnis, dass sie weniger Zeit miteinander verbracht hatten als Unke und Calvino während der kurzen Reise, beschäftigte ihn. Ihm kamen Zweifel, ob Merle wohl ebenso oft an ihn dachte wie er an sie. Vermisste sie ihn? Bedeutete er ihr überhaupt etwas?

Ein entsetzliches Knirschen und Krachen brachte seine Grübeleien zu einem abrupten Ende. Es dauerte nicht lange, bis Calvinos Gebrüll aus den Sprachrohren schallte, um ihnen fluchend mitzuteilen, was geschehen war.

Sie saßen fest. Hatten sich im Packeis des Nils festgefahren, kamen weder vor noch zurück. Die Eisenflossen des Unterseebootes hatten sich wie ein Sägeblatt in die Eisdecke gefressen und über eine Strecke von einigen Dutzend Metern eine Schneise hineingepflügt, um sich dann hoffnungslos zu verkanten.

Serafin fürchtete das Schlimmste und eilte zur Brücke. Dort aber standen Calvino und Unke gelassen nebeneinander vor dem Sichtfenster des Bootes und blickten unterhalb der Eisdecke in das Wasser des Nils hinaus. Die Feuerblasen der Hexe waren an der Küste zurückgeblieben, aber der vage Lichtschein, der durchs Eis schimmerte, reichte aus, das Nötigste zu erkennen. Durch die Scheiben sah es so aus, als klebte das Unterseeboot unter der weißen Decke einer diffusen Halle.

Eissplitter, so dick wie Baumstämme, ragten von oben in das Sichtfeld des Fensters.

Es erwies sich, dass Kapitän Calvino in einer Notlage keineswegs so unbeherrscht war, wie Serafin vermutet hätte. Er ließ sich alle Fakten aufzählen, beriet sich mit Unke und gab dann Befehl, die obere Luke des Bootes zu öffnen, damit die Passagiere aussteigen konnten.

Aussteigen?, dachte Serafin entsetzt. War das etwa Unkes Ratschlag gewesen? Sie einfach inmitten dieser Eiswüste abzusetzen?

Eine Stunde später standen Unke und Lalapeja, Serafin und Dario, Tiziano und Aristide an der Luke bereit, verpackt in die dickste Fellkleidung, die in den Laderäumen der Piraten zu finden war. Calvino erinnerte sich, dass sie aus einem auf Grund gelaufenen Schoner stammte, dessen Mannschaft er zu Beginn des Krieges aufgerieben hatte. Das Schiff war auf dem Weg nach Thule in Grönland gewesen, um dort weiß der Himmel was im Austausch gegen die warme Kleidung an Bord zu nehmen. Die Jacken, Stiefel und Hosen passten nicht jedem, vor allem Lalapeja war mit ihrem zarten Körper im Nachteil, aber sie würden ausreichen, sie vor dem Erfrieren zu schützen. Zu guter Letzt setzte ein jeder eine unförmige Fellmütze auf und schlüpfte mit den Händen in wattige Fausthandschuhe. Aus der Waffenkammer händigten ihnen die Piraten Revolver, Munition und Messer aus. Nur Lalapeja verzichtete auf eine Bewaffnung.

Calvino blieb mit seinen Männern zurück, um das Boot zu bewachen und zu versuchen, den Flossenkamm aus dem Eis zu befreien. Er vermutete, dass es viele Stunden, vielleicht sogar Tage dauern würde, und die Sorge, von ägyptischen Sonnenbarken entdeckt zu werden, stand ihm deutlich im Gesicht geschrieben. Obwohl Unke ihn nicht

darum bat, gab er ihnen das Versprechen, drei Tage auf ein Lebenszeichen zu warten, ehe er ins offene Meer zurückkehrte.

»Wohin wollen wir überhaupt?« Tiziano sprach missmutig aus, was sie alle sich schon ein Dutzend Mal gefragt hatten.

Unke stand unterhalb der offenen Luke, die ins Freie führte. Das weiße Rund umrahmte ihren Kopf wie ein gefrorener Heiligenschein. Ihr Blick konzentrierte sich auf Lalapeja, die alles andere als glücklich in ihrer viel zu großen Fellkleidung wirkte. Auch Serafin musterte die Sphinx, und einmal mehr fragte er sich, was sie dazu bewegte, den verzweifelten Trupp noch immer zu begleiten. Wirklich nur der Hass auf das Imperium? Der Verlust des toten Sphinxgottes, der jahrtausendlang unter der Friedhofsinsel San Michele ruht und den sie vergeblich vor dem Imperium zu schützen versucht hatte?

Nein, dachte Serafin, da war noch etwas, etwas Unausgesprochenes, von dem sie alle nichts ahnten. Er konnte es so deutlich spüren, als spräche etwas in den Augen der Sphinx zu ihm.

»Lalapeja«, sagte Unke. Ihre Worte klangen fast ein wenig feierlich. »Ich nehme an, du ahnst, wo wir sind. Vielleicht hast du schon die ganze Zeit gewusst, dass der erste Teil unserer Reise hier enden würde.«

Lalapeja sagte nichts, und so sehr Serafin sich auch bemühte, fand er doch keine Antwort in ihrem Schweigen. Sie bestätigte nichts, stritt nichts ab.

Unke fuhr fort: »Nicht weit von hier, mitten im Delta des Nils, steht die Festung der Sphinx. Die Meerjungfrauen haben keinen Namen dafür, aber ich denke, dass es einen gibt. Der Kapitän kennt diesen Ort, und wenn der Wintereinbruch nicht Schlimmeres bewirkt hat, als alles

mit Eis und Schnee zu bedecken, müsste sie sich höchstens zwei, drei Meilen von hier befinden.«

»Das Eiserne Auge sieht dein Leben, sieht dein Streben, sieht dein Sterben«, rezitierte Lalapeja, und die Worte klangen für Serafin wie ein Sprichwort aus einer fernen Vergangenheit. Die Sphinx hatte ganze Zeitalter einsam in Venedig zugebracht, aber die Kultur ihres Volkes hatte sie nicht vergessen. »Das Eiserne Auge – das ist der Name, den du suchst, Unke. Und, ja, ich kann es spüren. Die Nähe anderer Sphinxen, viele an einem Ort. Es ist Selbstmord, dorthin zu gehen.« Aber so, wie sie es sagte, klang es nicht wie eine Warnung, sondern wie die Feststellung von etwas, das ohnehin unvermeidlich war.

»Was wollen wir dort?«, fragte Aristide.

»Es ist das Herz des Imperiums«, sagte Lalapeja an Unkes statt. »Wenn es einen Punkt gibt, an dem man es verletzen kann, dann dort.« Sie sagte nichts von einem Plan, vermutlich weil es keinen gab. Die Festung der Sphinxen, daran zweifelte niemand, war uneinnehmbar.

Unke zuckte die Achseln, und Serafin erinnerte sich wieder an das, was sie zur Meerhexe gesagt hatte: dass sie irgendwo beginnen mussten, wenn sie sich dem Imperium entgegenstellen wollten. Dass ein Sieg auch im Kleinen liegen konnte. Ihre Worte waren Serafin seither nicht mehr aus dem Kopf gegangen.

Aber was half es, wenn sie alle dabei starben? Es war, als würden sie freiwillig gegen eine Wand laufen, trotz der Gewissheit, dass sie ihr nicht einmal einen Kratzer zufügen konnten.

Er wollte seine Zweifel gerade aussprechen, als er spürte, wie Lalapeja ihn sanft an der Hand berührte. Ohne dass einer der anderen es bemerkte, beugte sie sich an sein Ohr und flüsterte: »Merle ist dort.«

Er starrte sie entgeistert an.

Lalapeja lächelte.

Merle?, dachte er, wagte aber nicht, eine Frage zu stellen. Wenn Dario und die anderen davon erfuhren, würden sie ihm vorwerfen, er ließe sich nur auf diese Sache ein, weil er Merle Wiedersehen wollte, nicht weil er an ihr höheres Ziel glaubte. Gut, dachte er, sollen sie ihren hehren Idealen folgen; er jedenfalls wusste, warum er es *wirklich* tat, und seine Motive erschienen ihm nicht weniger ehrenhaft als die ihren. Sie kamen aus ihm selbst, aus seinem Herzen.

Lalapeja nickte kaum merklich.

Unkes Stimme ließ sie beide zur Luke aufschauen. Serafin hatte das Gefühl, alles nur noch verschwommen wahrzunehmen, die Umgebung, Unkes Rede, die Anwesenheit der Übrigen. Plötzlich brannte er darauf, ins Freie zu klettern.

Merle ist dort, hörte er die Sphinx wieder und wieder sagen, und die Worte schwirrten durch seinen Kopf wie Motten um Kerzenlicht.

Unke hatte nicht aufgehört zu reden, gab Anweisungen für das Verhalten im Schnee, aber Serafin hörte kaum hin.

*Merle ist dort.*

Endlich brachen sie auf.

## **Zurück zum Licht**

»ICH KANN ES SPÜREN. BEI JEDEM SCHRITT.

Jedes Mal, wenn ich Luft hole.« Junipa hielt ihre Stimme gesenkt, damit niemand außer Merle sie hören konnte. »Es ist, als wäre da etwas in mir ... hier, in meiner Brust ... etwas, das an mir zerrt und zieht wie an einem Strick.« Ihre Spiegelaugen wandten sich ihrer Freundin zu wie das Signalfeuer eines Leuchtturms: silbriges Licht hinter Glas. »Ich versuche, mich dagegen zu wehren. Aber ich weiß nicht, wie lange ich das noch schaffe.«

»Und du kannst dich an alles erinnern, was in der Pyramide passiert ist?« Merle hielt Junipas Hand und streichelte sie sanft. Sie saßen im hintersten Winkel des Verstecks, das sich die Zarensplione eingerichtet hatten.

Junipa schluckte. »Ich weiß, dass ich versucht habe, dich aufzuhalten. Und dass wir ... dass wir uns geschlagen haben.« Sie schüttelte beschämt den Kopf. »Es tut mir so Leid.«

»Du konntest doch nichts dafür. Das war Burbridge.«

»Nicht er«, widersprach Junipa. »Das Steinerne Licht. Professor Burbridge steht genauso unter seinem Bann wie ich, jedenfalls solange er da unten ist. Dann ist er nicht mehr der Wissenschaftler von früher, sondern nur noch Lord Licht.«

»Und hier oben ist es für dich besser?«

Junipa überlegte kurz, ehe sie die richtigen Worte fand. »Es fühlt sich schwächer an. Vielleicht weil es selbst Stein ist und das Gestein der Erdkruste nicht durchdringen kann. Zumindest nicht völlig. Aber es ist nicht weg. Es ist immer bei mir, die ganze Zeit. Und manchmal tut es ziemlich

weh.«

Merle hatte nach dem Aufstieg aus der Hölle die Narbe auf Junipas Brust gesehen, den Schnitt, durch den Burbridge ihr ein neues Herz hatte einsetzen lassen – einen Splitter des Steinernen Lichts. In ihrem Brustkorb ruhte er jetzt kalt und reglos und hielt sie am Leben, wie es früher ihr echtes Herz getan hatte, einem glühenden, funkelnden Diamanten gleich. Er heilte ihre Wunden innerhalb kurzer Zeit, und er verlieh ihr Kraft, wenn sie erschöpft war. Aber er versuchte auch, sie unter seinen Einfluss zu zwingen.

Wenn Junipa sagte, dass es wehtat, dann meinte sie damit nicht den Schmerz der Operation, nicht die Narbe. Sie meinte den Drang, Merle ein weiteres Mal zu verraten. Den Kampf, den sie gegen sich selbst führte, die Zerrissenheit zwischen ihrem sanften Ich und der eiskalten Macht des Steinernen Lichts.

Und sosehr der Gedanke Merle schmerzte: Sie musste Acht geben auf das, was Junipa tat. Es war möglich, dass sie ihnen ein zweites Mal unvermittelt in den Rücken fiel.

Nein, nicht sie, dachte Merle verbittert. Das Steinerne Licht. Der gefallene Morgenstern im Zentrum der Hölle. Luzifer.

Sie zögerte einen Moment, dann sprach sie aus, worüber sie schon lange nachgedacht hatte. »Was du da gesagt hast, in der Pyramide ...«

»Dass Burbridge behauptet, dein Großvater zu sein?«

Merle nickte. »Weißt du, ob das stimmt?«

»Er hat's jedenfalls gesagt.«

Merle blickte zu Boden. Sie öffnete die Knopftasche ihres Kleides und zog den Wasserspiegel hervor, strich mit den Fingerspitzen über den Rahmen. Ihre andere Hand

tastete nach dem Hühnerfuß, der jetzt an einer Schnur um ihren Hals baumelte, spielte gedankenverloren mit den kleinen, spitzen Krallen.

»Mehr Suppe?«, fragte eine Stimme hinter ihnen.

Die beiden Mädchen drehten sich um. Andrej, der Anführer des zaristischen Spionagetrupps, hatte sich die graue Farbe notdürftig vom Gesicht gewaschen und trug nur noch einen Teil seiner Mumienrüstung. Er war ein harter, verbissener Mann, aber die Anwesenheit der Mädchen lockte eine Freundlichkeit in ihm zu Tage, die selbst seine vier Gefährten zu erstaunen schien.

Noch immer standen die Männer auf der anderen Seite des niedrigen Raumes rund um Vermithrax, in einer Hand ihre hölzernen Suppenschüsseln, die andere immer wieder nach dem glühenden Körper des Obsidianlöwen ausgestreckt.

Sie wussten nicht, dass er ins Steinerne Licht gestürzt war. Im Gegensatz zu Junipa hatte es keine Macht über ihn gewonnen. Merle fand das sonderbar, aber bislang hatte sie nichts Beunruhigendes beobachten können. Vermithrax war seither noch stärker, sogar ein wenig größer als zuvor, doch abgesehen von der lavaartigen Glut seines Körpers hatte er sich nicht verändert. Er war der alte, gutmütige Vermithrax, der jetzt, trotz aller Sorge um sein Volk und seinem Hass auf Seth, die staunende Aufmerksamkeit genoss, die die Zaristen ihm schenkten. Er sonnte sich in ihren Fragen, zaghaften Berührungen und der Ehrfurcht in ihren Gesichtern. Sie alle hatten von den steinernen Löwen Venedigs gehört, auch von den wenigen, die fliegen konnten. Dass aber einer dieser Löwen zu sprechen vermochte wie ein Mensch und noch dazu in einem Licht erstrahlte wie eine Ikone in den Kirchen ihrer Heimat, das war für sie neu und faszinierend.

Junipa lehnte die Suppe ab, die Andrej ihnen anbot, aber Merle ließ ihre Schüssel nachfüllen. Nach all den Tagen, in denen sie sich von zähem Dörrfleisch ernährt hatte, erschien ihr die dünne Brühe wie eine Delikatesse.

»Ihr müsst keine Angst haben.« Andrej missverstand die Tatsache, dass sie getrennt von den anderen in einer Ecke saßen. »Hier finden uns die Sphinx nicht. Wir sind seit fast sechs Monaten hier, und bisher haben sie noch nicht einmal bemerkt, dass es uns überhaupt gibt.«

»Und das findet ihr nicht seltsam?«, fragte Merle.

Andrej lachte leise. »Wir haben uns dasselbe tausendmal gefragt. Die Sphinx sind ein uraltes Volk und seit Anbeginn der Zeit als weise und klug bekannt. Beobachten und dulden sie uns nur? Spielen sie uns falsche Informationen zu? Oder ist es ihnen einfach gleichgültig, dass wir hier sind, weil wir ohnehin keine Möglichkeit haben, unser Wissen nach Hause zu schicken?«

»Ich dachte, ihr habt Brieftauben?«

»Hatten wir auch. Aber wie viele Tauben kann man an einem Ort wie diesem wohl halten, bevor es irgendwem auffällt? Die Vögel waren nach den ersten Wochen aufgebraucht, und es gab keine Möglichkeit, uns neue herzuschicken. Deshalb sammeln wir nur noch – in unseren Köpfen, nichts auf Papier, nichts wird niedergeschrieben –, und bald werden wir in die Heimat zurückkehren. Der Baba Jaga sei Dank.«

Er schenkte den Mädchen ein aufmunterndes Lächeln, dann ging er zurück zu den anderen. Er respektierte den Wunsch der beiden, unter sich zu bleiben.

»Er ist sonderbar, findest du nicht?«, sagte Junipa.

»Ganz nett«, sagte Merle.

»Das auch. Aber so ... so verständnisvoll. Ganz anders, als man es von jemandem erwartet, der heimlich um die halbe Welt reist und sich ein halbes Jahr lang in der Festung des Feindes versteckt.«

Merle zuckte die Achseln. »Vielleicht hat ihm seine Aufgabe geholfen, bei Verstand zu bleiben. Er muss eine Menge schlimmer Dinge gesehen haben.« Sie deutete mit einem düsteren Nicken auf die übrigen Spione. »Sie alle.«

Junipas Blick wanderte von den Zaristen hinüber zu Seth, der in der Nähe des Eingangs saß, eng an eine der Spiegelwände gelehnt. In seinen gefesselten Händen hielt er eine leere Trinkschale. Auch seine Fußgelenke waren gebunden. Hätte Andrej gewusst, wer sein Gefangener wirklich war, hätte er ihm wohl ohne Zögern den Kopf abgeschlagen. Auch wenn dies durchaus in Vermithrax' Sinne gewesen wäre, hielt Merle es doch für falsch. Nicht für unangemessen und ganz sicher nicht für unverdient, aber sie hoffte, dass Seth ihnen noch nützlich sein konnte. Und diesmal war sogar die Fließende Königin ihrer Meinung.

»Du willst es noch einmal versuchen?«, fragte Junipa, als sie sah, wie Merles Fingerspitzen vom Rahmen des Wasserspiegels auf die Oberfläche tasteten.

Merle nickte nur und schloss die Augen.

Ihre Finger berührten das lauwarmer Wasser, als lägen sie auf Glas, ohne die sanften Ringe zu durchbrechen. Der milchige Schemen auf der Oberfläche streifte ihre Fingerkuppen. Merle hatte noch immer die Augen geschlossen, aber sie konnte ihn fühlen, sein hektisches Hinundherhuschen auf dem Wasser.

Sie hörte sein Flüstern, verzerrt und viel zu weit entfernt, als dass sie es hätte verstehen können. Sie musste den Schemen irgendwie an sich binden, wie ein Stück Eisen an

einen Magneten.

»Das Wort«, flüsterte sie Junipa zu. »Erinnerst du dich noch an das Wort?«

»Welches Wort?«

»Das uns Arcimboldo verraten hat, als wir für ihn die Schemen in den Zauberspiegeln einfangen mussten.« Ihr alter Lehrmeister hatte ihnen damals in Venedig das Tor durch einen seiner Spiegel geöffnet. Sie waren in die magische Spiegelwelt eingetreten und hatten darin die Spiegelschemen vorgefunden: Wesen aus einer anderen Welt, die in diese überwechseln wollten und dabei als geisterhafte Schatten in Arcimboldos Zauberspiegel gestrandet waren. Sie bewegten sich nahezu unsichtbar und so leicht wie Windböen in den gläsernen Labyrinthen der Spiegelwelt, doch die Rückkehr oder eine Weiterreise in ein körperliches Dasein blieb ihnen auf immer verwehrt. Mit einem Zauberwort hatten die Mädchen sie gebannt und zurück zum Meister gebracht, der sie in die Spiegelbilder auf dem Wasser der venezianischen Kanäle entlassen hatte.

»Hm, das Wort«, murmelte Junipa nachdenklich. »Irgendwas mit Intera oder Intero am Anfang.«

»Intrabilibus oder so was.«

»So ähnlich. Interabilitapetrifax.«

»*Kinderkram*«, schimpfte die Fließende Königin.

»Intrabalibuspustulenz«, sagte Merle.

»Interopeterusbilibix.«

»Interumpeterfixbilbulus.«

»Intorapeterusbiliris.«

Merle seufzte. »Intorapeti- ... Warte, sag das noch mal!«

»Was denn?«

»Das, was du zuletzt gesagt hast.«

Junipa überlegte kurz. »Intorapeterusbiliris.«

Merle jubelte. »Fast! Jetzt weiß ich's wieder: Intorabiliuspeteris.« Und sie sprach es so laut aus, dass für einen Augenblick sogar das Gespräch zwischen den Zaristen und Vermithrax auf der anderen Seite des Raumes verstummte.

»Seth schaut zu uns herüber«, flüsterte Junipa.

Aber Merle kümmerte sich weder um den Horuspriester, noch beachtete sie Junipas Warnung. Stattdessen sprach sie das Zauberwort ungeduldig ein zweites Mal aus, und nun spürte sie plötzlich ein Kribbeln, das von ihrer rechten Hand hinauf zum Ellbogen kroch.

»Merle!« Junipas Stimme wurde beschwörend.

Merle blinzelte und blickte auf den Spiegel. Der Schemen waberte wie ein kreisförmiger Nebelschwaden rund um ihre Fingerspitzen.

»*Es funktioniert*«, sagte die Fließende Königin. Auch sie klang besorgt, so als wäre ihr nicht recht, dass Merle Kontakt zu dem Schemen aufnahm.

»Hallo?«, fragte Merle tonlos.

»Brbrlbrlbrbrl«, machte der Schemen.

»Hallo?«

»Harrllll ... hallo.«

Merles Herz schlug vor Aufregung schneller. »Kannst du mich hören?«

Wieder das seltsame Brummeln, dann: »Natürlich. Du warst es, die *mich* nicht hören konnte.« Er klang patzig, und ganz und gar nicht geisterhaft.

»Sagt er irgendwas?«, fragte Junipa, und da begriff Merle, dass ihre Freundin den Schemen nicht hören

konnte, genauso wenig wie die anderen in der Kammer, die ihr Gespräch wieder aufgenommen hatten und nicht auf das achteten, was Merle tat. Mit Ausnahme vielleicht von Seth. Ja, er beobachtete sie ganz bestimmt. Ein Schauer lief ihr über den Rücken.

»Du hast ziemlich lange gebraucht«, sagte der Schemen durch ihre Fingerspitzen. Im Gegensatz zur Fließenden Königin in ihrem Kopf klang er immer noch weit entfernt und ein wenig diffus, aber sie verstand ihn jetzt klar und deutlich. Er hörte sich jung an, und Merle war ziemlich sicher, dass er männlich war.

»Kannst du mir helfen?«, fragte sie geradeheraus. Für Geplänkel hatte sie keine Zeit. Jeden Moment konnte Andrej ihnen signalisieren, zu einer Lagebesprechung herüberzukommen.

»Ich hab mich schon gefragt, wann du wohl darauf kommen würdest«, sagte der Schemen kratzbürstig.

»Hilfst du mir?«

Er seufzte wie ein bockiger kleiner Junge. Sie fragte sich, ob er genau das gewesen war, bevor er zum Schemen wurde: ein Junge, vielleicht noch ein Kind. »Du willst wissen, was hinter deinem Wasserspiegel ist, oder?«, fragte er.

»Ja.«

»Deine Freundin hat Recht gehabt. Wenn man jemanden, der manchmal eine Frau und dann wieder eine Frau mit Löwenbeinen ist, eine Sphinx nennt, ja, dann wird sie wohl eine Sphinx sein.«

Merle verstand kein Wort. »Geht's vielleicht ein bisschen klarer?«

Wieder seufzte der Schemen. »Die Frau auf der anderen Seite ist eine Sphinx. Und, ja, sie ist deine Mutter.« Als

Merle scharf durchatmete, fügte er hinzu: »Glaube ich jedenfalls. Bist du jetzt zufrieden?«

»Was sagt er denn?«, flüsterte Junipa aufgeregt. »Erzähl schon!«

Merles Herzschlag raste. »Er sagt, die Sphinx ist meine Mutter!«

»Er sagt, die Sphinx ist meine Mutter«, äffte der Schemen sie mit verstellter Stimme nach. »Willst du nun noch mehr wissen oder nicht?«

»*Er ist ein ungezogener Rotzbengel*«, meldete sich die Fließende Königin zu Wort. Der Schemen schien sie nicht hören zu können, denn er reagierte nicht darauf.

»Ja«, sagte Merle mit schwankender Stimme, »ja, natürlich. Wo ist sie jetzt? Kannst du sie sehen?«

»Nein. Sie hat keinen so wunderbaren Spiegel wie den, in dem du mich gefangen hältst.«

»Gefangen hältst? Du bist doch selbst hineingesprungen!«

»Weil es mir sonst wie den anderen ergangen wäre.«

»Hast du sie gekannt?«

»Sie waren alle aus meiner Welt. Aber gekannt habe ich nur meinen Onkel. Er wollte nicht, dass ich mitgehe, aber dann hab ich mich nachts in sein Arbeitszimmer geschlichen und bin hinter ihm her durch den Spiegel gesprungen. Er hat ziemlich dumm geguckt, als er's gemerkt hat.« Der Schemen kicherte. »Na ja, und dann hab *ich* dumm geguckt, als ich gemerkt habe, was aus uns geworden war.«

»*Geschwafel*«, sagte die Königin, »*nichts als Geschwafel*.«

»Reden wir wieder über meine Mutter, ja?«

»Klar«, sagte der Schemen. »Was immer du willst.«

»Wo ist sie jetzt?«

»Das letzte Mal, als ich sie gesehen habe, saß sie auf einer toten Hexe mitten im Meer.« Er erzählte das mit einer Selbstverständlichkeit, als hätte er sie beim Kochen beobachtet.

»Im Meer?«, fragte Merle. »Bist du sicher?«

»Ich *weiß*, wie das Meer aussieht«, erwiderte er giftig.

»Ja ... ja, sicher. Aber, ich meine, was hat sie da gemacht?«

»Eine Hand ins Wasser gehalten und dabei einen magischen Spiegel erzeugt. Damit sie deine Hand halten konnte. Erinnerst du dich?«

Merle war schrecklich verwirrt. »Du kannst sie also nur sehen, wenn sie eine Hand ins Wasser hält?«

»Genau wie dich.«

»Und du hörst sie auch?«

»Euch beide.«

»Aber warum kann ich sie dann nicht hören?«

»Wir können jederzeit die Plätze tauschen«, erwiderte er schnippisch.

Merle überlegte eine Weile. »Du musst mir erzählen, was sie sagt. Weiß sie, wie sie mit dir sprechen kann?«

»Sie hat ziemlich schnell spitzgekriegt, dass da außer ihrem Töchterchen noch jemand im Spiegel ist. Und sie war so höflich, mich erst mal nach meinem Namen zu fragen.«

»Oh ... Wie heißt du denn?«

»Hab ich vergessen.«

»Aber wie –«

»Ich hab gesagt, dass sie gefragt hat, nicht, dass ich ihr eine Antwort geben konnte.«

»Wie kann man denn seinen Namen vergessen?«

»Wie kann man plötzlich zu einem Schmutzleck auf einem Spiegel werden? Keine Ahnung. Das Einzige, an das ich mich erinnern kann, sind die letzten paar Sekunden im Zimmer meines Onkels. Davor ist alles weg. Aber ich hab das Gefühl, dass es allmählich wiederkommt. Manchmal erinnere ich mich an Kleinigkeiten, an Gesichter, sogar an Melodien. Vielleicht, wenn du mich noch ein paar Jahre länger in deiner muffigen Tasche rumschleppst, dann –«

Diesmal war sie es, die ihn unterbrach. »Hör zu. Tut mir Leid, was mit dir passiert ist, aber dafür kann ich nichts. Keiner hat dich gezwungen, hinter deinem Onkel herzulaufen. Also – willst du mir nun helfen oder nicht?«

»Ja, ja, ja«, sagte er gedehnt.

»Wenn du mit« – Merle zögerte –, »mit meiner Mutter reden kannst, dann könntest du ihr ausrichten, was ich sage. Und andersrum.«

»So 'ne Art übersetzen, meinst du?«

»Genau.« Jetzt hat er's begriffen, dachte sie, und sogar die Königin seufzte irgendwo tief in ihren Gedanken.

»Schätze, das könnte ich wohl machen.«

»Das wäre sehr nett.«

»Holst du mich dann manchmal aus deiner Tasche?«

»Falls wir heil von hier wegkommen, finden wir vielleicht irgendeinen Weg, dich aus diesem Spiegel rauszubekommen.«

»*Sei nicht zu großzügig mit Versprechen, die du vielleicht nicht einhalten kannst*«, sagte die Königin.

»Das geht nicht.« Der Schemen klang mit einem Mal betrübt. »Ich kann in deiner Welt keinen Körper annehmen. Alle haben das gesagt.«

»Vielleicht keinen Körper. Aber einen größeren Spiegel. Wie wär's mit dem Meer?«

»Dann wäre ich so was wie ein Seefahrer, oder?«

»Sozusagen.«

»Hmm ... ich schätze, das ginge in Ordnung.« Und dann begann er ziemlich falsch ein Lied zu singen, irgendetwas über fünfzehn Mann auf einer Kiste von einem toten Mann. Ein ziemlicher Blödsinn, fand Merle.

»Wir versuchen's«, sagte sie hastig, damit er mit dem Gegröle aufhörte. »Versprochen.«

»Merle?« Er klang plötzlich ernst.

»Ja?«

»Merle ...«

Ihr Atem ging rascher. »Was denn?«

»Sie ist wieder hier. Deine Mutter, Merle ... sie ist hier bei mir.«

»Was, zum Teufel, tut sie da bloß?« Dario trat missmutig von einem Fuß auf den anderen. Der Schnee knirschte unter den Sohlen seiner Stiefel, und Serafin dachte daran, dass Darios Zähne bald genauso knirschen würden, und zwar vor Wut, wenn Lalapeja nicht bald aufstehen und weitergehen würde.

Die Sphinx kauerte am Ufer des gefrorenen Nils, zwischen Blöcken aus geborstenem Eis, deren Ränder sich über- und untereinander geschoben hatten. Die Jungen hatten in einem abgestorbenen Palmenhain Schutz gesucht, nur wenige Meter entfernt. Die Palmwedel waren unter der Last des Schnees längst abgebrochen, übrig geblieben waren nur ein paar schiefe Stämme, die wie Finger aus der weißen Einöde stachen. Aus der Luft gaben die Jungen zwischen den toten Bäumen prachtvolle Zielscheiben ab. Unke war nicht bei ihnen; sie stand unten

am Ufer neben der Sphinx und blickte besorgt auf sie hinab.

Serafin hielt es nicht länger aus. »Ich geh zu ihnen.«

Ein letztes Mal blickte er zum Eisernen Auge empor, das sich wie eine graue Wand vor ihnen erhob, ein unfassbar hohes Ungetüm. Man hätte es für einen Berg halten können, wäre es nicht so glatt und unvermittelt aus der Eisebene aufgeragt. Das Dämmerlicht tat ein Übriges, die wahre Natur der Festung zu verschleiern.

Irgendwo hinter den Schneewolken ging die Sonne unter. Zumindest vor den Barken mussten sie sich bald nicht mehr fürchten. Aber es gab gewiss andere Wächter hier draußen, am Fuß des Eisernen Auges. Wächter, die auch in der Nacht noch schnell und tödlich waren.

Dario murmelte etwas, als Serafin losstiefelte, machte aber keine Anstalten, ihm zu folgen. Serafin war das ganz recht so. Er wollte allein mit Unke und der Sphinx sprechen.

Doch als er schließlich über Lalapejas Schulter blickte und sah, was sie tat, blieben ihm die Worte in der Kehle stecken.

Im Eis am Ufer klaffte ein Loch. Es sah aus, als hätte ein Raubtier es mit seinen Krallen gegraben. So nah beim Eisernen Auge war die Eisdecke viel dünner als dort, wo sich das Boot festgefahren hatte. Dreißig Zentimeter, schätzte Serafin, höchstens. Das musste an der Wärme liegen, die die Festung ausstrahlte. Pech, dass sie selbst kaum etwas davon spürten. Sicher, es war wärmer geworden, aber die Temperaturen lagen noch immer weit unter dem Gefrierpunkt.

Lalapeja hockte im Schnee, hatte sich vorgebeugt und tauchte einen Arm bis zum Ellbogen ins Wasser. Ihre Hand ragte bewegungslos in die eiskalten Fluten. Die

Sphinx hatte den Ärmel ihres Fellmantels zurückgeschoben, ihr bloßer Unterarm färbte sich allmählich blau. Trotzdem machte sie keine Anstalten, die Hand zurückzuziehen. Jetzt erst bemerkte Serafin, dass sie etwas vor sich hin flüsterte. Zu leise. Er konnte nicht verstehen, was sie sagte.

Verstört sah er Unke an, die neben ihm getreten war.  
»Was tut sie da?«

»Sie spricht mit jemandem.«

»Ihre Hand wird erfrieren.«

»Das ist sie vermutlich schon.«

»Aber –«

»Sie weiß, was sie tut.«

»Nein«, sagte er zornig, »offenbar weiß sie das nicht! Wir können es uns nicht leisten, sie halb erfroren mit in die Festung zu schleppen.« Er streckte seine Hand aus, um Lalapeja an der Schulter zurückzureißen, fort vom Wasser.

Doch Unke hielt ihn auf, und das Zischen, das mit einem Mal aus ihrem Haifischmaul drang, ließ ihn zusammenfahren. »Es ist wichtig. Wirklich wichtig.«

Serafin stolperte einen Schritt zurück. »Sie ist verrückt. Ihr beide seid verrückt geworden.« Er wollte sich abwenden und zu den anderen gehen. Doch abermals hielt Unke ihn zurück.

»Serafin«, sagte die Meerjungfrau beschwörend, »sie spricht mit Merle.«

Er starrte sie entgeistert an. »Wie meinst du das?«

»Das Wasser hilft ihr dabei.« Unke winkte Serafin einige Schritte weiter, und dort – am Ufer des zugefrorenen Nils – erfuhr Serafin nun, was es mit Merles Wasserspiegel für eine Bewandnis hatte.

Er schlug die Arme vor die Brust und rubbelte seine

Oberarme unter dem Fell, eher aus Nervosität als vor Kälte. »Das ist die Wahrheit, oder?«, fragte er mit gerunzelter Stirn. »Ich meine, das ist wirklich dein Ernst?«

Unke nickte.

Serafin senkte seine Stimme. »Aber was hat Merle mit Lalapeja zu tun?«

Die Meerjungfrau zeigte die Zähne: ein Lächeln. »Kannst du dir das nicht denken?«

»Nein, verdammt!«

»Sie ist ihre Mutter, Serafin. Lalapeja ist Merles Mutter.« Ihr fürchterliches Grinsen wurde noch breiter, nur die Augen blieben menschlich und wunderschön. »Deine Freundin ist die Tochter einer Sphinx.«

Merle horchte konzentriert auf die Worte des Schemen, während sie sich zugleich alle Mühe gab, ihre zitternden Finger nicht zu tief in das Spiegelwasser zu tauchen. Sie durfte die Verbindung zu ihm jetzt nicht abreißen lassen, musste hören, was die Sphinx – ihre Mutter – ihr zu sagen hatte.

»Sie sagt, du musst zu Börbritsch gehen«, gab der Schemen weiter.

»Burbridge?«, fragte Merle.

»Du sollst zu ihm gehen, nur dort bist du sicher. Sicherer jedenfalls als im Eisernen Auge.«

»Aber wir sind gerade erst vor Burbridge aus der Hölle geflohen! Sag ihr das.«

Eine Weile verging, dann überbrachte der Schemen die Antwort: »Sie lässt dir ausrichten, dass ihr ihn in seinem Spiegelkabinett treffen sollt. Du und deine Freundin. Sie soll dich dorthin führen.«

»Junipa soll mich in ein Spiegelkabinett führen?«

»Ja. Warte, das ist noch nicht alles ... Ah, jetzt. Sie soll

dich zu ihm bringen. Dort seid ihr in Sicherheit.«

Merle verstand noch immer nicht. »In Sicherheit vor wem? Vor den Sphinxen?«

Wieder eine Pause, dann: »Vor dem Sohn der Mutter, sagt sie. Was immer das bedeutet.«

Merle brummte ungehalten. »Hättest du die Güte, sie danach zu fragen?«

Während der Schemen gehorchte, meldete sich die Königin zu Wort: »*Ich weiß nicht, ob das so gut ist, Merle. Vielleicht solltest du –*«

Nein, dachte Merle entschieden. Halt du dich da raus. Das hier ist allein meine Sache.

Die Stimme des Schemen meldete sich zurück. »Der Sohn der Mutter. Das scheint so was wie ein Name zu sein für ... ja, für *den* Urvater der Sphinx, quasi ihren ältesten Ahnen. Eine Art Sphinxgott, schätze ich. Sie sagt, er sei auf dem Weg hierher, oder sogar schon in der Festung. Sie ist nicht sicher. Und sie sagt, dass die Sphinx versuchen werden, ihn wieder zum Leben zu erwecken.«

Merle erschrak, als die Königin einen eigentümlichen Laut ausstieß. Wie viel weißt du wirklich?, dachte sie zum hundertsten Mal.

»*Der Sohn der Mutter*«, wisperte die Königin. »*Dann ist es wahr. Ich habe ihn gespürt, aber ich dachte, es sei unmöglich ... Bei allem, was heilig ist, Merle, du darfst nicht tun, was sie verlangt. Du darfst nicht von hier fortgehen.*«

Du hättest mir vorher davon erzählen können, dachte Merle bitter. Du hättest mir vertrauen müssen.

Der Schemen fuhr fort: »Sie sagt immer wieder das Gleiche, Merle. Dass deine Freundin dich zu Burbridge bringen muss, bevor es zu spät ist. Dass ihr in sein

Spiegelkabinett gehen und notfalls dort auf ihn warten sollt. Sie sagt, er könnte dir alles erklären, über dich, über sie und über deinen Vater.«

»Frag sie, wer mein Vater war.«

Die Pause dehnte sich. »Burbridges Sohn«, sagte der Schemen endlich. »Steven.«

Steven Burbridge. Ihr Vater. Der Gedanke fühlte sich seltsam an und erschreckte sie.

»Wie ist ihr Name?«

»Lalapeja«, sagte der Schemen.

Merle spürte, wie ihre Finger anfangen zu zittern. Sie biss sich auf die Lippe und versuchte, sich zusammenzunehmen. Es war alles so verwirrend und gleichzeitig so überwältigend. Waren die Sphinx nicht von Anbeginn ihre Feinde gewesen? Waren sie nicht die wahren Herrscher des Imperiums? Wenn ihre Mutter tatsächlich eine Sphinx war, dann hatte ihr Volk die Welt ins Verderben gestürzt. Aber Merle war nicht wie sie, und vielleicht war Lalapeja das auch nicht.

»Merle«, unterbrach der Schemen ihre Gedankengänge, »deine Mutter sagt, dass nur Junipa dich führen kann. Das sei sehr wichtig. Nur Junipa hat die Macht, das Gläserne Wort zu benutzen.«

Merle war so schwindelig, als hätte sie sich stundenlang im Kreis gedreht. »Das Gläserne Wort? Was soll das sein?«

»Augenblick.«

Zeit verging. Viel zu viel Zeit.

»Hallo?«, fragte sie nach einer Weile.

»Sie ist fort.«

»Was?«

»Lalapeja hat ihre Hand aus dem Wasser gezogen. Ich kann sie nicht mehr hören.«

»Aber das ist –«

»Tut mir Leid. Nicht meine Schuld.«

Merle blickte auf und nahm erstmals wieder Junipa wahr, die voller Sorge vor ihr saß. »Ich soll dich führen? Hat er das gesagt?«

Merle nickte, benommen wie nach einem Albtraum. Dabei hätte sie sich freuen müssen. Sie wusste jetzt, wer ihre Eltern waren. Aber es änderte so wenig. Eigentlich gar nichts. Es brachte sie nur noch mehr durcheinander, und es machte ihr Angst.

Flüsternd erzählte sie Junipa alles. Dann schaute sie sich um und bemerkte, dass Seth sie nicht aus den Augen gelassen hatte. Er lächelte eisig, als sich ihre Blicke trafen. Rasch sah sie wieder weg.

»Ich weiß, was er gemeint hat«, flüsterte Junipa tonlos.

»Wirklich?«

Junipa atmete flach, ihre Stimme klang heiser. »Durch die Spiegel, Merle. Wir sollen durch die Spiegel gehen.« Sie lächelte traurig. »Dafür hat Arcimbardo mir schließlich diese Augen gegeben, nicht wahr? Ich kann damit nicht nur *sehen*. Sie sind auch ein Schlüssel, oder wenigstens ein Teil davon. Burbridge hat mir alles erzählt: warum er Arcimbardo den Auftrag gegeben hat, mich aus dem Waisenhaus zu holen und so weiter. Ich soll in andere Welten schauen, aber ich kann auch dorthin gehen.«

»Sogar zurück zu Burbridge?«, wisperte Merle. »Zurück zu Lord Licht?«

Junipas Lächeln wirkte immer niedergeschlagener, aber irgendwo im Gleißeln und Glitzern ihrer Augen war auch noch etwas anderes: ein leiser, zaghafter Triumph.

»Überallhin«, sagte sie.

»Aber warum –«

»Warum wir das nicht längst getan haben? Weil es so einfach nicht ist. Ich brauche etwas dafür, dasselbe, womit Arcimboldo das Tor im Spiegel geöffnet hat, damals in der Werkstatt.«

Merle sah die Szene vor sich aufblitzen: Arcimboldo, wie er sich vor dem Spiegel verbeugte und die Lippen bewegte. Wie er lautlos ein Wort formulierte.

»Das Gläserne Wort«, sagte Junipa, als ließe sie den Klang der Silben auf ihrer Zunge zergehen. »Ich hab nicht gewusst, dass man es so nennt.«

»Und du weißt nicht, wie es lautet?«

»Nein«, sagte Junipa. »Arcimboldo wurde ermordet, bevor er es mir verraten konnte.«

Großer Gott, dachte Serafin, als Lalapeja ihre rechte Hand aus dem Wasser zog. Sie war bis zum Gelenk grau, fast blau, und sah aus wie aus Wachs geformt. Sie hing am Ende ihres Armes, als gehörte sie nicht mehr zum Körper. Leblos, wie abgestorben.

Die Züge der Sphinx waren schmerzverzerrt, aber noch immer brannte das Feuer ihrer Willensstärke in den rehbraunen Augen.

»Unke«, sagte sie, ohne Serafin zu beachten.

Unke beugte sich rasch vor und wollte Lalapeja beim Aufstehen helfen, aber sie hatte die Sphinx missverstanden: Lalapeja bat nicht um Hilfe.

»Merle braucht ... das Wort«, sagte sie verbissen.

Unke schüttelte den Kopf. »Wir müssen uns um die Hand kümmern. Wenn wir es irgendwie schaffen, ein Feuer –«

»Nein.« Lalapeja schaute Unke bittend an. »Erst das

Wort.«

»Was meint sie?«, fragte Serafin.

»Bitte!« Die Sphinx klang jetzt flehend.

Serafins Blick heftete sich auf Unke. »Welches Wort?«

»Das Gläserne Wort.« Unke schaute zu Boden, an Lalapeja vorbei, als sähe sie irgendetwas vor sich im Schnee. Aber da war nur ihr eigener Schatten, und sie starrte darauf, als bäte sie ihn um Rat.

»Merle und Junipa müssen zu Burbridge«, sagte Lalapeja. »Junipa besitzt den *Blick*, sie ist eine Führerin. Aber um die Tore zu öffnen, die Tore aus Spiegelglas, benötigt sie das Gläserne Wort.« Die Sphinx hielt die abgestorbene Hand mit der gesunden Linken fest an ihren Oberkörper gepresst. Serafin hatte selbst noch nie Erfrierungen gehabt, aber er hatte gehört, dass sie genauso schmerzhaft waren wie Verbrennungen. Es war erstaunlich, dass Lalapeja nicht einfach zusammenbrach.

»Ich kenne das Wort nicht«, sagte Unke zögerlich.

»Du nicht. Aber er.«

Serafin starrte die beiden Frauen aus großen Augen an. »Er?« Und dann begriff er. »Arcimboldo?«

Lalapeja gab keine Antwort, aber Unke nickte langsam.

»Merle hat ein Recht auf die Wahrheit. Ich habe nicht genug Kraft ... ihr alles zu erzählen. Nicht hier.« Lalapeja sah auf ihre reglose, wächserne Rechte hinab. »Aber das Wort ... das könnte ich ihr mitteilen.« Ihr Blick wurde beschwörend. »Jetzt gleich, Unke!«

Unke zögerte noch einen Moment länger, und Serafin, der sich in seiner Unwissenheit schrecklich hilflos fühlte, hätte sie am liebsten an den Schultern gepackt und geschüttelt: Nun mach schon! Tu etwas! Hilf ihr!

Unke atmete tief durch, dann nickte sie. In Windeseile

löste sie ihren Rucksack und zog die Spiegelmaske hervor: ein perfektes Abbild von Arcimboldos Gesichtszügen aus silbernem Spiegelglas. Unke hatte sie nach dem Tod des Spiegelmachers angefertigt, und Serafin hatte den düsteren Verdacht, dass dies Arcimboldos echtes Gesicht war, vom Leichnam abgenommen und durch einen geheimnisvollen Zauber in Glas verwandelt.

Unke reichte die Maske Lalapeja.

»Wird er mit mir sprechen?«, fragte die Sphinx zweifelnd.

»Mit jedem, der sie aufsetzt.«

Serafin blickte von einer zur anderen. Er wagte nicht, störende Fragen zu stellen.

Lalapeja betrachtete ein paar Herzschräge lang die faltigen Züge des Spiegelmeisters, drehte die Maske dann um und musterte die Innenseite. In ihren Augen blitzte für einen Moment Unsicherheit auf, dann presste sie sich das Glas mit der Linken vors Gesicht. Die Maske blieb haften, auch als sie die Hand wieder wegzog. Die Innenseite schien sich Lalapejas schmalen Zügen auf wundersame Weise anzupassen; das Glas legte sich über ihr Gesicht, ohne an den Seiten überzustehen.

Serafin sah atemlos zu und erwartete beinahe, dass Arcimboldos Stimme aus ihr sprechen würde. Er spürte Widerwillen bei dieser Vorstellung, es erschien ihm würdelos, wie der abgegriffene Trick eines Bauchredners.

Es verging eine Minute, in der keiner von ihnen sich rührte. Sogar die Zurückgebliebenen im Palmenhain waren verstummt, obwohl sie nicht genau sehen konnten, was vor sich ging. Serafin vermutete, dass die Jungen es dennoch spürten, genau wie er selbst. Man konnte die Magie fühlen, die durch Eis und Kälte in alle Richtungen strahlte, vielleicht sogar hinab in den Fluss, wo sie die

Flossen erkalteter Fischkadaver zum Flattern brachte. Die Härchen auf Serafins Handrücken hatten sich aufgestellt, und aus irgendeinem Grund verspürte er einen leichten Druck hinter seinen Augäpfeln, wie bei einer starken Erkältung. Aber das Gefühl verging so rasch, wie es gekommen war.

Lalapejas gesunde Hand legte sich mit gespreizten Fingern über die Maske und zog sie mühelos ab. Ihr Gesicht darunter war unversehrt, nicht einmal gerötet. Unke atmete auf, als die Sphinx ihr die gläserne Spiegelschale zurückgab.

»Das war alles?«, fragte Serafin.

Unke schob die Maske in ihren Rucksack. »Das würdest du nicht sagen, wenn *du* sie auf dem Gesicht gehabt hättest.«

Lalapeja beugte sich wieder über die Öffnung im Eis.

»Nicht«, flüsterte Serafin. Aber er hielt sie nicht zurück. Sie wussten alle, dass dies der einzige Weg war.

Lalapeja tauchte die gesunde linke Hand ins Wasser. Serafin glaubte fühlen zu können, wie die Kälte daran emporkroch, wie das Blut aus ihrem Unterarm wich und die Haut sich weiß färbte. Sphixen waren Wesen der Wüste, und die eisige Kälte musste auf ihren Organismus eine besonders verheerende Wirkung haben.

Wieder vergingen Minuten, in denen sich nichts regte, in denen selbst der Frost um sie herum den Atem anhielt und den Eiswind über der Ebene zum Erliegen brachte. Lalapejas Gesicht wurde fahler und fahler, während sie ihre Hand der Kälte aussetzte und das Fleisch allmählich abstarb. Aber sie zog sie nicht zurück, wartete geduldig ab und tastete in der Dunkelheit unter dem Eis nach einer Antwort auf ihre stummen Rufe.

Dann zuckten ihre Mundwinkel: der flüchtige Schatten

eines Lächelns. Ihre Lider schlossen sich wie zu einem tiefen, tiefen Traum.

Sie flüsterte.

Aus ihrem Augenwinkel floss eine Träne und erstarrte zu Eis.

»Was für ein Wort soll *das* denn sein?«, keifte der Schemen.

»Zauberwörter sind immer Zungenbrecher«, erklärte Merle. »Jedenfalls die meisten.« Sie sagte es so überzeugend, als hätte sie in ihrem Leben tatsächlich schon mehr als zwei davon gehört.

Der Schemen ereiferte sich weiter. »Aber so ein Wort!« Er hatte fünf Anläufe gebraucht, bis er sicher war, dass er es richtig ausgesprochen hatte, so, wie Lalapeja es ihm auf der anderen Seite vorgesagt hatte.

Merle musste sich eingestehen, dass sie es noch immer nicht im Kopf behalten konnte. Im Vergleich dazu sprach sich der Bindezauber für Spiegelschemen so mühelos wie ein Kinderreim.

Junipa aber nickte, und das war die Hauptsache. »Ich kann es aussprechen. Es ist ganz einfach.« Sie sagte es, und wirklich, bei ihr klang es perfekt.

Sie ist eine Führerin, dachte Merle beeindruckt und zugleich ein wenig verstört. Was immer das bedeuten mag – sie ist tatsächlich eine!

»Sag meiner Mutter –«, begann sie, aber der Schemen fiel ihr ins Wort:

»Sie ist wieder fort.«

»Oh.«

Zum ersten Mal klang der Schemen so, als brächte er ein wenig Mitgefühl für Merles Lage auf. »Sei nicht traurig«, sagte er sanft. »Sie wird sich wieder melden. Ganz

bestimmt. Diese Sache war ziemlich ... schwierig für sie.«

»Was genau meinst du mit schwierig?«

»Du würdest dir unnötig Sorgen machen.«

Falls der Schemen vorgehabt hatte, Merle damit zu beruhigen, so erreichte er genau das Gegenteil. »Was ist mit ihr? Ist sie krank? Oder verletzt?«, fragte sie aufgeregt.

Da erzählte ihr der Schemen, was Lalapeja auf sich genommen hatte, um den Kontakt herzustellen. Und dass sie dadurch womöglich beide Hände verlieren würde.

Merle zog ihre Finger zurück und ließ den Spiegel sinken. Einen Moment lang starrte sie ins Leere.

Sie zweifelte jetzt nicht mehr, dass die Sphinx ihre Mutter war.

»Merle?«

Sie sah auf.

Junipa lächelte aufmunternd. »Willst du, dass wir es versuchen? Ich meine, jetzt gleich?«

Merle holte tief Luft und blickte sich nach den anderen um. Die Spione standen immer noch rund um Vermithrax. Er berichtete ihnen mit seiner volltönenden Löwenstimme von ihren Abenteuern in der Hölle. Zu einem anderen Zeitpunkt hätte Merle sich vielleicht Sorgen gemacht, dass er allzu viel ausplauderte – zumal Seth in seiner Ecke mit gespitzten Ohren lauschte –, doch im Augenblick hatte sie anderes im Sinn.

»Könntest du das denn?«, fragte sie Junipa. »Hier?«

Junipa nickte. Merle folgte ihrem Blick zu den verspiegelten Wänden und sah ihr eigenes Abbild niedergeschlagen am Boden kauern, die Faust um den Griff des Wasserspiegels geballt.

»Die Spiegel«, flüsterte sie, schob den Wasserspiegel in

ihre Knopftasche und berührte mit der anderen Hand die eiskalte Wand. »Das ist es, oder? Deshalb ist hier alles aus Spiegeln. Die Sphinxen haben ein Tor gebaut. Sie wollen mit ihrer Festung den Wall zwischen den Welten niederreißen. Sie erobern erst diese Welt, und dann die nächste, und noch eine und –« Sie brach ab, als ihr klar wurde, dass dies derselbe Plan war, den das Steinernen Licht verfolgte. Wo war die Verbindung? Es musste ein Bindeglied zwischen den Sphinxen und dem Licht geben.

»*Lass es*«, sagte die Fließende Königin. Merle hatte sie beinahe vergessen, so schweigsam war sie während der vergangenen Stunden gewesen. »*Was, wenn dir die Antwort nicht gefällt?*«

Merle blieb keine Zeit, über die Worte der Königin nachzугrübeln. Junipa war aufgestanden und streckte ihr auffordernd die Hand entgegen.

»Komm«, sagte sie.

Merle ergriff ihre Finger.

Auf der anderen Seite der Kammer hob Seth eine Augenbraue.

Auch Andrej sah sie an. Merle lächelte ihm zu.

»*Ich könnte dich aufhalten*«, sagte die Königin.

»Nein«, sagte Merle und wusste, dass es die Wahrheit war.

Dann trat sie Hand in Hand mit Junipa vor die Wand. Sie sah die Spiegelbilder der Männer, sah, wie sich jetzt alle verwundert umdrehten.

Junipa flüsterte das Gläserne Wort.

Sie betraten die Spiegel, tauchten staunend in ein Meer aus Silber.

## ***Ihr wahrer Name***

SPIEGEL UND SPIEGEL UND SPIEGEL. EINE ganze Welt davon.

Eine Welt zwischen den Spiegeln. Dahinter, dazwischen, daneben. Wege und Tunnel, alle aus Silber. Reflexionen von Reflexionen ihrer selbst.

Und mittendrin: tausend Merles, tausend Junipas.

»Als würde man zurück durch die Zeit reisen«, sagte Merle.

Junipa ließ ihre Hand nicht los, führte sie wie ein Kind durch die fremde Umgebung. »Wie meinst du das?«

»Wie lange ist es her, dass uns Arcimboldo hinter die Spiegel geschickt hat, um die Schemen zu fangen?«

»Ich weiß es nicht. Es kommt mir vor, als –«

»Als wären es Jahre, nicht wahr?«

»Eine Ewigkeit.«

»Das meine ich«, sagte Merle. »Wenn wir zurück nach Venedig gehen würden – und irgendwann tun wir das doch, oder? –, also, wenn wir zurück nach Venedig gingen, dann wäre dort wahrscheinlich vieles anders. Ganz bestimmt sogar. Aber hier, hier hat sich gar nichts verändert. Nur Spiegel, Spiegel, Spiegel.«

Junipa nickte langsam. »Aber keine Schemen.«

»Keine Schemen«, bestätigte Merle.

»Zumindest nicht hier.«

»Ist die Spiegelwelt tatsächlich eine eigene Welt?«, fragte Merle.

»Eher ein Ort inmitten all der anderen Welten. Oder

besser eine Art Schale, die um viele Welten herumliegt, so wie das Weltall um die Planeten. Man muss durch die Schale hindurch, um zur nächsten Welt vorzustoßen. Arcimboldo hat es mir erklärt, aber er hat auch gesagt, dass es viele Jahre dauert, um nur einen Bruchteil von alledem zu begreifen. Länger als ein Leben. Oder viele Leben. Und Burbridge meinte, das hier sei zu groß für den Verstand eines Menschen.,Zu wenig wirklich', hat er gesagt.«

»Zu wenig wirklich«, wiederholte die Königin in Merles Gedanken. War sie derselben Meinung? Oder sah sie alles ganz anders? Wie so oft in letzter Zeit schwieg sie sich aus.

Merle dachte an Vermithrax, den sie auf der anderen Seite der Spiegel zurückgelassen hatten. Der Obsidianlöwe machte sich gewiss gerade schreckliche Sorgen um sie. Wir hätten ihn einweihen sollen, dachte sie. Hätten ihm verraten müssen, was wir vorhaben. Aber wie hätten sie das anstellen sollen, ohne dass Seth und die Zaristen davon erfuhren?

Armer Vermithrax.

»Er kennt dich«, sagte die Fließende Königin. »Er weiß, dass du dich irgendwie durchschlägst. Mach dir lieber Gedanken um dich selbst statt um ihn.«

Merle wollte widersprechen, als die Königin hinzufügte: »Und wenn es nur um seinen Willen ist. Vermithrax wird sich sein Leben lang Vorwürfe machen, wenn euch etwas zustößt.«

Das ist gemein, dachte sie erbost. Und schrecklich unfair.

Aber die Königin war bereits wieder in ihr brütendes Schweigen verfallen.

Die Mädchen gingen weiter durch das Labyrinth aus

Spiegeln, kreuz und quer, in einem irrwitzigen Zickzack, und je länger sie unterwegs waren, desto mehr blühte Junipa auf. Immer wieder war dort, wo Merle einen Weg erwartete, doch nur eine neue Wand aus Glas, und eine weitere rechts davon und eine links, aber Junipa fand trotzdem den schmalen Spalt dazwischen, das Schlupfloch, das Nadelöhr in dieser glitzernden, blitzenden, schillernden Unendlichkeit.

»Die Sphinxen müssen hier gewesen sein«, sagte Merle.

»Glaubst du wirklich?«

»Sieh dich doch um. Das Eiserne Auge ist eine Nachbildung. Überall Spiegel, die sich selbst widerspiegeln. Immer wieder man selbst in sich selbst. Das Eiserne Auge ist eine Kopie davon, eine Spiegelung der Spiegelwelt, sozusagen. Nur viel klarer, viel ... *vernünftiger*. Hier scheint alles so willkürlich zu sein. Wenn ich nach rechts gehe, gehe ich dann wirklich nach rechts? Und ist links tatsächlich links? Wo ist oben und unten und vorne und hinten?« Sie wollte anhalten, als sie vor sich eine Sackgasse zu erkennen glaubte; aber Junipa zog sie hinter sich her, und sie passierten die Stelle, ohne auf Widerstand zu stoßen. Für Junipa schien der Weg selbstverständlich zu sein, so als hätten ihre Spiegelaugen die Witterung einer Fährte aufgenommen. Für Merle war es ein Wunder.

Sie betrachtete ihre Freundin von der Seite, folgte mit ihren Blicken dem zarten Profil des Mädchens, dem Schwung ihrer milchweißen Haut. Sie verharrte auf den Spiegelscherben in ihren Augen.

»Was siehst du?«, fragte sie. »Ich meine, *hier* ... Wie erkennst du den richtigen Weg?«

Junipa lächelte. »Ich seh's einfach. Ich weiß nicht, wie ich dir das erklären soll. Es ist, als wäre ich schon mal hier

gewesen. Wenn du durch Venedig gehst, dann kennst du doch auch den Weg, ohne nach bestimmten Punkten zu suchen, nach Wegweisern oder solchen Sachen. Du gehst einfach, und irgendwann kommst du an. Wie von selbst. Für mich ist es hier das Gleiche.«

»Aber du warst noch nie hier.«

»Ich nicht. Aber vielleicht meine Augen.«

Sie schwiegen eine ganze Weile, ehe Merle erneut das Wort ergriff. »Bist du böse auf Arcimboldo?«

»Böse?« Junipa lachte hell, und es klang aufrichtig. »Wie könnte ich ihm böse sein? Ich war blind, und er hat mich wieder sehend gemacht.«

»Aber er hat es im Auftrag von Lord Licht getan.«

»Ja und nein. Lord Licht, Burbridge ... er hat Arcimboldo befohlen, uns aus dem Waisenhaus zu holen. Und das mit den Augen war auch seine Idee. Aber Arcimboldo hat es nicht nur deshalb getan. Er wollte mir helfen. Uns beiden.«

»Ohne ihn wären wir nicht hier.«

»Ohne ihn wäre die Fließende Königin eine Gefangene der Ägypter oder tot. Genau wie wir und der Rest von Venedig. Hast du die Sache mal von der Seite betrachtet?«

Merle war der Ansicht, dass sie die Angelegenheit von jeder nur möglichen Warte aus betrachtet hatte. Natürlich waren sie nur in Freiheit, weil Arcimboldo sie bei sich aufgenommen hatte. Aber was war diese Freiheit wert? Im Grunde waren sie Gefangene wie alle anderen – schlimmer noch, sie waren Gefangene eines Schicksals, das ihnen keine Wahl ließ außer dem einmal eingeschlagenen Weg. Es wäre so angenehm gewesen, einfach stehen zu bleiben, sich zurückzulehnen und sich zu sagen, dass irgendjemand die ganze Sache schon regeln

würde. Doch so verhielten sich die Dinge nun einmal nicht. Die Verantwortung lag allein bei ihnen.

Sie fragte sich, ob Arcimboldo das womöglich vorausgesehen hatte. Und ob er sich deshalb auf den Handel mit Lord Licht eingelassen hatte.

»Wir sind bald da«, sagte Junipa.

»So schnell?«

»Du darfst die Wege hier nicht mit unserem Maß messen. Jeder von ihnen ist auf seine Weise eine Abkürzung. Das ist der Sinn der Spiegelwelt: rasch von einem Ort zum anderen zu kommen.«

Merle nickte und hatte mit einem Mal das Gefühl, dass alles, was Junipa ihr erzählte, gar nicht so fern lag. Je phantastischer sich die Dinge auf ihrer Reise entwickelt hatten, desto weniger erstaunlich erschienen sie Merle. Sie fragte sich unwillkürlich, wie lange das schon so ging. Wann hatte sich für sie die alte Welt in ihre Bestandteile zerlegt und war zu etwas Neuem geworden? Nicht erst, als die Königin in sie gefahren war, aber doch in jener Nacht: als sie zum ersten Mal der alten Merle Auf Wiedersehen gesagt und der neuen die Tür geöffnet hatte; als sie mit Serafin das Fest verlassen und sich ganz in diesen unverhofften Moment hatte fallen lassen; als sie ein wenig vertrauter mit dem Gedanken geworden war, bald erwachsen zu werden.

»So«, sagte Junipa. »Da vorne.«

Merle blinzelte, sah in den Spiegeln im ersten Moment nur sich selbst und dachte bissig, dass dies das perfekte Abbild ihrer Grübeleien war: immer nur sie selbst, sie selbst, sie selbst.

»*Dein Selbstmitleid ist manchmal so unerträglich*«, sagte die Fließende Königin. Und nach einer Pause fragte sie: »*Gibt's darauf keine freche Antwort?*«

»Du hast ja Recht.«

Junipa packte ihre Hand fester und deutete auf einen Punkt in der silbrigen Unendlichkeit. »Das ist das Tor.«

»Ach ja?«

»Heißt das, du kannst es nicht sehen?«

»Jemand hat vergessen, die Klinke dranzuschrauben.«

Junipa schmunzelte. »Vertrau mir einfach.«

»Das tu ich schon die ganze Zeit.«

Junipa blieb stehen und wandte ihr das Gesicht zu.  
»Merle?«

»Hm?«

»Ich bin froh, dass du hier bist. Dass wir diese Sache zusammen durchstehen.«

Merle lächelte. »Du klingst jetzt ganz anders als vorhin im Eisernen Auge. Viel mehr ... wie du selbst.«

»Hier zwischen den Spiegeln kann ich das Steinerner Licht nicht spüren«, sagte Junipa. »Es ist, als hätte ich ein ganz normales Herz. Und ich kann sehen, besser als du oder wahrscheinlich jeder andere. Ich glaube, ich gehöre hierher.«

Und vielleicht war das ja die Wahrheit; vielleicht hatte Arcimboldo ihre Augen tatsächlich aus dem Glas der Spiegelwelt geschaffen. Junipa ist eine Führerin, hatte Lalapeja gesagt. Und waren Führer nicht immer Einheimische? Der Gedanke erzeugte auf Merles Rücken eine Gänsehaut, aber sie gab sich Mühe, es nicht zu zeigen.

»Halt dich gut an meiner Hand fest«, sagte Junipa, flüsterte tonlos das Gläserne Wort, und dann taten sie gemeinsam den entscheidenden Schritt.

Das Verlassen der Spiegelwelt vollzog sich so

unspektakulär wie der Einstieg. Sie gingen durch das Glas wie durch einen lauen Luftzug, und auf der anderen Seite erwarteten sie –

»Spiegel?«, fragte Merle, ehe sie erkannte, dass dies keineswegs derselbe Ort war, von dem aus sie gestartet waren.

»*Spiegel?*«, fragte auch die Fließende Königin.

»Burbridges Spiegelkabinett«, sagte Junipa. »Genau, wie deine Mutter gesagt hat.«

Hinter ihnen räusperte sich eine Stimme. »Ich hatte gehofft, dass ihr den Weg finden würdet.«

Merle wirbelte herum, schneller noch als Junipa.

Professor Burbridge, Lord Licht, ihr Großvater – drei völlig unterschiedliche Bedeutungen in einer Person. Er trat auf sie zu, blieb aber ein paar Schritte vor ihnen stehen. Er kam ihnen nicht zu nahe, als wollte er sie nicht verunsichern.

»Habt keine Angst«, sagte er. »Hier drinnen bin ich nur ich selbst. Das Licht hat im Spiegelkabinett keine Macht über mich.« Er klang älter als draußen in der Hölle. Und er sah auch so aus: Er ging jetzt gebeugter, wirkte geschwächt.

»An diesem Ort bin ich nicht Lord Licht«, sagte er mit einem traurigen Lächeln. »Nur noch Burbridge, der alte Narr.«

Der Spiegel, aus dem sie getreten waren, war nur einer von vielen, angeordnet zu einem weiten Kreis. Die meisten steckten noch in den gelemten Holzrahmen, die Arcimboldo stets um die Zauberspiegel gesetzt hatte, wenn er sie an seine Kunden lieferte.

Alle Spiegel, die Arcimboldo an Lord Licht verkauft hatte, waren an den Wänden aufgereiht, vielleicht hundert,

zweihundert Stück. Einige lagen auch am Boden wie Pfützen aus Quecksilber, andere hingen flach unter der Decke.

»Sie halten das Steinerne Licht von hier fern«, erklärte Burbridge. Er trug einen ähnlichen Gehrock wie bei ihrer ersten Begegnung. Sein Haar war wirr, und er wirkte ungepflegt, so als wäre selbst sein akkurates Aussehen von früher nur ein Anschein, den das Steinerne Licht aufrechterhalten hatte. Hier drinnen verblasste all das. Seine Tränensäcke waren schwerer, seine Augen lagen tiefer in den Höhlen. Dunkel zeichneten sich die Adern auf seinen pergamentartigen Handrücken ab. Altersflecken bedeckten die Haut wie Schatten von Insekten.

»Wir sind allein.« Er hatte bemerkt, dass Merle misstrauisch die Umgebung musterte, aus Furcht vor den Lilim, Burbridges Kreaturen. Er schien tatsächlich die Wahrheit zu sagen.

»Meine Mutter schickt mich.« Plötzlich fiel es gar nicht mehr schwer, dieses Wort zu benutzen. Es klang beinahe selbstverständlich: meine Mutter.

Burbridge hob erstaunt eine Braue. »Lalapeja? Wie habe ich sie gehasst, damals. Und sie mich, ganz ohne Zweifel. Und nun schickt sie ausgerechnet dich hierher?«

»Sie sagt, Sie könnten mir alles erklären. Die Wahrheit über mich und meine Eltern. Über Lalapeja ... und über Steven.«

Burbridge hatte bei ihrer Ankunft in der Mitte des Raumes gestanden, so als hätte er ihr Kommen erwartet.

»*Es ist wegen der Spiegel*«, sagte die Fließende Königin. »*Wenn die Spiegel ihn wirklich schützen, dann ist er vermutlich in ihrem Zentrum am sichersten, dort wo sich ihre Blicke treffen.*« Etwas Ähnliches hatte einmal Arcimboldo zu ihr gesagt: »Schau in einen Spiegel, und er

schaut zu dir zurück. Spiegel können sehen!«

*»Es ist kein Zufall«, fuhr die Königin fort, »dass Burbridge die Höllenstadt Axis Mundi getauft hat, die Achse der Welt. So wie sie symbolisch den Mittelpunkt der Hölle markiert, so ist dies hier die Achse seiner Existenz, seine eigene Mitte, der Ort, an dem er immer noch er selbst ist, ohne den Einfluss des Lichts.«* Nach kurzem Zögern setzte sie hinzu: *»Die meisten sind ihr Leben lang auf der Suche nach ihrer Mitte, nach der Achse ihrer Welt, aber die wenigsten sind sich dessen bewusst.«*

Burbridge machte erneut zwei Schritte in die Richtung der Mädchen. Die Bewegung hatte nichts Bedrohliches an sich.

Ist er meine Achse?, fragte Merle in Gedanken. Meine Mitte?

Die Königin lachte leise. *»Er selbst? Oh nein. Aber die Mitte ist oft das, was am Ende unserer Suche steht. Du hast deine Eltern gesucht, und du bist vielleicht drauf und dran, sie zu finden. Womöglich ist deine Familie deine Mitte, Merle. Und Burbridge ist wohl oder übel ein Teil davon. Aber irgendwann wirst du vermutlich nach anderen Dingen suchen.«*

Dann ist die Mitte so etwas wie das Glück, das man immer sucht, aber nie findet?

*»Sie kann das Glück sein, aber auch dein Untergang. Manche suchen ihr ganzes Leben lang nichts anderes als den Tod.«*

Zumindest können sie sicher sein, dass sie ihn irgendwann finden, dachte Merle.

*»Mach dich nicht darüber lustig. Schau dir Burbridge an! Das Steinerner Licht hält ihn seit Jahrzehnten am Leben. Glaubst du nicht, er wäre bereit für den Tod? Und wenn er ihn irgendwo findet, dann hier, wo das Licht ihn*

*nicht packen kann. Wenigstens noch nicht.«*

Noch nicht?

*»Das Licht wird von unserer Anwesenheit wissen. Und es wird alldem nicht mehr lange tatenlos zusehen.«*

Dann müssen wir uns beeilen.

*»Gute Idee.«*

Merle wandte sich an Burbridge: »Ich muss die Wahrheit erfahren. Lalapeja sagt, dass es wichtig ist.«

»Für sie oder für dich?« Der alte Mann schien amüsiert und zugleich todtraurig.

»Erzählen Sie es mir?«

Sein Blick glitt über das endlose Rund der Spiegel. Arcimboldos Vermächtnis. »Du weißt vermutlich nicht viel über Lalapeja«, sagte er. »Nur dass sie eine Sphinx ist, nicht wahr?«

Merle nickte.

»Auch in Lalapeja steckt ein Stück vom Steinernen Licht, Merle. Wie in dir selbst, denn du bist ihr Kind. Aber dazu komme ich gleich. Erst der Beginn, nicht wahr? Immer erst der Anfang ... Vor langer Zeit bekam die Sphinx Lalapeja den Auftrag, ein Grab zu beschützen. Nicht irgendein Grab, versteht sich, sondern das Grab des Urahnen aller Sphixe. Ihres Stammvaters und nicht etwa, wie manche glauben, ihres Gottes – obwohl er das leicht werden könnte, wenn seine alte Macht neu erwacht. Sie nennen ihn den Sohn der Mutter. Nach seinem Tod vor abertausenden von Jahren bestattete ihn das Sphinxvolk an einem Ort, der später die Lagune von Venedig werden sollte. Damals gab es dort nichts, nur düstere Sümpfe, in die sich kein Leben verirrt. Sie setzten Wächter ein, die seinen ewigen Schlaf behüten sollten, eine ganze Reihe von Wächtern, und der letzte von ihnen war Lalapeja. Zu

jener Zeit, während Lalapejas Wacht, geschah es, dass sich Menschen in der Lagune ansiedelten, erst einfache Hütten bauten, dann Häuser, und schließlich, im Laufe der Jahrhunderte, eine ganze Stadt.«

»Venedig.«

»Ganz recht. Die Sphinx meiden die Menschen für gewöhnlich, ja, sie hassen sie geradezu, aber Lalapeja unterschied sich von anderen ihres Volkes, und sie beschloss, die Männer und Frauen gewähren zu lassen. Sie bewunderte ihren starken Willen und ihre Entschlossenheit, dem nassen, unwirtlichen Ödland ein neues Zuhause abzutrotzen.«

Eine Achse, dachte Merle in plötzlichem Begreifen. Eine Mitte ihrer kleinen, tristen Menschenwelt. Und die Königin sagte: »*So ist es.*«

»Mit den Jahrhunderten nahm die Lagune jene Gestalt an, die du heute kennst, und all die Zeit über harnte Lalapeja dort aus. Zuletzt bewohnte sie einen Palazzo im Cannaregio-Viertel. Und dort ist mein Sohn ihr begegnet. Steven.«

»Wer war Stevens Mutter?«

»Eine Lilim. Natürlich keine, wie du sie kennen gelernt hast. Nicht eines von diesen ungeschlachten Biestern, auch kein plumper Gestaltwandler. Sie war das, was man in der Oberwelt einen Sukkubus nennt. Ein Lilim in Gestalt einer wunderschönen Frau. Und sie *war* schön, das kannst du mir glauben. Steven wurde zu einem Kind, das das Erbe beider Eltern in sich trug, das meine wie das ihre.«

Merle wurde schwindelig bei diesem Gedanken. Ihre Mutter war eine Sphinx, ihr Vater halb Mensch, halb Lilim. *Was war dann sie selbst?*

»Ich habe Steven als Kind oft hierher gebracht«, sagte Burbridge. »Ich habe ihm vom Steinernen Licht erzählt

und von dem, was es uns antut, was es aus uns macht. Schon damals, als kleiner Junge, hat er sich gegen diese Vorstellung gesträubt. Und als er älter wurde, ging er fort. Er erzählte niemandem davon, nicht einmal mir. Er nahm einen geheimen Zugang, der in der Lagune endet, und er spürte, wie der Einfluss des Lichts von ihm abfiel. Er muss geglaubt haben, als ganz normaler Mensch leben zu können.« Burbridge senkte die Stimme. »Ich selbst habe diesen Traum schon vor langer, langer Zeit verloren. Als ich noch in der Lage war zu fliehen, wollte ich es nicht. Und heute kann ich es nicht. Das Licht würde es nicht zulassen. Steven dagegen war ihm gleichgültig, ja, vermutlich war es sogar froh, dass er fort war – immer vorausgesetzt, es denkt überhaupt wie wir Menschen, woran ich einige Zweifel habe.

Steven ging also nach Venedig und blieb dort. Er begegnete Lalapeja, vielleicht durch Zufall, obwohl ich eher glaube, dass sie spürte, woher er stammte. Er war ein Fremder in der Stadt wie sie, ein Fremder in eurem Volk. Und für eine Weile taten sie sich zusammen.«

»Warum sind sie nicht beieinander geblieben?«

»Es geschah das, was beide nicht für möglich gehalten hatten. Lalapeja wurde schwanger und brachte dich zur Welt, Merle. Steven ... nun, er ging fort.«

»Aber warum?«

»Du müsstest ihn kennen, um das zu verstehen. Er erträgt es nicht, wenn man ihn irgendwo festhält, wenn man ihn bestimmten ... bestimmten Zwängen unterwirft. Ich weiß nicht, wie ich es sonst ausdrücken soll. Es war dasselbe wie in der Hölle. Er hasste das Steinerner Licht, weil es uns alle beherrscht und nur selten eigene Gedanken zulässt. Durch Lalapeja und ihr Kind fühlte er sich wieder beengt, wieder in seiner Freiheit

eingeschränkt. Und ich denke, das war der Grund, weshalb er sich davongemacht hat.«

Merles Unterlippe bebte. »So ein Feigling!«

Burbridge zögerte einen Moment mit einer Antwort. »Ja, vielleicht ist er das. Nur ein Feigling. Oder ein Rebell. Oder eine verhängnisvolle Mischung aus beidem. Aber er ist auch mein Sohn und dein Vater, und wir sollten nicht vorschnell über ihn urteilen.«

Merle sah das ganz anders, schwieg aber, damit Burbridge ihr auch den Rest erzählte. »Lalapeja war verzweifelt. Von jeher hat sie mich verabscheut. Steven hatte ihr alles erzählt, über das Licht und meine Rolle in der Welt der Lilim. Lalapeja gab mir die Schuld an Stevens Verschwinden. In ihrer Wut und ihrer Trauer wollte sie nichts mehr mit Steven zu tun haben, und auch nicht mit ihrem Kind, in dem sie ein Stück von Steven sah.«

Junipa ergriff Merles Hand.

»Deshalb hat sie mich ausgesetzt?«

Burbridge nickte. »Ich denke, sie hat es viele Male bereut. Aber sie hatte nicht die Kraft, sich zu ihrer Tochter zu bekennen. Sie war immer noch die Wächterin des Urvaters, des Sohns der Mutter.«

Merle dachte an den Wasserspiegel, an die vielen Male, bei denen sie ihre Hand hineingeschoben hatte und von den Fingern auf der anderen Seite berührt worden war. Immer zärtlich, immer voller Wärme und Freundschaft. Es stimmte nicht, was Burbridge sagte: Lalapeja hatte sich zu ihr bekannt, wenn auch auf die eigene rätselhafte Weise einer Sphinx.

»Lalapeja muss gewusst haben, dass du im Waisenhaus gelebt hast. Wahrscheinlich hat sie jeden deiner Schritte beobachtet«, fuhr Burbridge fort. »Mir selbst fiel das

schwerer. Es dauerte Jahre, aber schließlich hat Arcimboldo dich in meinem Auftrag ausfindig gemacht und bei sich aufgenommen.« Sein Blick suchte Junipa und fand sie halb hinter Merle verborgen. »Genau wie dich, Junipa. Wenn auch aus anderen Gründen.«

Junipa verzog das Gesicht. »Sie haben mich zur Sklavin gemacht. Damit ich andere Welten für das Steinerner Licht ausspioniere.«

»Ja«, sagte er traurig, »auch das. Das war *ein* Grund, aber es war nicht meiner, sondern der des Lichts. Ich selbst wollte etwas anderes.«

Merles Stimme wurde eisig, als sie begriff. »Er hat dich ausgenutzt, Junipa. Nicht für sich, sondern für mich. Er wollte, dass du mich herbringst. Das war der Grund, nicht wahr, Professor? Sie haben ihr die Augen einsetzen lassen, damit sie mir den Weg in das Spiegelkabinett zeigen konnte.«

Wiederum nickte Burbridge, sichtlich betroffen. »Ich konnte dich nicht von den Lilim hierher bringen lassen – das hätte nur das Licht auf dich aufmerksam gemacht. Als du schließlich freiwillig mit dem Löwen in die Hölle gekommen bist, warst du im Reich des Lichts. Und wie wenig Macht ich dort besitze, hast du ja gesehen, als die Lilim dich gefangen nahmen. All das wollte ich dir ersparen. Junipa hätte dich durch die Spiegel herbringen sollen, so wie sie es heute getan hat, in dieses Kabinett, wo ihr sicher seid vor dem Einfluss des Lichts.« Er zögerte einen Moment und wischte sich über die Stirn. Dann wandte er sich an Junipa: »Die Sache mit deinem Herzen ... das war niemals geplant. Nicht ich, sondern das Licht hat das veranlasst. Ich konnte es nicht verhindern, denn zu dem Zeitpunkt stand ich ja selbst unter seinem Einfluss. Es war schwer genug, sich ihm zu widersetzen, als ich Merle aus dem Herzhaus geholt habe.« Er schüttelte betrübt den

Kopf und sah zu Boden. »Es hätte mich dafür getötet, wäre es nicht auf mich angewiesen. Es hat mich zum Herrscher der Hölle gemacht, und die Lilim respektieren und fürchten mich. Es wäre schwierig, jemanden zu finden, der meine Stelle einnimmt. Und es würde lange dauern, ihn zu dem aufzubauen, was ich heute bin.« Über sein Gesicht huschte der Schatten eines bitteren Lächelns. »Aber das ist von jeher das Schicksal des Teufels, nicht wahr? Er kann nicht einfach kündigen wie irgendein Generaldirektor oder abdanken wie ein König. Er ist, was er ist, und zwar für immer.«

Merle sah ihn nur an, während ihre Gedanken sich immer rascher im Kreis drehten. Sie ertappte sich dabei, dass sie versuchte, ihrem Vater ein Gesicht zu geben, eine jüngere Version von Burbridge, ohne die Falten, ohne das Grau im Haar und die Müdigkeit in seinen Augen.

»Ich muss dankbar sein für die Momente, in denen ich noch ich selbst sein kann. Aber es werden immer weniger, und bald bin ich nur noch eine Marionette des Lichts. Dann erst habe ich den Namen Lord Licht wirklich verdient«, sagte er voller Zynismus.

Erwartete er tatsächlich, dass sie ihn bemitleidete? Merle wurde einfach nicht schlau aus ihm. Sie suchte nach Hass und Verachtung in sich, für alles, was er ihr und Junipa und vielleicht auch ihrem Vater angetan hatte, aber nicht einmal das gelang ihr.

»Ich wollte dich sehen, Merle«, sagte Burbridge. »Schon, als du noch ein kleines Kind warst. Und ich hatte so sehr gehofft, die Umstände würden andere sein. Du solltest zuerst *mir* begegnen, nicht Lord Licht. Und nun ist es genau andersherum gekommen. Ich kann nicht erwarten, dass du mir das verzeihst.«

Merle hörte seine Worte, verstand ihren Sinn, aber es

war egal, was er sagte: Er blieb für sie ein Fremder. Genau wie ihr Vater.

»Was ist aus Steven geworden?«, fragte sie.

»Er ist durch die Spiegel gegangen.«

»Allein?«

Burbridge blickte zu Boden. »Ja.«

»Aber ohne Führer wird er dort draußen –«

»Zum Schemen, ich weiß. Und ich bin nicht einmal sicher, ob er es nicht auch gewusst hat. Aber ich habe die Hoffnung nie aufgegeben. Wenn es gelingen würde, in andere Welten zu blicken, könnte man ihn vielleicht finden.«

Junipa starrte ihn aus ihren Spiegelaugen an. »War es *das*, was Sie wollten? Dass ich nach ihm suche?«

Er senkte seinen Blick und sagte nichts mehr.

Merle nickte langsam. Mit einem Mal fügten sich die Teile zusammen. Junipas Spiegelaugen, ihre Lehre in der Spiegelwerkstatt bei Meister Arcimboldo: Burbridge hatte ihren Weg vorherbestimmt, seit sie das Waisenhaus verlassen hatte.

»Aber was sollte das Angebot, Venedig vor den Ägyptern zu beschützen?«, fragte sie.

»Du warst es, die ich schützen wollte. Und Arcimboldo, weil ich seine Spiegel brauchte.«

»Dann war die Sache mit dem Tropfen Blut von jedem Venezianer nichts als –«

Statt seiner war es Junipa, die sie unterbrach: »Er wollte sein Gesicht wahren. Und das Bild, das die Menschen von der Hölle haben. Er ist immer noch Lord Licht. Er hat« – sie sagte es sehr sachlich – »Verpflichtungen.«

»Ist das wahr?«, fragte Merle ihn.

Burbridge atmete tief durch, dann nickte er. »Ihr könnt das nicht verstehen. Dieses Ringen zwischen mir und dem Licht, die Stärke seiner Macht ... wie es einem seine Gedanken aufzwingt und alles verändert, was in einem vorgeht. Niemand kann das begreifen.«

»Merle.« Die Fließende Königin beendete ihr langes Schweigen, sprach sanft, aber eindringlich. »Wir müssen hier weg. Er hat Recht, wenn er davon spricht, wie mächtig das Steinerte Licht ist. Und es gibt Dinge, die getan werden müssen.«

Merle dachte kurz nach, dann fiel ihr noch etwas ein. Sie wandte sich wieder an den Professor: »In der Pyramide, als wir vor Ihnen geflohen sind ... da haben Sie gesagt, Sie kennen einen Namen. Ich hab nicht verstanden, was Sie damit gemeint haben. Wessen Namen?«

Burbridge kam noch näher, hätte sie jetzt mit der Hand erreichen können. Doch das wagte er nicht. »Ihren Namen, Merle. Den Namen der Fließenden Königin.«

Ist das wahr?, fragte sie in Gedanken.

Die Königin gab keine Antwort.

»Was würde es ändern, wenn ich wüsste, wie sie heißt?«

»Es ist nicht nur ihr Name«, sagte er. »Es geht darum, wer sie wirklich ist.«

Merle musterte ihn durchdringend. Falls das irgendein Trick war, verstand sie nicht, was er damit bezweckte. Sie versuchte, die Königin zu einer Erklärung zu bewegen, doch diese schien abzuwarten.

»Sekhmet«, sagte er. »Ihr Name ist Sekhmet.«

Merle grub in ihrer Erinnerung. Aber da war nichts, kein Name, der diesem auch nur ähnlich war.

»Sekhmet?«

Burbridge lächelte. »Die altägyptische Göttin der

Löwen.«

Ist das so?

Zögernd sagte die Königin: »Ja.«

Aber –

»In den alten Tempelruinen und in den Gräbern der Pharaonen ist sie als Löwin abgebildet. Frag sie, Merle! Frag sie, ob sie eine Löwin aus Stein war.«

*»Mehr als das. Ich war eine Göttin, und ja, mein Körper war der einer Löwin ... damals, als die meisten Götter noch eigene Körper besaßen und über die Welt wandelten wie alle anderen Lebewesen. Und wer kann schon sagen, ob wir wirklich Götter waren. Wir jedenfalls konnten es nicht, aber der Gedanke gefiel uns, und wir begannen, dem Gerede der Menschen Glauben zu schenken.«* Sie machte eine kurze Pause. *»Schließlich waren auch wir überzeugt von unserer eigenen Allmacht. Das war der Zeitpunkt, als die Menschen anfangen, Jagd auf uns zu machen. Denn Abbilder von Göttern sind viel einfacher für menschliche Zwecke zu missbrauchen als die Götter selbst. Bilder haben keinen Willen und keine Wünsche. Statuen stehen für nichts als die Ziele der Herrschenden. So ist es immer gewesen. Das Wort eines Gottes ist in Wahrheit immer nur das Wort desjenigen, der seine Standbilder errichtet.«*

Merle wechselte einen Blick mit Junipa. Ihre Freundin konnte die Königin nicht hören. In den Spiegelaugen sah Merle ihr eigenes erschöpftes Gesicht und erschrak vor sich selbst.

Wie lange ist das her?, fragte sie die Königin in Gedanken.

*»Äonen. Länger, als die Stammbäume der Ägypter zurückreichen. Andere haben mich vor ihnen verehrt, Völker, deren Namen längst vergessen sind.«*

»Erzählt sie dir gerade die Legende?«, fragte Burbridge.  
»Wenn nicht, will ich es tun. Sekhmet, die großmächtige, weise, allwissende Sekhmet, wurde von einem Mondstrahl befruchtet und gebar darauf den ersten Sphinx, den Stammvater des Sphinxvolkes.«

Der Sohn der Mutter!, durchzuckte es Merle. Warum hast du mir das nicht erzählt?

*»Weil du dann nicht getan hättest, was du getan hast. Und was hätte es tatsächlich verändert? Die Gefahren wären dieselben geblieben. Aber hättest du dich ihnen gestellt für eine ägyptische Göttin? Ich habe dich nie belogen, Merle. Ich bin die Fließende Königin. Ich bin diejenige, die Venedig vor den Ägyptern beschützt hat. Was ich davor einmal gewesen bin – welche Rolle spielt das?«*

Eine große. Vielleicht die größte überhaupt. Denn du hast mich bis hierher gebracht. Du weißt, was die Sphinx vorhaben. Hast es wahrscheinlich immer gewusst.

*»Wir sind hier, um es zu verhindern. Der Sohn der Mutter darf nicht auferstehen. Und wenn er es tut, bin ich die Einzige, die sich ihm stellen kann. Denn ich bin seine Mutter und seine Geliebte. Mit ihm habe ich das Volk der Sphinx gezeugt.«*

Mit deinem eigenen Sohn?

*»Er war ein Sohn des Mondstrahls. Das ist etwas anderes.«*

Ach ja?

Abermals ergriff Burbridge das Wort: »Sekhmet kann nichts dafür«, kam er der Königin überraschend zu Hilfe, auch wenn er nur ahnen konnte, was sie Merle erzählte. »Das, was sie für einen Mondstrahl gehalten hat ... das war in Wahrheit etwas anderes. Es war ein Strahl des Steinernen Lichts, als es herab zur Erde stürzte. Ob es sein

Ziel mit Absicht fand? Und warum gerade Sekhmet? Darauf weiß ich keine Antwort. Wahrscheinlich sah das Licht voraus, dass sein Sturz es tief im Inneren der Erde begraben würde und dass es ihm schwer fallen würde, die Wesen an der Oberfläche zu beeinflussen. Deshalb – und das ist nur meine Theorie als Wissenschaftler, unabhängig von allem anderen –, deshalb glaube ich, dass das Licht die Löwengöttin absichtlich befruchtet hat und dass es damit das Ziel verfolgte, eine eigene Rasse zu gründen. Ein Volk von Kreaturen, die ein Stück des Lichts in sich tragen, möglicherweise ohne sich dessen bewusst zu sein. Ein Volk, jedenfalls, das irgendwann vom Licht vereinnahmt werden könnte, um an der Oberfläche seinen Befehlen zu gehorchen. So wie die Lilim es im Inneren der Erde tun.« Müde und erschöpft brach er ab. Zuletzt hatte seine Stimme immer schwächer geklungen, immer älter und rauer.

Du hast ihn gehört, sagte Merle zur Königin.

»Ja.«

Und?

Die Königin schien zu zögern, aber dann hörte Merle erneut die Stimme in ihrem Kopf. *»Ich war es, die den Sohn der Mutter getötet hat. Ich habe zu spät gespürt, dass er das Licht in sich trug. Es war zu spät, weil das Volk der Sphinx bereits geboren war. Ich konnte nur verhindern, dass er sich zu ihrem Herrscher aufschwang. Aber wie sich gezeigt hat, habe ich damit nur einen Aufschub bewirkt. Die Sphinx sind trotzdem zu dem geworden, was ich immer befürchtet habe.«*

Dann bist du zur Lagune gegangen –

*»Um ihn zu bewachen. Genau wie Lalapeja und jene, die vor ihr kamen. Trotzdem gab es einen großen Unterschied: Die Sphinx haben ihn verehrt und hielten*

*Wache, um zu verhindern, dass jemand sein Grab schändet. Ich dagegen bewachte ihn, um seine Auferstehung abzuwenden. Lalapeja war die Erste, die geahnt hat, was es in Wahrheit mit ihm auf sich hat. Sie hatte keine Beweise, natürlich nicht, aber sie hat es gespürt. Erst recht, als sie erfuhr, dass die Sphinx hinter dem Ägyptischen Imperium stehen und die Auferstehung des Sohns der Mutter als das höchste ihrer Ziele ansahen.«*

Merle begriff. Das hier war die Verbindung, nach der sie gesucht hatte, die Verbindung zwischen den Sphinxen und dem Steinernen Licht. Der Pharao, die Horuspriester, sie alle waren Werkzeuge in den Händen der Sphinx gewesen.

Der Krieg, die Unterwerfung der Welt, war das alles in Wahrheit nicht wirklich wichtig gewesen? War es immer nur um Venedig gegangen und das, was darunter begraben war?

*»Mit der Aussicht auf die Weltherrschaft haben die Sphinxen sich die Horuspriester und den Pharao gefügig gemacht. Aber ihr oberstes Ziel war immer die Lagune. Und ich war die Einzige, die sie von dort fern halten konnte.«* Einen Moment lang stolperte ihre Stimme, als verlöre sie die Gewalt darüber. Dann setzte sie gefasster hinzu: *»Ich habe versagt. Aber ich bin in die Festung der Sphinxen gekommen, um es wieder gutzumachen. Mit dir, Merle.«*

Du wolltest von Anfang an dorthin?

*»Nein. Am Anfang dachte ich tatsächlich, dass wir in der Hölle Hilfe finden würden. Ich wollte, dass die Lilim in den Krieg gegen das Imperium ziehen. Aber ich habe nicht geahnt, wie groß die Macht des Steinernen Lichts über Burbridge bereits war. Dadurch haben wir wertvolle Zeit*

*verloren. Der Sohn der Mutter ist schon im Eisernen Auge, ich kann ihn spüren. Auch Lalapeja konnte das nicht verhindern. Deshalb ist sie hier.«*

Was wird geschehen, wenn er erwacht?

*»Er wird für das Steinerne Licht an der Oberfläche sein, was Burbridge hier unten ist – nur ungleich grausamer und entschlossener. Er beherrscht die Sphinxmagie wie kein anderer. Bei ihm wird es keine Zweifel geben, und ganz gewiss keine Spiegelkabinette, in denen er sich dem Einfluss des Lichts entzieht. Das Licht wird die Welt durchtränken wie Wasser einen Schwamm. Und nach dieser wird es vor keiner anderen mehr Halt machen.«*

Merles Blick suchte Junipa, die immer noch neugierig und besorgt zu ihr herübersah. Wenn der Sohn der Mutter die Macht ergriff und das Imperium in seine Gewalt brachte, würde Junipa wieder unter den Bann des Steinernen Lichts fallen. Wie jeder andere auch. Wie Merle selbst.

Burbridge und Junipa wussten beide, was in Merles Kopf vorging. Sie konnten das Gespräch zwischen ihr und der Königin nicht hören, aber sie beobachteten Merle genau, ihre Züge, jede ihrer Regungen. Junipa hielt Merles Hand so fest wie zuvor, als könnte sie ihr dadurch irgendwie beistehen, ihr helfen, all das Neue zu begreifen und zu verarbeiten.

Die Erkenntnisse und das Geständnis der Königin hatten sie überrollt, aber sie brachte doch die Kraft auf, sich auf das Wichtigste zu konzentrieren: auf die Königin, auf Junipa und auf den Sohn der Mutter.

Und dann war da immer noch Burbridge, der ihr wie ein Häuflein Elend gegenüberstand, ein alter Mann, der aussah, als benötigte er dringend einen Stuhl, weil er sich kaum noch allein auf den Beinen halten konnte.

»Ihr müsst gehen«, sagte er. »Das Steinerner Licht toleriert es manchmal, wenn ich mich hierher zurückziehe. Aber nicht oft, und gewiss nicht so lange wie heute.«

Merle löste sich zaghaft von Junipa, trat dann entschlossener vor und reichte ihm zum ersten Mal die Hand. Er ergriff sie, und Tränen erschienen in seinen Augen.

»Was wird es tun?«, fragte sie leise. »Mit Ihnen ... mit dir?«

»Ich bin Lord Licht. Das werde ich immer sein. Es wird vielleicht diese Spiegel hier zerstören. Aber das ist nicht schlimm. Wir sind uns begegnet, und ich brauche sie nicht mehr. Ich habe dir gesagt, was es zu sagen gab ... oder wenigstens das Wichtigste. Da sind andere Dinge, die ich fühle und denke und –« Er brach ab, schüttelte den Kopf und setzte neu an. »Ich kann mich dem Licht nicht mehr lange widersetzen. Und es wird seinen Griff verstärken.« Die Tränen lösten sich jetzt aus seinen Augen und rannen ihm über die Wangen. »Falls wir uns jemals Wiedersehen, und Gott bewahre dich davor, Merle ... Falls wir uns Wiedersehen, werde ich endgültig zu dem geworden sein, dem du in der Hölle begegnet bist. Der Mann, der zuließ, dass Junipas Herz ausgetauscht wurde. Der das Volk der Lilim wie ein Despot regiert. Und der seinen freien Willen dem Steinernen Licht unterworfen hat.«

Merles Kehle war wie zugeschnürt. »Du könntest mit uns kommen.«

»Ich bin zu alt«, sagte er kopfschüttelnd. »Ohne die Kraft des Lichts werde ich sterben.«

Das ist es doch, was du willst, oder?, dachte Merle.

Aber sie sprach es nicht aus. Der Gedanke tat weh, auch wenn sie es sich nicht eingestehen mochte. Sie wollte nicht, dass er starb. Aber sie wollte auch nicht, dass er für

immer zu dem wurde, was die übrige Menschheit längst in ihm sah: zum Teufel, zu Satan persönlich.

Er schien zu erraten, was sie beschäftigte. »Das Licht hält meine Seele umklammert. Ich bin zu schwach, um freiwillig in den Tod zu gehen. Dafür habe ich zu lange ausgehalten, zu lange gekämpft. Ich könnte dich darum bitten, aber das wäre grausam und –«

»Ich kann das nicht!«

»Ich weiß.« Er lächelte und sah dabei seltsam weise aus. »Und vielleicht ist es das Beste so. Jede Welt braucht ihren Teufel, auch diese hier. Sie braucht das Schreckgespenst des Bösen, um zu erkennen, warum es so wichtig ist, das Gute zu verteidigen. In gewisser Weise erfülle ich nur meine Pflicht ... sogar das Steinerne Licht tut das. Und irgendwann wird man die Hölle wieder als das fürchten, was sie all die Jahrtausende über gewesen ist: ein Phantom, etwas, woran man vielleicht glaubt, das man aber nicht für real hält. Legenden und Mythen und verklärte Gerüchte, weit, weit weg vom Alltag der Menschen.«

»Aber nur, wenn es uns gelingt, die Sphinx aufzuhalten«, sagte Junipa.

»Das ist die Voraussetzung.« Burbridge zog Merle an sich und umarmte sie. Sie erwiderte die Geste ohne nachzudenken. »Das hier unten ist nicht deine Geschichte, mein Kind. Du bist die Heldin der Geschichte dort oben. In der Hölle gibt es keine Helden. Nur jene, die gescheitert sind. Nicht Lord Licht ist dein Feind. Deine Gegner sind oben: die Sphinx, der Sohn der Mutter. Falls es dir gelingt, sie aufzuhalten, wird es eine lange Zeit dauern, ehe das Steinerne Licht abermals Macht an der Oberfläche gewinnt. Wenn seine Getreuen dort oben vernichtet sind, ist es in eurem Teil der Welt geschlagen. Und diesen hier,

den vergesst ihr am besten wieder. Für ein paar hundert oder ein paar tausend Jahre. Das Licht und ich ... Lord Licht, sollte ich sagen ... wir haben genug mit der Hölle zu tun, um uns um die Oberwelt zu kümmern.« Er löste seine Umarmung, aber sein Blick hielt weiterhin den ihren fest. »Das ist jetzt allein eure Aufgabe.«

»Die Lilim werden die Menschen nicht angreifen?«

»Nein. Das haben sie nie. Nicht als Armee, nicht um ihre Länder zu erobern. Es gab Einzelne, die es hinauf verschlagen hat, gewiss ... aber das sind nur Raubtiere. Es wird keinen Krieg zwischen Oben und Unten geben.«

»Aber das Licht wird in der Hölle weiterleben!«

»Mächtig hier unten, aber machtlos an der Oberfläche. Ohne seine Kinder, die Sphinx, wird es vielleicht Jahrtausende brauchen, ehe es einen neuen Schlag wagt. Bis dahin ist es nichts als das, was die Kirche predigt: der Versucher, der Böse, der gefallene Engel Luzifer – und für euch alle im Grunde so harmlos wie ein Geist, der mit den Ketten rasselt. Wenn es nicht mehr ist als ein Teil einer Religion, wenn es wieder zu einem leeren Begriff geworden ist, dann schadet es keinem mehr.«

»*Er hat Recht*«, sagte die Fließende Königin aufgeregt.  
»*Er könnte wirklich Recht haben.*«

»Geht«, sagte Burbridge noch einmal, diesmal flehend.  
»Bevor –«

»Bevor es zu spät ist?« Merle zwang sich zu einem Lächeln. »Das hab ich schon mal irgendwo gelesen.«

Da lachte Burbridge und umarmte sie erneut. »Siehst du, mein Kind? Nur eine Geschichte. Nichts als eine Geschichte.«

Er küsste sie auf die Stirn, küsste sogar Junipa, dann trat er zurück.

Die Mädchen prägten sich ein letztes Mal sein Bild ein, das Bild von Charles Burbridge, nicht Lord Licht; das Bild eines alten Mannes, nicht des Teufels, der er bald wieder sein würde.

Durch den Spiegel verließen sie die Hölle der Lilim und traten zurück in ihre eigene.

## **Die Entführung**

»SIE SIND FORT«, SAGTE JUNIPA.

»Was?«

»Sie sind nicht mehr im Versteck.« Junipas Augen durchdrangen die Silberschleier der Spiegelwelt und blickten ins Eiserne Auge, in die Kammer, in der sie die Gefährten zurückgelassen hatten. »Es ist keiner mehr da«, sagte sie traurig.

»Wo sind sie hin?«

»Ich weiß es nicht. Ich muss sie suchen.«

Merle verfluchte, dass sie selbst nichts durch die Spiegel sehen konnte. Gewiss, da waren verschwommene Formen und Farben, aber keine klaren Bilder. Im Augenblick konnte sie nicht einmal den Spiegel ausmachen, hinter dem das Versteck gelegen hatte.

»Es ... es hat einen Kampf gegeben«, sagte Junipa. »Die Sphinx – sie haben sie entdeckt.«

»Oh nein!«

»Drei Männer liegen am Boden ... drei Spione. Sie sind tot. Die anderen sind weg.«

»Und Vermithrax?«

»Ich kann ihn nicht finden.«

»Aber er ist doch nicht zu übersehen!«

Junipa wandte den Kopf, und ihre Stimme klang gereizt, vielleicht zum ersten Mal, seit Merle sie kannte.

»Hab ein bisschen Geduld, ja? Ich muss mich konzentrieren.«

Merle biss sich auf die Unterlippe und schwieg. Ihre

Knie zitterten.

Junipa ließ ihre Hand los und schaute sich um, drehte sich zwischen den Spiegeln in alle Richtungen. »Das Eiserne Auge ist so groß. Es gibt zu viele Spiegel. Sie könnten überall sein.«

»Dann bring mich zurück ins Versteck.«

»Ganz sicher? Das könnte gefährlich sein.«

»Ich will es mit eigenen Augen sehen. Ansonsten ist es so ... so unwirklich.«

Junipa nickte. »Bleib dicht bei mir. Nur für den Fall, dass wir schnell wieder verschwinden müssen.« Sie ergriff Merle erneut bei der Hand, flüsterte das Gläserne Wort und trat mit ihr durch einen Spiegel wie durch einen Vorhang aus Mondlicht.

Die Tür der Kammer war in hunderte Spiegelscherben zerborsten. Sie bedeckten den Boden wie verstreute Rasierklingen. Auch die Wandspiegel wiesen an mehreren Stellen Risse auf. Rechts von den beiden Mädchen war eine Wand vollkommen zerstört, und es dauerte nur Sekunden, da wurde ihnen klar, dass dies der Weg war, den Vermithrax auf der Flucht vor den Sphinxen genommen hatte. Die Steinmauer unter den Glasresten sah aus wie ein offener Mund voller Zahnlücken.

»Es müssen viele gewesen sein«, stellte Junipa nachdenklich fest. »Sonst wäre er nicht weggelaufen. Er ist viel stärker als sie.«

Merle war neben den drei Toten in die Hocke gegangen. Sie erkannte rasch, dass den Zaristen nicht mehr zu helfen war. Andrej befand sich nicht unter ihnen. Merle erinnerte sich an den fünften Spion, einen rothaarigen Schrank von einem Mann, der in seiner Verkleidung als Mumie besonders grotesk ausgesehen hatte; auch er fehlte.

»Merle!«

Sie blickte auf, erst zu Junipa, die den erschrockenen Ruf ausgestoßen hatte, dann zur Tür.

Ein Sphinx raste auf sie zu, mit hypnotisierender Schnelligkeit. Der Anblick ließ sie erstarren. Aber Junipa war schon bei ihr, packte sie, sprach das Wort aus und riss sie durch den nächstbesten Spiegel. Hinter ihnen ertönte ein Aufschrei der Wut und Überraschung, dann hörten sie ein schrilles Knirschen, als der massige Sphinxkrieger vom eigenen Schwung gegen das Glas geschleudert wurde. Ein Riss erschien für einen Augenblick im Inneren der Spiegelwelt, dann erlosch er wie ein Bleistiftstrich, den jemand von oben nach unten ausradiert.

Merle war außer Atem. Die Gewissheit, wie knapp sie dem Tod entronnen waren, machte sich erst allmählich in ihr breit. Ihr Herz hämmerte in ihrer Brust, hart und stechend.

Junipas Spiegelaugen blieben ausdruckslos, aber ihre Miene verriet, wie wütend sie war. »Ich hab dir doch gesagt, du sollst bei mir bleiben! Das war ziemlich knapp!«

»Ich dachte, ich kann vielleicht noch jemandem helfen.«

Junipa sah aus, als wollte sie etwas Zorniges erwidern, aber dann zerflossen ihre Züge zu ihrer früheren Sanftmut. »Ja. Natürlich.« Sie schenkte Merle einen aufmunternden Augenaufschlag. »Tut mir Leid.«

Sie lächelten einander scheu an, dann nahm Junipa Merle bei der Hand. Gemeinsam liefen sie weiter.

Gleich darauf hatte Merle erneut das Gefühl für ihre Richtung verloren und musste sich auf Junipas Orientierungssinn verlassen. Hin und wieder blieben sie stehen. Junipa schaute sich um, beinahe witternd wie ein Raubtier auf der Suche nach Beute, berührte ein-, zweimal

eine Spiegelscheibe und eilte dann weiter.

»Hier!«, sagte sie schließlich und deutete auf einen Spiegel. Merle kam es vor, als glänze er ein wenig heller als die anderen, in einem gelbroten, feurigen Licht.

»Das ist er! Das ist Vermithrax!«

»Warte. Lass mich erst nachsehen.« Junipa trat vor, bis ihre Nasenspitze das Glas berührte. Als sie das Wort flüsterte, beschlug die Oberfläche vor ihren Lippen. Sie schob ihr Gesicht gerade weit genug hindurch, um auf die andere Seite zu blicken, tauchte durch ihren weißen Atem auf dem Glas wie in einen Krug frischer Milch. Merle hielt ihre Hand und hatte das Gefühl, dass Junipas Finger erkalteten, je länger sie so verharrte, teils in der Spiegelwelt, teils im Eisernen Auge.

Sie flüsterte den Namen ihrer Freundin.

Eine wellenförmige Erschütterung lief durch den Spiegel, als Junipa das Gesicht zurückzog. »Sie sind da. Alle vier.«

»Seth auch?«

»Ja. Er kämpft an Andrejs Seite.«

»Wirklich?« Die Vorstellung überraschte sie.

Junipa nickte. »Was tun wir jetzt?«

Wir müssten zu ihnen gehen, sagte sich Merle. Müssten ihnen helfen. Müssten die Sphinx aufhalten, ihren Plan zu vollenden. Aber wie? Sie mochte die Enkelin des Teufels, die Tochter einer Sphinx sein – aber sie war doch nur ein Mädchen von vierzehn Jahren. Jeder Sphinx würde sie mit einem einzigen Schlag erledigen. Und sie wollte nicht, dass Junipa etwas zustieß.

»Ich weiß, was du denkst«, sagte Junipa.

Merle starrte an ihr vorbei auf den Spiegel und auf das Licht dahinter, auf die zuckenden Formen, zu verzerrt, um

Gestalten darin zu erkennen. Sie wusste, dass Vermithrax und die anderen dort drüben um ihr Leben kämpften, und doch drangen keine Geräusche über die Schwelle der Spiegelwelt. Kein Waffengeklirr, keine Schreie, kein Keuchen und verbissenes Stöhnen. Auf der anderen Seite hätte die Welt untergehen können, aber hier hinter den Spiegeln wäre es nichts weiter gewesen als ein buntes Feuerwerk aus Farben und Silber.

»Etwas ist anders als vorhin«, sagte Junipa.

»Was?«

Junipa ging in die Hocke, legte auf Bodenhöhe eine Hand ans Glas, flüsterte das Wort und griff hindurch. Als sie die Finger zurückzog, waren sie zur Faust geballt. Sie hielt sie Merle vors Gesicht und öffnete sie.

Merle starrte auf das, was sie vor sich sah. Streckte dann einen Zeigefinger aus und berührte es.

»Eis«, flüsterte sie atemlos.

»Schnee«, sagte Junipa. »Er ist nur so hart, weil ich ihn zusammengepresst habe.«

»Aber das bedeutet, dass Winter hier ist! Hier im Eisernen Auge!«

»Er lässt es sogar in Gebäuden schneien?« Junipa runzelte die Stirn. Merle hatte ihr von Winter und der Suche nach seiner Geliebten Sommer erzählt. Aber es fiel ihr immer noch schwer, sich eine Jahreszeit aus Fleisch und Blut vorzustellen, die durch die Spiegelgänge des Auges streifte.

Merle traf ihre Entscheidung. »Ich will jetzt da rüber!«

Junipa warf den Schnee zu Boden, wo er sich gleich nach dem Aufprall in Wasser auflöste. Sie seufzte leise, nickte aber schließlich. »Irgendwas müssen wir ja tun.« Nach kurzem Nachdenken fügte sie hinzu: »Aber geh

nicht ganz durch den Spiegel. Solange du einen Arm oder einen Fuß auf der anderen Seite hast, bleibt der Spiegel durchlässig. Im Notfall brauchen wir nur nach hinten zu springen.«

Merle stimmte zu, auch wenn sie kaum hörte, was Junipa sagte. Sie war viel zu aufgeregt, in ihrem Kopf drehte sich alles.

Hand in Hand traten sie durch den Spiegel.

Blendende Helligkeit empfing sie. Ein Schneefeld, das von den Wänden und der Decke ins Unendliche gedehnt wurde. Eine Woge aus Lärm und Wut schlug ihnen entgegen, schlimmer als alles, was Merle erwartet hatte. Vermithrax stieß ein erschütterndes Brüllen aus, während er es mit zwei Sphinxen gleichzeitig aufnahm. Andrej und Seth kämpften Rücken an Rücken. Der rothaarige Spion lag leblos am Boden; der Hieb eines Sichelschwertes hatte ihn gefällt. Mehrere Mumienkrieger befanden sich in der Halle. Außerdem zählte Merle drei Sphinxen. Ein weiterer lag reglos am Eingang.

»Merle!« Vermithrax hatte sie bemerkt, blockte den Schlag eines Schwertes mit der bloßen Pranke ab und zog dem Sphinx mit der anderen seine Krallen über die Brust. Blut floss in den Schnee und wurde gleich darauf vom Körper des zusammengebrochenen Sphinxen verdeckt. Der zweite Sphinx zauderte, ehe er sich zu einem erneuten Angriff entschloss. Als er sah, dass sein Schwerthieb vom glühenden Obsidianleib des Löwen abprallte wie von einer Mauer, zog er sich zurück. Vermithrax setzte ein paar Sprünge hinterher, ließ seinen Gegner dann aber laufen.

Andrej und Seth kämpften gemeinsam gegen den dritten Sphinxen und drei Mumienkrieger. Die Untoten waren ihrem Anführer keine große Hilfe, immer wieder standen sie im Weg oder stolperten in die Attacken des Sphinxen.

Schließlich stieß auch dieser einen zornigen Schrei aus und stürmte davon, quer durch die Halle und durch das hohe Tor, hinter dem sich noch mehr Schnee erstreckte.

Junipa stand nach wie vor in der Spiegelwand, halb in dieser, halb in der Spiegelwelt. Auch Merle hatte sich ihren Rat zu Herzen genommen und sich bislang bemüht, den Kontakt zum Spiegel nicht aufzugeben. Als sie nun aber sah, dass die Sphinxen in die Flucht geschlagen waren, wollte sie Junipas Hand loslassen und zu Vermithrax hinüberlaufen.

Jemand packte sie plötzlich, riss sie von Junipa fort und schleuderte sie zur Seite. Mit einem Aufschrei prallte sie gegen einen Spiegel und fiel auf die Knie. Sofort saugte sich ihr Kleid voll mit eiskalter Feuchtigkeit.

Als Merle aufschaute, sah sie Seth. Er hatte Junipas Hand gegriffen, stieß sich ab und riss sie mit sich durch die Spiegelwand. Kein Glas splitterte, und Merle kannte den Grund dafür: Das Tor war geöffnet, solange Junipa sich nicht vom Spiegel löste. Das Gläserne Wort blieb für sie und jeden, der sie berührte, wirksam. Auch für Seth.

»Nein!« Merle sprang auf und rannte durch den Schnee auf den Spiegel zu. Aber sie wusste schon, dass sie zu spät kommen würde.

Seth und Junipa waren fort. Merle wollte ihnen folgen, gegen besseres Wissen, und schlug mit der Schulter gegen das Glas. Die Spiegelwand knirschte, hielt aber stand.

»Nein!«, brüllte sie wieder, trat mit dem Fuß vor das Glas und hämmerte mit den Fäusten dagegen. Mit verwässertem Blick starrte sie in den Spiegel, doch statt ihrer Freundin und dem Hohepriester sah sie nur sich selbst, mit wildem, strähnigem Haar, roten Augen und glänzenden Wangen. Ihr Kleid war nass vom Schnee, aber sie spürte die Kälte kaum.

»Merle«, sagte Vermithrax ruhig, der plötzlich neben ihr stand.

Sie hörte nicht auf ihn, trommelte weiter gegen den Spiegel, wirbelte herum und sank mit dem Rücken gegen das eisige Glas. Verzweifelt rieb sie sich die Augen, aber die Helligkeit um sie herum blendete sie jetzt noch stärker. Lichtreflexe bildeten gleißende Sterne und Kreise, alle klaren Formen verschwammen.

Eine davon war Vermithrax. Eine andere Andrej, den der Steinlöwe mit sich geschleppt und zwischen ihnen in den Schnee gebettet hatte. Irgendwo im Hintergrund lagen die Mumienkrieger inmitten grauer Staubfontänen.

»Sie ist fort«, sagte der Löwe.

»Das sehe ich, verdammt!«

»Andrej stirbt, Merle.«

»Ich –« Sie brach ab, starrte Vermithrax an, dann den Zaristen, der ihr vom Boden eine Hand entgegenstreckte. Er flüsterte etwas in seiner Muttersprache, und es war offensichtlich, dass er jemand anderen in Merle sah als sie selbst.

Vermithrax nickte ihr zu. »Nimm seine Hand«, flüsterte er.

Merle ließ sich auf die Knie sinken und umschloss Andrejs kalte Finger mit beiden Händen. Ihre Gedanken waren immer noch bei Junipa, die sie nun schon zum zweiten Mal verloren hatte, aber sie tat ihr Möglichstes, sich auf den sterbenden Mann zu konzentrieren. Unwirklich, dröhnte es wieder und wieder durch ihren Verstand. Alles ist so unwirklich.

Andrejs freie Hand packte ihre Schulter, so fest, dass es wehtat, und zog sie nach vorn. Die Finger kletterten an ihren Hals. Als Merle gerade zurückschrecken wollte,

bekam er das Lederband zu fassen, an dem sie den Hühnerfuß trug. Das Zeichen der Baba Jaga. Das Signum seiner Göttin.

Merle hätte sich gerne die Tränen aus den Augen gewischt, aber sie wusste, dass sie ihn jetzt nicht loslassen durfte. Ganz gleich, was um sie herum geschah: Andrej hatte es verdient, in Frieden zu sterben. Er war ein mutiger Mann wie seine Gefährten auch; für die Mädchen und den Löwen war er das Risiko eingegangen, seine Tarnung aufzugeben. Vermithrax wäre mit dem ersten Sphinx allein fertig geworden, aber Andrej hatte ihn trotzdem für sie erschlagen. Vielleicht, weil er froh gewesen war, nach all den Monaten im Eisernen Auge wieder einmal lebenden, atmenden Menschen zu begegnen.

Andrej klammerte sich mit einer Hand an den Hühnerfuß an ihrem Hals, und dabei murmelte er Worte auf Russisch, vielleicht ein Gebet, vielleicht etwas ganz anderes. Mehrmals fiel ein Wort, das Merle für den Namen einer Frau oder eines Mädchens hielt. Seine Tochter, schoss es ihr durch den Kopf. Er hatte sie erwähnt, ganz kurz, nachdem er die drei in das Versteck geführt hatte. Seine Tochter, die er viele tausend Kilometer entfernt zurückgelassen hatte.

Dann starb Andrej. Mit zitternden Händen musste sie seine Finger von dem Anhänger lösen.

Vermithrax schnaubte leise.

»Wir müssen weg!«, sagte er schließlich, und Merle kam es vor, als umschrieben diese drei Worte vielleicht am besten ihre Reise. Fort aus Venedig, fort aus Axis Mundi, eine ewige Flucht. Dabei schien ihr Ziel immer weiter in die Ferne zu rücken.

Vermithrax sprach weiter. »Die Sphinxen werden Alarm schlagen.«

Merle nickte gedankenverloren. Sie kreuzte Andrejs Hände auf seiner Brust, ohne zu wissen, ob diese Geste in seiner Heimat verstanden wurde. Sie strich leicht mit dem Handrücken über seine Wange, bevor sie aufstand.

Vermithrax sah sie aus seinen riesigen Löwenaugen an. »Du bist sehr tapfer. Viel tapferer, als ich geglaubt habe.«

Sie schluchzte auf und begann wieder zu weinen, aber diesmal bekam sie sich rasch in den Griff. »Was ist mit Junipa?«

»Wir können ihr nicht folgen.«

»Das weiß ich. Aber wir müssen doch irgendwas –«

»*Wir müssen von hier verschwinden! Schnell.*« In Momenten wie diesen vergaß Merle manchmal, dass sie nicht allein in ihren Gedanken war. Als die Königin unvermittelt das Wort ergriff, schrak sie zusammen, als stünde mit einem Mal jemand hinter ihr und brüllte ihr ins Ohr. »*Vermithrax hat Recht. Wir müssen verhindern, dass sie den Sohn der Mutter zurück ins Leben rufen.*«

»Der Sohn der Mutter kann mir gestohlen bleiben!«, rief Merle wütend aus, sodass auch Vermithrax es hörte. Er hob verwundert eine Augenbraue. »Seth hat Junipa entführt, und im Augenblick ist mir das wichtiger als irgendwelche Sphinxgötter und ihre Mütter!«

Das war deutlich, hoffte sie. Aber die Königin ließ sich nicht beeindrucken. Wenn es etwas gab, auf das sie sich verstand, dann war es Beharrlichkeit. Nervtötende, gnadenlose Beharrlichkeit. »*Deine Welt wird untergehen, Merle. Sie wird untergehen, wenn du und ich nicht etwas dagegen unternehmen.*«

»Meine Welt ist schon untergegangen«, sagte sie traurig. »In dem Augenblick, als wir uns begegnet sind.« Sie meinte es nicht sarkastisch, und es war keine Bösartigkeit in ihrer Stimme. Jedes Wort war aufrichtig, war ehrlich

empfundener: Ihre Welt – eine neue, eine unverhoffte, aber *ihre eigene* – war Arcimboldos Werkstatt gewesen, mit allem Für und Wider, mit Dario und den anderen Raufbolden, aber auch mit Junipa und Unke und einem Platz, der ganz allein ihr gehört hatte. Das Auftauchen der Königin hatte dem allen ein Ende gesetzt.

Die Königin schwieg einen Moment, dann durchbrach sie abermals die dumpfe Stille in Merles Schädel, eine Stille wie im Herzen eines Orkans. »*Gib nicht mir die Schuld. Nach dem Angriff der Ägypter wäre nichts mehr gewesen, wie es einmal war.*«

Merle wusste genau, dass sie die Falsche verantwortlich machte. »Tut mir Leid«, sagte sie und meinte es doch nicht ernst. Sie konnte nicht über ihren eigenen Schatten springen, nicht hier, nicht heute, nicht neben Andrejs Leichnam und vor dem Spiegel, in dem Junipa verschwunden war wie in einem silbernen Schlund. Sie konnte sagen, dass es ihr Leid tat, aber sie konnte es nicht wirklich empfinden.

»Merle«, sagte Vermithrax drängend, »bitte! Wir müssen gehen!«

Sie schwang sich auf seinen Rücken. Ein letzter wehmütiger Blick auf den Spiegel, durch den Junipa und Seth verschwunden waren, dann war er nur noch einer unter vielen, eine Facette auf der vielfach geschliffenen Oberfläche eines Edelsteins.

»Wo sind wir hier eigentlich?«, fragte sie, als Vermithrax sie durch das Tor der Halle trug, draußen auf dem Gang kurz verharrte und dann den Weg nach rechts einschlug. Der Schnee im Gebäude lag hoch, dreißig, vierzig Zentimeter, und er war aufgewühlt von den Pranken der Sphinx und den Stiefeln der Mumienkrieger.

»Ein ganzes Stück weiter unten als in der Kammer der

Spione.« Der Obsidianlöwe blickte angestrengt nach vorn, während er sprach. »Wir sind fast die ganze Zeit Treppen hinuntergelaufen. Andrej kannte den Weg genau. Und seine Freunde wahrscheinlich auch. Aber ich konnte nicht verstehen, was sie gesagt haben.«

»Andrej hat es gewusst«, sagte die Königin. »*Er wusste, dass der Sohn der Mutter hier in der Festung ist.*«

Merle gab die Worte an Vermithrax weiter. Er stimmte zu: »Seth hat es uns erzählt, während ihr weg wart.«

»Wieso hat er das getan?«

»Vielleicht, um uns zu beschäftigen, während er sich überlegt hat, wie er am besten an Junipa herankommt.«

Merle sank noch ein Stück tiefer in sich zusammen.

»Seth hat nur noch seine Rache im Kopf,« setzte der Löwe hinzu.

»*Warum nicht?*«, sagte die Königin. »*Wenn uns das hilft, den Sohn der Mutter aufzuhalten.*«

Merle hätte sie gerne an den Schultern gepackt und durchgeschüttelt, aber die Schultern der Königin waren nun einmal ihre eigenen, und das hätte dann doch reichlich albern ausgesehen. »Gut«, sagte sie nach einer Weile, »dann verrate uns einfach, was wir tun sollen, falls wir zufällig über ihn stolpern.«

»*Darf ich?*«, fragte die Königin ungewohnt höflich.

»Bedien dich.«

Sogleich ergriff die Königin Macht über Merles Stimme und erzählte Vermithrax in aller Kürze, wer und was der Sohn der Mutter war. Und welche Rolle sie selbst in dieser Angelegenheit spielte.

»Du bist die Mutter der Sphinx?«, fragte Vermithrax staunend. »Die Große Sekhmet?«

»Nur Sekhmet. Das genügt.«

»Die Löwengöttin!«

»*Nun fängt der auch noch damit an*«, sagte die Königin in Merles Gedanken, und diesmal konnte Merle sich ein flaes Grinsen nicht verkneifen.

»Ist das wirklich wahr?«, fragte Vermithrax.

»Nein, ich erfinde das nur, damit wir uns in dieser verflixten Festung nicht langweilen«, sagte die Königin durch Merles Mund.

»Vergib mir.«

»Kein Grund, salbungsvoll zu werden.«

»Sekhmet ist die Göttin aller Löwen«, sagte Vermithrax.

»Auch die meines Volkes.«

»*Mehr als das*«, flüsterte die Königin Merle zu, bevor sie laut sagte: »Von mir aus. Aber ich bin schon lange keine Göttin mehr – falls ich denn überhaupt mal eine war.«

Vermithrax klang verdattert. »Ich verstehe nicht.«

»Benimm dich einfach genau wie vorher. Kein, Große Sekhmet' hier oder, Göttin' da. Einverstanden?«

»Gewiss«, sagte er demütig.

»Mach dir nichts draus«, sagte Merle, als ihre Stimme wieder ihr selbst gehörte. »Man gewöhnt sich an sie.«

»*Ein bisschen Demut könnte vielleicht doch nicht schaden*«, sagte die Königin sauertöpfisch.

Vermithrax trug sie weitere Stufen hinunter, tiefer und tiefer, und mit jedem Treppenabsatz wurde der Schnee höher, die Kälte schneidender.

Merle blickte in die Spiegel, die das Weiß ins Endlose dehnten, und fasste einen Entschluss. »Wir müssen Winter finden.«

»*Wir müssen* –«, begann die Königin, aber Merle

unterbrach sie:

»Allein haben wir sowieso keine Chance. Aber zusammen mit Winter ... wer weiß.«

»*Er wird uns nicht helfen. Er hat nur seine Suche nach Sommer im Kopf.*«

»Vielleicht hat das eine ja mit dem anderen zu tun?«  
Merle verzog die Mundwinkel zu einem kühlen Lächeln.

»*Aber der schnellste Weg* –«

»Im Augenblick bin ich für den sichersten Weg. Wie steht's mit dir, Vermithrax?«

»Alles, was die Göttin befiehlt.«

»*Ein Löwe mit Prinzipien.*«

Merle verdrehte die Augen. »Mir egal. Wir suchen Winter! Vermithrax, lauf immer dorthin, wo der Schnee am höchsten liegt.«

»*Du wirst erfrieren.*«

»Dann erfrieren wir beide.«

»*Das versuche ich gerade zu verhindern.*«

»Sehr freundlich.«

Inmitten eines Treppenschachtes, des vierten oder fünften seit ihrem Aufbruch aus der Halle, blieb Vermithrax so abrupt stehen, dass Merle mit dem Gesicht in seine Mähne rutschte; es war, als tauchte sie in einen Wald aus gleißenden Unterwasserpflanzen.

»Was ist?«

Er knurrte und blickte sich wachsam um. »Hier stimmt irgendwas nicht.«

»Werden wir verfolgt?«

»Nein.«

»Beobachtet?«

»Das ist es ja gerade. Seit dem Kampf haben wir keine Sphinx und Mumien mehr gesehen.«

»Ist mir ganz recht.«

»Komm schon, Merle, stell dich nicht dumm. Du weißt, was ich meine.«

Natürlich wusste sie es. Aber sie hatte sich die ganze Zeit über Mühe gegeben, es zu verdrängen, und hätte das gerne noch eine Weile länger getan. Außerdem war sie in der Stimmung, sich zu streiten. Mit der Königin, sogar mit Vermithrax. Sie verstand selbst nicht recht, woher diese Wut auf alles und jeden kam. Eigentlich war es doch Seth, der sie verraten und Junipa entführt hatte. Falsch! Junipa entführt, ja – aber verraten? Er hatte nichts getan, um Merle und die anderen an die Sphinx auszuliefern. Er verfolgte noch immer sein ganz persönliches Ziel, und er hatte, kühl betrachtet, lediglich einen Vorteil genutzt. Junipa sollte ihn irgendwohin bringen, so viel war sicher. Denn sie war der Schlüssel zu einem raschen, mühelosen Ortswechsel. Aber wohin? Nach Heliopolis? Oder an irgendeinen Ort hier im Auge?

»Diese ganze verfluchte Festung ist plötzlich wie ausgestorben!« Auch Vermithrax klang gereizt. Mit seiner kopfgroßen Nase schnupperte er in das Rund des Treppenschachts, während sein Blick aufmerksam umherschweifte. »Irgendwo muss doch jemand sein.«

»Vielleicht haben sie anderswo zu tun.« Zum Beispiel mit Winter, fügte Merle in Gedanken hinzu.

»*Oder mit dem Sohn der Mutter*«, sagte die Königin.

Merle stellte sich die Szene vor: ein gewaltiger Saal, in dem sich hunderte Sphinx versammelt hatten. Alle starrten andächtig auf den aufgebahrten Leichnam. Gesänge hingen in der Luft, leises Raunen. Die Worte eines Priesters oder Anführers. Grotteske Apparaturen und

Maschinen wurden eingeschaltet. Elektrische Entladungen zuckten zwischen Metallkugeln und vielfach gewundenen Stahlspiralen. Flüssigkeiten brodelten in Glaskolben, kochend heiße Dämpfe schossen aus Ventilen zur Decke. Das alles dutzendfach gespiegelt in turmhohen Silberwänden.

Dann ein Ruf, der wie Flammen von einem Sphinx zum anderen sprang. Schrille Masken des Triumphs, aufgerissene Münder, weite Augen, tosendes Gelächter, aus Freude, aus Erleichterung, aber auch aus kaum verhohlener Angst. Priester und Wissenschaftler, die um den Sohn der Mutter schwirrten wie Fliegen um ein Stück Aas. Ein dunkles Augenlid, das sich langsam hob. Darunter ein schwarzer Augapfel, ausgetrocknet und faltig wie eine Backpflaume. Und darin, gefangen wie ein Fluch in einer staubigen Grabkammer, ein heller werdender Funke teuflischer Intelligenz.

»Merle?«

Vermithrax' Stimme.

»Merle?« Drängender jetzt. »Hast du das gehört?«

Sie schrak auf. »Hm?«

»Ob du es gehört hast?«

»Was denn?«

»Hör genau hin.«

Merle versuchte zu erfassen, was Vermithrax meinte. Nur schwer konnte sie sich von dem Bild lösen, das ihr Geist ihr vorgegaukelt hatte: das uralte, dunkle Auge, und darin der erwachende Verstand des Sohns der Mutter.

Jetzt hörte sie es.

Ein Heulen.

Wieder stieg die Vorstellung einer monströsen Versammlung aller Sphixen in ihr auf. Das Raunen, das

Singen, die Laute des Rituals.

Doch das Heulen hatte einen anderen Ursprung.

»Klingt wie ein Sturm«, sagte Merle.

Sie hatte es kaum ausgesprochen, als etwas aus der Tiefe des Treppenschachts auf sie zuraste. Vermithrax beugte sich weit über das Geländer; Merle musste sich in seiner Mähne festklammern, um nicht über seinen Kopf hinweg in den Abgrund zu schlittern.

Eine weiße Wand stieg aus dem Spiegelschlund herauf.

Nebel, dachte sie erst.

*Schnee!*

Ein Schneesturm, der direkt aus dem Herzen der Arktis zu kommen schien, eine Faust aus Eis und Kälte und unfassbarer Kraft.

Vermithrax riss die Schwingen hoch und faltete sie über Merle zusammen wie zwei riesige Hände, die sie fest an seinen Rücken pressten. Das Heulen wurde ohrenbetäubend und schließlich so laut, dass sie es kaum noch als Geräusch wahrnahm, eine Klinge, die durch ihre Gehörgänge schnitt und ihren Verstand tranchierte. Sie hatte das Gefühl, bei lebendigem Leibe zu Eis zu erstarren, genau wie die tote Möwe, die sie einmal im Winter auf dem Dach des Waisenhauses gefunden hatte. Der Vogel hatte ausgesehen, als wäre er einfach vom Himmel gefallen, die Flügel noch immer ausgebreitet, die Augen geöffnet. Als Merle auf der glatten Dachschräge für einen Moment das Gleichgewicht verloren hatte, war er ihr aus der Hand geglitten, und ein Flügel brach ab, als wäre er aus Porzellan.

Der Sturm passierte sie wie ein Schwarm jaulender Gespenster. Als er vorüber war und der Wind im Treppenschacht sich legte, war die Schneeschicht auf den

Stufen auf beinahe das Doppelte angewachsen.

»War *das* Winter?«, fragte Vermithrax benommen. Eiskristalle glitzerten in seinem Fell, ein seltsamer Gegensatz zu seiner Körperglut, die keine Hitze abgab und das Eis nicht zu schmelzen vermochte.

Merle setzte sich auf seinem Rücken auf, fuhr sich mit beiden Händen durchs Haar und wischte die nassen Strähnen aus dem Gesicht. Die winzigen Härchen in ihrer Nase waren gefroren, und eine Weile lang fiel es ihr leichter, durch den Mund zu atmen.

»Ich weiß es nicht«, brachte sie stockend hervor. »Aber wenn Winter irgendwo in diesem Sturm gewesen wäre, hätte er uns sicher gesehen. Er wäre nicht einfach an uns vorbeigelaufen. Oder geflogen. Oder was auch immer.« Wie betäubt klopfte sie sich den Schnee vom Kleid. Sie war völlig durchgefroren, und an ihren Knien war der Stoff fast steif. »Wird Zeit, dass wir Sommer finden.«

»Wir?«, fragte die Königin alarmiert.

Merle nickte. »Ohne sie werden wir erfrieren. Und dann spielt es keine Rolle mehr, ob dein Sohn erwacht oder nicht.«

»Die Sphinx«, sagte Vermithrax, »sie sind erfroren, nicht wahr? Deshalb gibt es hier unten keine mehr. Die Kälte hat sie getötet.«

Merle glaubte nicht, dass es so einfach war. Aber manchmal spielte das Schicksal einem Streiche. Und warum konnte es zur Abwechslung nicht einmal die andere Seite treffen?

Der Obsidianlöwe setzte sich wieder in Bewegung. Er stapfte durch den hohen Schnee, fand aber mühelos die Stufen und lief erstaunlich sicher. Schon ein wenig Nässe konnte die Spiegelböden des Eisernen Auges in Rutschbahnen verwandeln; im Augenblick mussten sie

deshalb für den Schnee beinahe dankbar sein, denn er federte die Schritte des Löwen ab und verhinderte, dass seine Pranken auf dem vereisten Glasboden abglitten.

»Der Sturm ist auf jeden Fall von Winter gekommen«, sagte Merle nach einer Weile. »Obwohl ich nicht glaube, dass er selbst irgendwo da drinnen war. Aber das hier muss der richtige Weg sein.« Nach kurzem Überlegen fügte sie hinzu: »Vermithrax, hat Andrej gesagt, wo der Sohn der Mutter hingebracht wurde?«

»Falls er's gesagt hat, dann auf Russisch.«

Und du?, wandte Merle sich an die Königin. Weißt du, wo er ist?

»Nein.«

Vielleicht dort, wo auch Sommer ist?

»Wie kommst du –« Die Königin brach ab und sagte stattdessen: »*Du glaubst wirklich, dass mehr hinter Sommers Verschwinden steckt, oder?*«

Burbridge hat Winter irgendetwas erzählt, dachte Merle. Deshalb sucht Winter sie hier im Eisernen Auge. Und wenn Sommer etwas mit der Macht des Imperiums zu tun hätte?

»*Du denkst an die Sonnenbarken?*«

Zum Beispiel. Aber auch an die Mumien. An alles, das sich nur durch Magie erklären lässt. Warum haben die Priester den Pharao nicht schon vor hundert Jahren erweckt? Oder vor fünfhundert? Vielleicht weil sie erst durch Sommer die Kraft dazu gewonnen haben! Sie nennen es Magie, aber vielleicht ist es in Wahrheit etwas ganz anderes. Maschinen, die wir nicht kennen, und die mit einer Kraft betrieben werden, die sie irgendwie ... ich weiß nicht, von Sommer *stehlen*. Du selbst hast es gesagt: Seth ist kein mächtiger Magier. Er mag ein paar Illusionen

beherrschen, aber echte Zauberei? Er ist ein Wissenschaftler, genau wie alle anderen Horuspriester. Und wie Burbridge. Die Einzigen, die tatsächlich etwas von Zauberei verstehen, sind die Sphinxen.

Die Königin dachte nach. »*Sommer als eine Art lebender Ofen?*«

Wie die Dampföfen in den Fabriken, dachte Merle, draußen auf den Laguneninseln.

»*Das klingt ziemlich verrückt.*«

Genau wie Göttinnen, die durch einen Mondstrahl ein ganzes Volk in die Welt setzen.

Diesmal spürte sie, wie die Königin lachte. Leise und unterdrückt, aber sie lachte. Nach einer Weile sagte sie: »*Die Subozeanischen Reiche haben solche Maschinen besessen. Niemand weiß genau, wie sie betrieben wurden. Sie haben damit ihren Krieg gegen die Herren der Tiefe geführt, gegen die Vorfahren der Lilim.*«

Merle sah, wie sich die Mosaikstücke allmählich zu einem Ganzen zusammenfügten. Möglicherweise waren die Horuspriester auf Überreste oder Aufzeichnungen der Subozeanischen Kulturen gestoßen. Vielleicht war es ihnen mit deren Hilfe gelungen, den Pharao zu erwecken oder ihre Sonnenbarken zu bauen. Plötzlich erfüllte es sie mit bitterer Genugtuung, dass die Städte der Subozeanischen Reiche schon vor Äonen auf dem Meeresgrund zu Ruinen zerfallen waren. Die Aussicht, dass es dem Imperium ebenso ergehen würde, rückte mit einem Mal ein ganzes Stück näher.

»Da kommt jemand!« Vermithrax blieb stehen.

Merle schrak auf. »Von unten?«

Die Löwenmähne wippte: ein Nicken. »Ich kann sie wittern.«

»Sphinx?«

»Mindestens einer.«

»Kannst du nicht näher ans Geländer? Vielleicht sehen wir sie dann.«

»Oder sie uns«, erwiderte der Löwe kopfschüttelnd. »Es gibt nur eine Möglichkeit: Wir fliegen an ihnen vorbei.« Bislang hatte er sich geweigert hinabzufliegen, weil der Schacht im Zentrum der Wendeltreppe sehr eng war; er fürchtete, sich die Schwingen an den scharfen Kanten zu brechen. Und ein verwundeter Vermithrax war das Letzte, das sie sich leisten konnten.

Dennoch – so wie es aussah, mussten sie es wagen.

Sie vergeudeten keine Zeit. Merle klammerte sich fest. Vermithrax stieß sich ab und sprang über das Geländer hinweg und in den Abgrund. Schon einmal hatten sie gemeinsam einen solchen Steilflug gewagt, während der Flucht aus dem Campanile in Venedig. Doch dieser hier war schlimmer. Die Kälte biss in Merles Gesicht und Kleidung, sie konnte die Schneepartikel nicht fortwischen, die in ihre Augen drangen, und ihr Herz galoppierte, als wollte es ihr vorseilen. Sie bekam fast keine Luft mehr.

Sie passierten zwei Windungen der Treppe, dann drei, vier, fünf. Auf Höhe der sechsten bremste Vermithrax den Sturzflug mit solcher Gewalt, dass Merle im ersten Moment an einen Aufprall glaubte – auf Stein, auf Stahl, vielleicht auf einen unsichtbaren Spiegelboden des Treppenschachtes. Dann aber legte sich der Löwe in die Waagerechte und schwebte mit sanftem Schwingenschlag in der Mitte der Treppe, unter sich und über sich nur Leere, und vor ihnen –

»Das kann doch nicht –« Dann versagte Merles Stimme, und sie war nicht mal mehr sicher, ob sie die Worte tatsächlich ausgesprochen oder nur gedacht hatte.

Es hätte beinahe ihr Spiegelbild sein können: eine Gestalt, die auf dem Rücken eines halb menschlichen Wesens ritt, das auf vier Beinen die Stufen hinaufstieg. Ein Junge, nur ein wenig älter als Merle, mit wirrem Haar und mulliger Fellkleidung. Das Wesen, auf dem er saß, war eine weibliche Sphinx. Ihre Hände waren notdürftig bandagiert, hinauf bis zu den Ellbogen. Die vier Pranken ihres Löwenunterleibs schienen unversehrt zu sein, sie hatten ihren Reiter sicher die Treppe hinaufgetragen.

Die Sphinx war schön, viel schöner, als Merle sie sich vorgestellt hatte, und daran konnte nicht einmal ihr müder, ausgezehrter Ausdruck etwas ändern. Sie hatte schwarzes Haar, das ihr glatt über die Schultern fiel, bis hinab zu der Stelle, wo Mensch und Löwe miteinander verschmolzen.

Der Junge riss die Augen auf, seine Lippen bewegten sich, aber seine Worte gingen im Rauschen der Löwenschwingen und dem Toben ferner Schneestürme unter.

Merle flüsterte seinen Namen.

Und Vermithrax griff an.

## ***Amenophis***

SETH HATTE LÄNGST AUFGEHÖRT, IHR MIT dem Schwert zu drohen. Es war unnötig, das wussten sie beide. Und es entbehrte einer gewissen Würde, dass ein Mann wie er mit der Sichelklinge auf ein Mädchen wie Junipa zeigte, halb so groß und sehr viel schwächtiger.

Junipa war sicher, dass er ihr nichts antun würde, solange sie ihm gehorchte. Im Grunde, glaubte sie, war sie ihm gleichgültig, so wie Merle und die anderen, so wie die ganze Welt. Seth hatte das Imperium aufgebaut, mit Schweiß und Blut und Entbehrungen, und nun würde er es mit eigenen Händen wieder einreißen, zumindest aber den Hammer zum ersten Schlag schwingen.

»Nach Venedig«, hatte er gesagt, nachdem er sie zurück in die Spiegelwelt gestoßen hatte. »In den Palast.« Als wäre Junipa ein Gondoliere auf dem Canal Grande. Als sie ihn einen Moment lang ungläubig angesehen hatte, war ein Funken von Zweifel in seinen Augen erschienen. Als wäre er sich über ihre Fähigkeiten nicht wirklich im Klaren.

Dann aber sagte sie »Ja«, nichts sonst. Und machte sich auf den Weg. Er ging nun schon geraume Zeit hinter ihr her, beinahe lautlos. Nur hin und wieder stieß das Schwert in seinem Gürtel mit der Spitze gegen eine Spiegelkante, und das Kreischen, das es verursachte, raste wie ein Alarmruf durch das gläserne Labyrinth der Spiegelwelt. Aber es war keiner da, der es hätte hören können; falls doch, so zeigte sich niemand, nicht einmal die Schemen.

Junipa fragte Seth nicht, was er vorhatte. Zum einen, weil sie es ahnte. Zum anderen, weil er ihr ohnehin keine Antwort gegeben hätte.

Vorhin, als sie mit Merle aus dem Spiegel ins Eiserne Auge getreten war, hatte sie wieder den Griff des Steinernen Lichts gespürt. Ein teuflischer Schmerz war in ihrer Brust aufgeflammt, gerade so, als versuchte jemand von innen heraus ihre Rippen wie Gitterstäbe auseinander zu biegen. Das Bruchstück des Steinernen Lichts, das man ihr in der Hölle eingesetzt hatte, brachte sich mit Nachdruck in Erinnerung. Früher oder später würde es wieder Macht über sie gewinnen, wenn sie die Spiegelwelt verließ, oder auch erst allmählich, wenn sie begann, sich sicher zu fühlen. Der Stein in ihrer Brust war gleichermaßen Drohung und düsteres Versprechen.

Hinter den Spiegeln ging es ihr besser, der Schmerz war fort, der Druck verschwunden. Ihr Herz aus Stein schlug nicht, aber irgendwie hielt es sie am Leben, mochte der Teufel wissen, auf welche Weise – und, ja, *er* wusste es bestimmt.

In Anbetracht ihrer Situation schien ihr die Bedrohung durch den Horuspriester weit weniger schlimm. Vor Seth konnte sie davonlaufen, oder konnte es wenigstens versuchen – vor dem Licht aber gab es kein Entrinnen. Zumindest nicht in ihrer Welt. Das Licht mochte für eine Weile das Interesse an ihr verlieren, so wie nach ihrer Flucht aus der Hölle, aber es war immer da. Immer bereit, sie an sich zu reißen, sie zu beeinflussen und auf ihre Freunde zu hetzen.

Nein, es war gut, dass sie nicht bei Merle im Eisernen Auge war. Sie begann, sich in der Spiegelwelt wohl zu fühlen. Alles in diesem Labyrinth aus Silberglas war irgendwie vertraut. Ihre Augen führten sie, ließen sie sehen, wo niemand sonst sah, und das machte ihr erst bewusst, wie sehr Seth sich ihr ausgeliefert hatte. Vermutlich war er sich selbst darüber nicht im Klaren.

Nach Venedig, dachte sie. Ja, sie würde ihn nach

Venedig bringen, wenn er es wollte.

Genau wie in der Hölle gab es auch in der Spiegelwelt keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht. Nur ab und an schien auf der anderen Seite einzelner Spiegel die Dunkelheit hereinzubrechen oder der Morgen zu dämmern; dann veränderte sich der Schein des Silbers, das Flirren der Farben. Ihr Licht fiel auch auf Junipa und Seth und tauchte die beiden mal in diesen, mal in jenen Farbton, von dunklem Türkis bis zu milchigem Limonengelb. Einmal drehte Junipa sich zu dem Priester um und sah, wie sich flammendes Rot aus einem Spiegel über seine Miene ergoss und seinen kriegerischen, entschlossenen Ausdruck verstärkte. Dann wieder beschien ihn sanftes Himmelblau, und die Härte seiner Züge zerfloss.

An diesem Ort zwischen den Orten gab es noch viele Wunder zu erforschen. Das Rätsel der Farben und ihrer Wirkung war nur eines von ungezählten Mysterien.

Sie hätte nicht zu sagen vermocht, wie viel Zeit vergangen war, ehe sie ihr Ziel erreichten. Sie sprachen nicht darüber. Es waren mehrere Stunden, gewiss. Aber während hinter dem einen Spiegel nur Augenblicke verstrichen, waren es hinter dem nächsten vielleicht Jahre. Noch ein Geheimnis, noch eine Herausforderung.

Seth blieb neben ihr stehen und betrachtete den Spiegel, der sich vor ihnen erhob. »Ist er das?«

Sie fragte sich, ob der Priester wirklich nur von Grimm erfüllt war oder ob es da nicht auch ein wenig Furcht gab, eine Spur von Unsicherheit angesichts der Erhabenheit der Umgebung. Aber Seth verriet nichts über das, was in ihm vorging. Er verbarg sein wahres Wesen hinter Zorn und Verbitterung, und sein einziger Antrieb war der Wunsch nach Rache.

»Ja«, sagte sie, »dahinter liegt Venedig. Die Gemächer des Pharaos im Dogenpalast.«

Er berührte mit flacher Hand die Spiegelfläche, als hoffte er, sie auch ohne Junipa und das Gläserne Wort durchdringen zu können. Er beugte sich vor, hauchte dagegen und rieb seinen Atem mit dem Handballen fort, als entferne er einen Schmutzfleck. Doch falls da ein Fleck gewesen war, so war es nur der Hass in ihm, etwas, das sich nicht einfach fortwischen ließ.

Noch eine Weile lang betrachtete Seth sein Spiegelbild, als könnte er nicht begreifen, dass der Mann im Glas er selbst war. Dann blinzelte er kurz, atmete tief durch und zog das Sichelschwert.

»Sind Sie bereit?«, fragte Junipa und sah ihm die Antwort schon an. Er nickte.

»Ich werde erst einen Blick ins Zimmer werfen«, sagte sie. »Sie wollen sicher wissen, ob der Pharao allein ist.«

Zu ihrem Erstaunen lehnte er ab. »Nicht nötig.«

»Aber –«

»Du hast mich doch verstanden, oder?«

»Da drüben könnten zehn Sphinxen stehen, die den Pharao bewachen! Oder hundert!«

»Vielleicht. Aber das glaube ich nicht. Ich denke, sie sind fort. Die Sphinxen sind auf dem Weg zurück ins Eiserne Auge oder schon dort eingetroffen. Sie haben bekommen, was sie wollten. Venedig interessiert sie nicht mehr.« Er lachte kalt. »Und schon gar nicht Amenophis.«

»Die Sphinxen haben ihn im Stich gelassen?«

»So wie er die Horuspriester.«

»Was ist passiert? Mit Ihren Priestern, meine ich.«

Seth schien kurz zu überlegen, ob er ihr davon erzählen sollte, dann zuckte er die Achseln und verlagerte das

Gewicht des Schwertes in seiner Hand. »Der Pharaos hat mir den Auftrag gegeben, Lord Licht zu ermorden. Sollte ich scheitern, wollte er alle Horuspriester hinrichten lassen. Ich bin gescheitert. Und die Priester ...«

Junipa hörte zu und sagte nichts, auch als er unvermittelt abbrach. Der Verrat des Pharaos hatte ihn tiefer getroffen, als er selbst für möglich gehalten hatte. Die beiden hatte nichts geeint, und doch war Amenophis in Seths Seele verankert. Nicht als Mensch, denn der war ihm gleichgültig, ja, er verachtete ihn sogar. Aber als sein Geschöpf, das er zum Leben erweckt hatte und das für alles stand, woran Seth einmal geglaubt hatte.

Was Seth jetzt plante, war weit mehr, als nur das Leben eines anderen zu nehmen. Es war ein Verrat an sich selbst, an seinen Zielen, an all den Möglichkeiten, die sein Pakt mit Amenophis ihm eröffnet hatte. Es war ein Schlusstrich, auch unter sein eigenes Wirken in all den Jahrzehnten, seit er die Auferstehung des Pharaos geplant und beaufsichtigt hatte.

Es war, so oder so, das Ende.

Junipa ergriff seinen Unterarm, wisperte das Gläserne Wort und zog ihn durch den Spiegel.

Sogleich war der Druck in ihrer Brust wieder da, das Tasten und Pressen und Zerren des Lichts.

Der Saal hinter dem Spiegel war leer. Zumindest auf den ersten Blick. Dann aber entdeckte sie den Diwan aus Jaguarfellen, der sich auf der anderen Seite im Halbdunkel erhob. Es war Nacht in Venedig, und auch hier im Saal fiel nur ein schwacher Schein durch die Fenster herein. Fackellicht von der Piazza San Marco, vermutete sie. Es legte sich sanft um die Muster geschnitzter Paneele, über die Pinselstruktur von Ölgemälden und Fresken, um die Kristallglocken der Kronleuchter.

Auf dem Diwan regte sich etwas. Ein finsterer Umriss vor einem noch finstereeren Hügel aus Fellen.

Niemand sprach.

Junipa kam sich vor, als wäre sie nicht wirklich hier, als beobachtete sie die Szene von einem fernen Ort aus. Wie in einem Traum. Ja, dachte sie, ein großer, schrecklicher Traum, und ich kann nichts tun, außer zuzusehen. Nicht eingreifen, nicht weglaufen, nur zusehen.

Hinter ihr schepperte Glas und klirrte in einer Kaskade aus Silbertropfen zu Boden. Seth hatte den Wandspiegel zerschlagen, durch den sie den Saal betreten hatten. Keine Möglichkeit mehr für einen Rückzug. Junipa blickte sich hastig um, doch hier gab es keine weiteren Spiegel, und sie bezweifelte, dass sie auf den Fluren des Palastes weit genug kommen würde, um einen anderen zu finden.

Amenophis erhob sich von seinem Diwan aus Jaguarfellen, eine kleine, schlanke Gestalt, die sich leicht gebückt bewegte, als laste ein furchtbares Gewicht auf ihren Schultern.

»Seth«, sagte er müde. Junipa fragte sich, ob er betrunken war. Seine Stimme klang benommen und zugleich sehr jung.

Amenophis, der wiedergeborene Pharao und Herrscher des Imperiums, trat in das Halbllicht der Fenster.

Er war noch ein Kind. Nur ein Junge, den man mit Goldfarbe und Schminke zu etwas gemacht hatte, das er nie hätte werden dürfen. Er war nicht älter als zwölf oder dreizehn, mindestens ein Jahr jünger als sie selbst. Und dennoch befahl er seinen Armeen seit vier Jahrzehnten, die Welt zu verheeren.

Junipa stand stocksteif zwischen den Trümmern des Spiegels. Die Splitter waren weit über das dunkle Parkett verteilt. Es sah aus, als schwebte sie inmitten eines

Sternenhimmels.

Seth trat an ihr vorbei auf den Pharaon zu. Falls er sich nach Bewachern oder anderen Gegnern umsah, verriet er es durch keine Bewegung. Er blickte starr nach vorn, dem unscheinbaren Jungen entgegen, der ihn vor dem Diwan erwartete.

»Sind alle fort?«, fragte er.

Amenophis rührte sich nicht. Sagte nichts.

»Sie haben dich verlassen, nicht wahr?« Seths Tonfall war ohne jeden Hochmut oder Schadenfreude. Eine Feststellung, nichts sonst. »Die Sphinxen sind gegangen. Und ohne die Horuspriester ... ja, was bist du ohne uns, Amenophis?«

»Wir sind der Pharaon«, sagte der Junge. Er war kleiner als Junipa, sehr schwächlich und unscheinbar. Er klang trotzig, aber auch ein wenig resigniert, so als hätte er sich insgeheim bereits mit seinem Schicksal abgefunden. Und da begriff Junipa, dass es keinen spektakulären Endkampf zwischen den beiden geben würde. Kein wildes Schwerterklirren, kein mörderisches Gefecht über Tische und Stühle, keine Gegner, die an Leuchtern und Vorhängen durch die Gegend schwangen.

Dies war das Ende, und es kam still und ohne Getöse. Wie der Schlusspunkt einer schweren Krankheit, ein leiser Tod nach langem Siechtum.

»Wurden alle Priester hingerichtet?«, fragte Seth.

»Das weißt du.«

»Du hättest sie laufen lassen können.«

»Wir haben dir Unser Wort gegeben: Wenn du versagst, würden sie sterben.«

»Du hast dein Wort schon einmal gebrochen, als du die Horuspriester verraten hast.«

»Kein Grund, es ein zweites Mal zu tun.« Das Lächeln des Jungen strafte seine Worte Lügen, als er hinzusetzte: »Sogar Wir lernen manchmal aus unseren Fehlern.«

»Nicht heute.«

Amenophis machte ein paar träge Schritte nach rechts, zu einer großen Wasserschale neben dem Diwan. Er steckte die Hände hinein und wusch sie gedankenverloren. Beinahe erwartete Junipa, dass er eine Waffe hervorziehen und auf Seth richten würde. Doch Amenophis rieb sich nur die Finger sauber, schüttelte sie kurz, sodass die Tropfen in alle Richtungen wirbelten, bevor er sich wieder dem Priester zuwandte.

»Unsere Armeen sind unfassbar groß. Millionen und Abermillionen. Wir haben die stärksten Männer als Wächter, Kämpfer aus Nubien und dem alten Samarkand. Aber Wir sind müde. So müde.«

»Warum rufst du nicht nach deinen Wächtern?«

»Sie sind gegangen, als die Sphinx verschwanden. Die Priester waren tot, und plötzlich gab es nur noch lebende Leichen in diesem Palast.« Er stieß ein schnatterndes Lachen aus, das weder echt noch besonders humorvoll klang. »Die Nubier sahen die Mumien an, dann Uns, und sie begriffen, dass sie die einzigen Lebenden in diesem Gebäude waren.«

Er hat den Rat ermorden lassen, durchfuhr es Junipa. Den ganzen Stadtrat von Venedig.

»Sie verließen Uns kurze Zeit später, heimlich natürlich. Dabei hatten Wir ihnen längst angesehen, was in ihren Köpfen vorging.« Er hob die Schultern. »Das Imperium zerstört sich selbst.«

»Nein«, sagte Seth. »Du hast es zerstört. In dem Moment, als du meine Priester hast hinrichten lassen.«

»Du hast Uns nie geliebt.«

»Aber respektiert. Wir Horuspriester waren dir stets treu und wären es weiterhin gewesen, wenn du nicht den Sphinxen den Vorzug gegeben hättest.«

»Die Sphinxen haben nur Interesse an ihren eigenen Intrigen, das ist wahr.«

»Eine späte Einsicht.«

Zum ersten Mal sprach Amenophis von sich in der Einzahl: »Was soll ich sagen?« Der mächtigste Junge der Welt lächelte, aber sein Gesicht verzerrte sich dabei wie sein Spiegelbild auf der bewegten Oberfläche der Wasserschale. »Ich habe viertausend Jahre geschlafen, und ich kann es wieder tun. Aber die Welt wird mich nicht vergessen, nicht wahr? Das ist auch eine Form von Unsterblichkeit. Niemand kann vergessen, was ich der Welt angetan habe.«

»Und darauf bist du stolz?«, fragte Junipa, ihre ersten Worte seit ihrer Ankunft. Amenophis würdigte sie keiner Antwort, nicht einmal eines Blickes. Doch etwas wurde ihr schlagartig klar: Die beiden sprachen Ägyptisch miteinander, und dennoch verstand sie, was sie sagten. Und sie begriff gleichzeitig, was Arcimboldo gemeint hatte, als erklärt hatte: »Als Führer durch die Spiegelwelt bist du ein Meister aller Stimmen, aller Zungen. Denn was wäre ein Führer, wenn er die Sprache der Länder nicht kennt, durch die er andere führt?« Wie hätte sie zuvor ahnen können, was das bedeuten sollte? Selbst jetzt fiel es ihr noch schwer, die ganze Wahrheit zu erfassen. Hieß das wirklich, sie verstand nun jede der Sprachen, die in den zahllosen Welten gesprochen wurden? *Alle Stimmen, alle Zungen*, hallte es durch ihren Verstand, und ihr wurde ganz schwindelig davon.

Erst Amenophis riss sie wieder aus ihrem Staunen.

»Unsterblichkeit ist besser als das, was ihr mir gegeben habt«, sagte er zu Seth. »Ein paar Jahrzehnte, nicht mehr. Vielleicht wäre ein Jahrhundert daraus geworden. Aber du warst meiner bereits überdrüssig, nicht wahr? Wie lange hättest du mich noch geduldet? Du wolltest meine Stelle einnehmen ... Armer Seth, du warst ganz krank vor Neid und Ehrgeiz. Und wer kann dir das verübeln?

Du warst derjenige, der die Rätsel der Subozeanischen Reiche gelöst hat. Du hast dem Imperium alle Macht verliehen. Und jetzt, sieh dich an! Nur ein Mann ohne Haare und mit einem Schwert in der Hand, das er vor ein paar Tagen nicht einmal angesehen, geschweige denn getragen hätte.«

Der Horuspriester stand mit dem Rücken zu Junipa, aber sie sah, wie er sich spannte. Der Tod drang ihm aus allen Poren.

»Alles Täuschung«, sagte Amenophis, »alles Maskerade. Wie das Gold auf unserer Haut.« Er fuhr mit dem Finger durch die verwischte Goldfarbe auf seinem Gesicht und zerrieb sie zwischen Daumen und Zeigefinger.

»Das Imperium ist keine Täuschung. Es ist wirklich.«

»Ist es das? Wer sagt mir denn, dass es nicht eine von deinen Illusionen ist? Darin bist du ein Meister, Seth. Illusionen. Masken. Taschenspielerereien. Andere mögen es für Zauberei halten, aber ich kenne die Wahrheit. Als Gelehrter hast du die Relikte der Subozeanischen Reiche erforscht. Aber aus dem Gelehrten ist ein Gaukler geworden. Du weißt, wie man die Sinne der Menschen beeinflusst, wie man ihnen etwas vorspielt. Riesenfalken und Ungeheuer, Seth, das sind Spielzeuge von Kindern, aber nicht die Waffen, mit denen man ein Imperium lenkt. Zumindest damit hatten die Sphinxen Recht.« Der Pharao machte eine tänzelnde Drehung und sank zurück auf den

Diwan, zurück in die Schatten. Seine kraftlose Stimme schwebte in der Finsternis wie ein Vogel mit lahmem Flügelschlag. »Ist das alles hier Illusion? Sag es mir, Seth! Habt ihr mich wirklich zum Leben erweckt, oder liege ich noch immer in meiner Grabkammer in der Pyramide von Amun-Ka-Re? Bin ich wirklich zum Bezwingen der Welt geworden, oder ist das nur ein Traum, den du mir vorgegaukelt hast? Und ist es wahr, dass mich alle meine Getreuen verlassen haben und ich jetzt ganz allein bin in einem Palast voller Mumien – obwohl ich doch vielleicht selbst eine bin und mein Grab nie verlassen habe? Sag mir die Wahrheit, Priester! Was ist Illusion, und was ist Wirklichkeit?«

Seth hatte sich noch immer nicht gerührt. Junipa ging langsam an der Wand entlang. Sie hatte die vage Hoffnung, es bis zur Tür zu schaffen, bevor einer der beiden auf sie aufmerksam wurde.

»Glaubst du das wirklich?«, fragte Seth. Junipa blieb stehen. Aber die Worte galten nicht ihr, sondern Amenophis. »Denkst du tatsächlich, dass die Geschehnisse der letzten vierzig Jahre nichts als Illusion sind?«

»Ich weiß, zu was du fähig bist«, sagte der Pharao mit einem Schulterzucken. »Nicht zu echter Magie wie die Sphinx, aber mit Täuschungen kennst du dich aus. Vielleicht bin ich in Wahrheit noch auf einem Sandsteinblock in meiner Pyramide aufgebahrt, und du stehst neben mir, deine Hand auf meiner Stirn – oder was sonst eben nötig ist, mir all diese Bilder in den Kopf zu pflanzen. Mit jedem Jahr, das verstrichen ist, und mit jeder Minute der letzten Tage ist meine Gewissheit größer geworden: Nichts von alledem hier ist *wahr*, Seth! Ich träume! Mein Geist ist gefangen in einer einzigen, großen Illusion! Ich habe das Spiel mitgespielt, habe die Figuren über das Brett bewegt und meinen Spaß gehabt. Warum

auch nicht? In Wahrheit gab es nie etwas zu verlieren.«

Junipa erreichte die Tür, drückte langsam die riesige Messingklinke hinunter. Und, ja, der hohe Eichenflügel gab nach! Vom Gang wehte ein kühler Luftzug herein und fuhr ihr durchs Haar. Aber noch lief sie nicht davon. Die letzte Begegnung zwischen dem Pharao und seinem Schöpfer hielt sie mit makabrer Faszination fest im Griff. Sie musste wissen, was weiter geschah. Musste es sehen.

Seth setzte sich langsam in Bewegung und ging auf den Diwan zu.

»Sogar mein Tod ist nur eine Illusion«, sagte Amenophis. Aus dem Munde eines Zwölfjährigen klang der Satz so unwirklich, als bete er hochkomplizierte mathematische Formeln herunter. Junipa rief sich abermals ins Gedächtnis, dass der Pharao weit älter war, als sein Körper ihn erscheinen ließ. Unfassbar älter.

»Nur Illusion«, flüsterte er noch einmal, als wären seine Gedanken woanders, an einem Ort tiefer Stille und Dunkelheit. In einem Grab, im Herzen einer Stufenpyramide.

»Wenn es das ist, was du denkst«, sagte Seth, hob das Schwert und ließ es auf den Pharao niederfahren.

Es gab keine Gegenwehr.

Nicht einmal einen Schrei.

Amenophis starb still und demütig. Seth, der ihm das Leben geschenkt hatte, nahm es ihm wieder. Nur ein Traum, mochte der Pharao selbst im Sterben denken, nur Gaukelwerk des Horuspriesters.

Junipa stieß das Portal auf und schlüpfte durch den Spalt. Draußen auf dem Gang machte sie vier, fünf Schritte, ehe sie sich der Stille bewusst wurde. Seth folgte ihr nicht.

Verunsichert blieb sie stehen.

Drehte sich um. Und ging zurück.

Tu das nicht!, schrie es in ihr. Lauf weg, so schnell du kannst!

Aber Junipa trat stattdessen vor die offene Tür und blickte noch einmal in den Saal.

Seth lag vor dem Leichnam des Pharaos am Boden, das Gesicht in ihre Richtung gewandt. Seine linke Hand war zur Faust geballt, die Rechte umklammerte den Griff des Schwertes. Die Sichelklinge steckte tief in seinem Körper. Er hatte sie sich selbst in den Leib gerammt, ohne einen Laut.

»Er hatte Unrecht«, brachte er mühsam hervor und spuckte Blut aufs Parkett. »Alles ist ... wahr.«

Junipa überwand ihren Schrecken, ihren Widerwillen, ihren Ekel. Langsam trat sie in den Saal und ging auf den Diwan und die beiden Männer zu, die noch vor wenigen Tagen gemeinsam die Geschicke des größten und grausamsten Reiches der Menschheit gelenkt hatten. Nun lagen sie vor ihr, der eine tot in einem Meer aus Jaguarfellen, der andere sterbend zu ihren Füßen.

»Es tut mir Leid«, flüsterte Seth schwach, »wegen des Spiegels – das war dumm.«

Junipa ging neben ihm in die Knie und suchte nach Worten. Sie überlegte, ob sie etwas sagen müsste, das seinen Schmerz linderte, oder seine Enttäuschung. Aber vielleicht war es ja gerade das, was er getan hatte: Er *hatte* seinen Schmerz gelindert. Er hatte den Meister getötet, den er selbst erschaffen hatte, hatte zugleich das Kind und den Vater erschlagen.

Es ist gut so, dachte sie und hatte das Gefühl, dass der Gedanke davonschwebte wie eine Feder. Wie eine letzte

Illusion.

Schweigend streckte sie einen Zeigefinger aus und strich damit über die Streben des goldenen Gitternetzes, das in Seths Kopfhaut eingelassen war. Es fühlte sich kühl an und kein bisschen magisch. Nur wie Metall, das man unter schrecklichen Schmerzen in Fleisch gepresst hatte. Es war genau das, wonach es aussah: ein Gitter aus Gold an einem Ort, an den es nicht gehörte.

Wie wir alle, dachte sie traurig.

»Geh nicht ... durch den Palast. Die Mumienkrieger sind überall. Es gibt niemanden mehr, der ... der sie kontrolliert.«

»Was tun sie?«

»Ich ... weiß es nicht. Nichts, vielleicht. Oder ...« Er verstummte, setzte neu an: »Geh nicht. Zu gefährlich.«

»Ich muss einen Spiegel finden.«

Seth versuchte zu nicken, aber es gelang ihm nicht. Stattdessen streckte er zitternd einen Finger aus. Junipa blickte in die Richtung, in die er zeigte. Und sie sah, was er meinte.

Ja, dachte sie. Das könnte gehen.

»Leb wohl«, keuchte Seth.

Junipa fixierte seinen Blick. »Für was? Ihr habt alles zerstört.«

Seth konnte keine Antwort mehr geben. Seine Augen wurden trüb, die Lider flatterten ein letztes Mal. Dann lief ein leichter Ruck durch seinen Körper, und er hörte auf zu atmen.

Junipa trat müde an die Wasserschale neben dem Diwan. Sie war groß genug. Junipa beugte sich mit dem Mund darüber und flüsterte das Gläserne Wort. Dann kletterte sie an dem marmornen Gefäß hinauf, schwang die Beine über

den Rand und ließ sich hinab in ihr Spiegelbild. Der Stein in ihrer Brust zog sie nach unten.

## ES WAR NICHT LEICHT GEWESEN.

Ganz und gar nicht leicht. Aber dann war es Merle irgendwie doch noch gelungen, Vermithrax zurückzuhalten, bevor er sich mit einem Brüllen über das Geländer schwingen und die Sphinx und den Jungen in Stücke reißen konnte.

Jetzt, viel später, am Fuß der eingeschnittenen Treppe, blieb der Obsidianlöwe stehen und sah zu Lalapeja hinüber. Die Sphinx legte den Kopf in den Nacken, schloss die Augen und schien zu wittern, wie es auch Vermithrax manchmal tat, aber bei ihr wirkte es weniger raubtierhaft. Selbst das, dachte Merle, tut sie mit Grazie und Schönheit.

»Dort entlang«, sagte sie, und Vermithrax nickte. Er war zu demselben Ergebnis gekommen.

Was genau die beiden witterten, wusste Merle nicht. Erst nach einer Weile begriff sie, dass es der Schnee war, den sie spürten, so wie manche Tiere instinktiv einem bevorstehenden Kälteeinbruch entfliehen oder Vorräte in ihren Erdhöhlen einlagern.

Seit der Begegnung auf der Treppe war einige Zeit vergangen. Zeit, in der Merle sich damit abfinden musste, dass die Sphinx an ihrer Seite tatsächlich ihre Mutter war. Und damit, dass es wirklich Serafin war, der jetzt mit ihr auf Vermithrax' Rücken saß und von hinten die Hände um ihre Taille gelegt hatte, um sich festzuhalten.

Nachdem der Obsidianlöwe eingesehen hatte, dass die Sphinx auf der Treppe kein Feind war, hatte er Merle auf den Stufen abgesetzt. Sie und Serafin waren sich um den Hals gefallen, um lange einfach so dazustehen, ohne

Worte, fest in den Armen des anderen. Merle hatte das Gefühl, dass er sie beinahe geküsst hätte, aber dann berührten seine Lippen nur kurz ihr Haar, und sie konnte dabei an nichts anderes denken, als dass sie es seit Tagen nicht gewaschen hatte. Es war verrückt, wirklich. Da waren sie alle in dieser verfluchten Sphinxfestung gefangen, und sie dachte ans Haarewaschen! War es das, was Verliebtsein mit einem anstellte? Und *war* es denn Verliebtsein, das für den Kloß in ihrem Hals und das Flattern in ihrem Bauch verantwortlich war?

Serafin beugte sich nah an ihr Ohr. »Ich hab dich vermisst«, flüsterte er. Ihr Puls raste. Sie war überzeugt davon, dass er es hören müsste, das Hämmern in ihren Ohren, das Sausen des Blutes in ihrem ganzen Körper. Und wenn nicht das, dann spürte er zweifellos das Zittern ihrer Beine, das Zittern von überhaupt allem an ihr.

Sie entgegnete, dass sie ihn auch vermisst hatte, was plötzlich fad und blass klang, fand sie, weil er es schon vor ihr ausgesprochen hatte. Dann redete sie einfach drauflos, sagte noch allerlei andere Sachen, an die sie sich Gott sei Dank zwei Minuten später nicht mehr erinnern konnte, weil es wohl ein ziemliches Gestammel war und sie sich dumm und kindisch vorkam und dabei doch nicht einmal wusste, warum.

Und dann, Lalapeja.

Es war eine ganz andere Art von Wiedersehen als mit Serafin, vor allem weil es, zumindest aus Merles Sicht, gar kein echtes Wiedersehen war. Sie konnte sich nicht an ihre Mutter erinnern, nicht an ihre Stimme, nicht wie sie ausgesehen hatte. Nur ihre Hände kannte sie, von all den Stunden, die sie einander im Inneren des Wasserspiegels festgehalten hatten. Aber Lalapejas Hände waren bandagiert, und Merle konnte sie nicht berühren und sich vergewissern, dass es dieselben waren, die sie von früher

kannte.

Nicht, dass sie sich allen Ernstes hätte vergewissern müssen. Sie wusste, dass Lalapeja ihre Mutter war, wusste es im selben Moment, da sie die Sphinx auf der Treppe gesehen hatte, noch bevor sie Serafin auf ihrem Rücken erkannt hatte. Das Einfachste wäre gewesen, es auf äußere Merkmale zu schieben, auf eine Ähnlichkeit der Augen, eine vergleichbare Form des Gesichts oder auf das lange dunkle Haar.

Aber es war weit mehr, das Merle auf Anhieb mit Lalapeja verband: Die Sphinx besaß genau jenen Grad an Vollkommenheit, den Merle sich manchmal selbst in ihren Gedanken verlieh, jene Schönheit, die sie sich für sich wünschte und die sie vielleicht, wenn sie erwachsen war, besitzen würde. Aber noch war sie erst vierzehn, und in ihrem Gesicht würde sich einiges tun, bevor es zu jenem festen, unveränderlichen Antlitz ihres älteren Ichs werden würde. Zu jenem Antlitz, das sie jetzt vor sich sah, auf den schlanken Schultern einer Sphinx.

Sie konnte Lalapeja nicht umarmen, weil sie Angst hatte, ihre Verletzungen zu berühren, und sie war auch nicht sicher, ob das bei ihrer ersten Begegnung angemessen wäre. So blieb es bei einem Wortwechsel, der von beiden mit einer gewissen Zurückhaltung, aber auch mit kaum verhohlener Freude geführt wurde. Lalapeja strahlte trotz ihrer Schmerzen – und es war nicht zu übersehen, dass sie echtes Glück empfand. Und wohl auch Erleichterung darüber, dass Merle ihr keine Vorhaltungen machte für das, was ihr als kleines Kind widerfahren war.

Die ganze Zeit über sprach die Fließende Königin kein Wort. Schwieg einfach, als wäre sie kein Teil mehr von Merle. Als wäre ihr Geist bereits im Kampf mit dem Sohn der Mutter gefangen und hätte ihre Umgebung völlig ausgeschaltet, selbst in einem Augenblick wie diesem.

Einmal dachte Merle: Sie heckt etwas aus. Doch dann sagte sie sich, dass die Königin von ihnen allen vermutlich am besten wusste, was ihnen bevorstand. Und wer konnte ihr da verübeln, dass ihr nicht nach Gerede zu Mute war.

Es war Vermithrax, der sie daran erinnerte, dass sie ihren Weg fortsetzen mussten. Merle gab sich daraufhin alle Mühe, Lalapeja und Serafin ihren Plan zu schildern. In Anbetracht der Tatsache, wie viel sich seit ihrem letzten Zusammentreffen ereignet hatte, wurde ihr schnell klar, dass sie sich auf die notwendigsten Erklärungen beschränken musste. Trotzdem ertete sie mehr als einmal ungläubige Blicke, und es dauerte eine Weile, bis sie schließlich zu Winters Rolle in der ganzen Geschichte kam: wer er war, was er suchte und weshalb *sie ihn* suchten.

Während sie sich zusammen an den Abstieg machten, übernahm es Serafin zu berichten, wie es sie hierher verschlagen hatte. Als er erwähnte, dass sich auch Unke, Dario und die anderen im Eisernen Auge aufhielten, konnte Merle es kaum glauben. Ausgerechnet Dario! Ihr Erzfeind aus der Spiegelwerkstatt. Aber mehr noch als ihr eigener war er Serafins Gegner gewesen; wenn aus beiden nun Freunde geworden waren, musste in der Tat eine Menge geschehen sein. Sie brannte darauf, Einzelheiten zu erfahren.

»Unke ist verletzt«, sagte Serafin. Er berichtete, wie sie am Fuß der Festung in einen Kampf mit einem Sphinx-Wächter verwickelt worden waren. Unke hatte sich einen Unterschenkel gebrochen, während Dario und Aristide schwere Schnittverletzungen erlitten hatten. Keiner von ihnen schwebte in Lebensgefahr, aber nachdem sie versucht hatten, gemeinsam eine der Treppen im unteren Bereich des Auges zu ersteigen, hatten die anderen aufgeben müssen. Tiziano war bei ihnen geblieben, damit

die Verwundeten nicht auf sich allein gestellt waren, während Lalapeja und Serafin den Aufstieg fortgesetzt hatten. »Ich wollte sie nicht zurücklassen«, sagte er zuletzt, »aber was hätten wir tun sollen?«

»Wir hätten zusammen zum Boot umkehren können«, sagte Lalapeja. »Aber dann wäre alles umsonst gewesen. Deshalb haben Serafin und ich beschlossen, allein weiterzugehen.«

»Wo sind sie jetzt?«, fragte Merle.

»In einer Bibliothek, in der Nähe der Eingänge«, sagte Serafin. »Es gibt riesige Bibliotheken dort unten, unfassbar groß.«

Merle sah ihn ungläubig an. Bis jetzt hatte sie im Eisernen Auge nichts als Spiegel gesehen. Säle, Hallen, Kammern aus Spiegeln. Die Vorstellung einer oder sogar mehrerer riesiger Bibliotheken passte nicht in das Bild, das sie sich von der Festung bisher gemacht hatte. Sie sprach ihre Gedanken laut aus.

Lalapeja schaute über die Schulter. »Euch mögen die Sphinxen vorkommen wie ein Volk von Kriegern und Eroberern. Ihr habt sie nicht anders kennen gelernt, in Venedig beim Pharao oder hier. Aber die Sphinxen sind weit mehr als das. Sie sind ein Volk von Gelehrten. Es gibt viele Weise unter ihnen, und einst schenkten sie der Welt große Philosophen, Erzähler und Stückeschreiber. In den alten Wüstenstädten gab es Theaterarenen, in denen wir uns versammelten, nicht nur um zuzuschauen, sondern auch, um zu diskutieren. Nicht alle Auseinandersetzungen der Sphinxen wurden damals mit Waffen geführt. Ich kann mich an die großen Reden erinnern, an die klugen Dispute und Vorträge – alles zu einer Zeit, als die Menschen mehr Ähnlichkeit mit Tieren hatten als die Sphinxen heutzutage. Es gab große Geister unter uns, und erst die Künstler ...

Die alten Lieder und Gedichte der Sphinx besitzen eine Poesie, die den Menschen fremd ist.«

»*Sie spricht die Wahrheit*«, sagte die Fließende Königin unvermittelt. »*In gewisser Weise, jedenfalls. Allerdings waren die Menschen damals nicht mehr ganz so primitiv und einfältig, wie sie behauptet.*«

Natürlich nicht, dachte Merle bissig, sonst hätten sie dich wohl kaum zur Göttin gemacht.

»*Das habe ich mir nicht ausgesucht*«, sagte die Königin. »*Es ist eine Eigenart der Menschen, denjenigen, den sie verehren, vorher nicht um Erlaubnis zu bitten. Und leider auch eine Eigenart der Götter, sich an ihre Verehrung zu gewöhnen.*«

Sie waren gut zweihundert Meter weit einem breiten Gang mit hoher Kuppeldecke gefolgt, fast einer Art überdachter Straße, wenn auch größer und imposanter, als Vermithrax mit dem Kopf nach vorne deutete. »Da! Seht ihr das?«

Merle blinzelte in das blendende Weiß der Schneefläche, die sich durch die Spiegel auf beiden Seiten des Ganges zu einer Ebene ausdehnte. Das Licht war zu hell, als dass sie in der Ferne etwas hätte erkennen können. Auch Serafin und sogar Lalapeja sahen nicht, was Vermithrax mit seinen scharfen Raubkatzenaugen erspäht hatte.

»Sphinx«, sagte er. »Aber sie bewegen sich nicht.«

»Wächter?«, fragte Lalapeja.

»Vielleicht. Obwohl ich nicht glaube, dass das noch eine Rolle spielt.«

Die Sphinx schenkte ihm einen verwunderten Blick, während Merle ihn sanft hinterm Ohr kralte. »Was meinst du damit?«, fragte sie.

Er schnurrte kurz, vielleicht weil er die Berührung

wirklich genoss, vielleicht auch nur, um ihr einen Gefallen zu tun. »Sie sind weiß«, sagte er dann.

»Weiß?«, wiederholte Serafin verwundert.

»Zu Eis erstarrt.«

Merle spürte, unter welcher Anspannung Serafin stand. Es gefiel ihm nicht, untätig auf dem Rücken des Löwen zu sitzen und abzuwarten. Er brannte darauf, die Dinge wieder selbst in die Hand nehmen. Sie verstand ihn gut; auch ihrem Naturell entsprach es nicht, einfach Opfer der Geschehnisse zu werden. Vielleicht hatte sie sich seit ihrer Begegnung mit der Königin zu sehr treiben lassen, hatte getan, was von ihr erwartet wurde, nicht das, wonach ihr wirklich der Sinn stand. Zugleich aber musste sie erkennen, dass sie nie eine Wahl gehabt hatte: Ihr Weg war vorgezeichnet gewesen, und selbst an den wenigen Kreuzungen hatte ein Abbiegen nicht zur Debatte gestanden. Nicht zum ersten Mal kam sie sich vor wie eine Puppe, die von allen herumgeschoben wurde, schlimmer noch: wie ein *Kind*. Dabei war sie doch gerade das im Grunde niemals gewesen. Im Waisenhaus hatte sie dazu gar keine Zeit gehabt.

Sie gingen weiter, und bald erkannten auch Merle und die anderen, was Vermithrax gemeint hatte. Wie ein Wald aus Statuen schälten sich Umriss aus dem allgegenwärtigen Weiß, erst kaum zu sehen, dann ein wenig deutlicher, schließlich so klar wie geschliffenes Glas. Und damit hatten die Sphinx tatsächlich die größte Ähnlichkeit: mit Glas. Mit Eis.

Es waren über ein Dutzend, festgehalten in den unterschiedlichsten Posen der Angst und des Rückzugs. Einige hatten versucht, Winters Berührung zu entgehen, indem sie vor ihm davonliefen; andere hatten kämpfen wollen, aber der Ausdruck ihrer Gesichter verriet den Mut

der Verzweiflung, oft sogar regelrechte Panik. Einigen waren die Waffen aus den Händen geglitten, Sichelschwerter, halb vom Schnee begraben. Ein Sphinx hielt noch sein Gewehr, doch als Serafin von Vermithrax' Rücken aus danach greifen wollte, stieß Merle einen warnenden Ruf aus: »Nicht! Deine Hände würden bei der Kälte daran kleben bleiben.«

»Was ist hier passiert?«, entfuhr es Lalapeja.

»Winter war hier«, sagte Merle. »Alles, was er berührt, erstarrt zu Eis. Er hat's mir erzählt. Jedes Lebewesen, bis auf eine einzige Ausnahme – Sommer. Deshalb sucht er sie. Deshalb lieben sie sich.«

Ein Knirschen drang an ihre Ohren. Neben ihnen ästelten sich Risse durch den Eiskörper eines Sphinx, und einen Augenblick später zerfiel er mit Getöse zu scharfkantigen Bruchstücken. Nur seine vier Löwenbeine blieben stehen. Sie steckten im Schnee wie eine Wegmarkierung, die jemand vergessen hatte.

Einen Augenblick lang rührte sich niemand, so als wären sie selbst zu Eis erstarrt. Keiner wusste, was den Sphinx hatte bersten lassen – bis Serafin fluchend auf einen kleinen Bolzen zeigte, der in einem der Trümmerstücke steckte.

»Jemand schießt auf uns!«

Merles Blick raste den Gang entlang, und sie musste nicht lange suchen, ehe sie den Sphinx entdeckte, der aus einem Torbogen heraus jetzt zum zweiten Mal auf sie anlegte. Ehe einer von ihnen reagieren konnte, drückte er ab. Lalapeja stieß einen Schrei aus, als das Geschoss ihre Schulter streifte und klirrend in einen Eissphinx hinter ihr krachte. Knirschend und splitternd brach er auseinander.

Im Rücken des Schützen erschienen weitere Sphinxe, doch nur einige waren bewaffnet. Mehrere hielten kleine

Meißel und Hämmer in den Händen, außerdem Glasgefäße und Beutel.

Sie wollen die Toten untersuchen, dachte Merle. Sie schlugen kleine Stücke ab, um sie zu erforschen und so vielleicht auf eine Schwachstelle ihres Gegners zu stoßen.

Unglücklicherweise war der Forschertrupp in Begleitung mehrerer Krieger, die so gar nicht wie die vergeistigten Geschöpfe wirkten, die Lalapeja vorhin beschrieben hatte. Sie waren groß und muskulös, mit breiten Löwenleibern und wuchtigen Menschenschultern.

Vermithrax nutzte seinen Vorteil, indem er sich mit seinen Reitern in die Luft erhob. Lalapeja blieb am Boden zurück, doch der Obsidianlöwe hatte nicht vor, sie im Stich zu lassen. Er stürzte sich von oben auf den ersten Gegner am Torbogen, hieb ihm das Bolzengewehr aus den Händen und streifte im Vorbeiflug mit den Hinterpranken seinen Schädel. Der Sphinx war tot, ehe er mit einknickenden Läufen in den Schnee sank.

Die übrigen Krieger reagierten schnell und effektiv: Sie schoben die Sphinxforscher zurück unter den Torbogen, wo sie vor den Luftattacken des Löwen geschützt waren. Einer sprang hervor und stellte sich Vermithrax mit erhobenem Schwert entgegen, während ein anderer versuchte, im Schnee das Gewehr zu erreichen – offenbar ihr einziges.

Vermithrax raste an dem ersten Sphinx vorüber und zuckte nicht einmal, als ein Schwerthieb Funken sprühend von seinem Obsidiankörper abprallte; die Waffe wurde dem Sphinx dabei aus der Hand geprellt. Der Löwe stürzte sich auf den zweiten Sphinx, packte ihn an den Armen, riss ihn mit sich in die Höhe und schleuderte ihn wie eine Lumpenpuppe gegen die Spiegelwand. Das Glas hielt dem Aufprall nicht stand. Der leblose Sphinx stürzte in einem

Hagel aus Silbersplittern zu Boden und regte sich nicht mehr.

Einer der Forscher hatte die Gelegenheit genutzt, war aus dem Schutz des Torbogens gesprungen und hatte das Bolzengewehr aufgehoben. Er war ungeübt im Umgang mit Waffen; sein erster Schuss pfiß meterweit an Vermithrax vorbei und stanzte einen Sprung in die Kuppeldecke.

Derweil war Lalapeja losgeprescht, hinter den Eisstatuen entlang und auf den einzigen möglichen Fluchtweg zu: ein niedriger Gang, der etwa dreißig Meter entfernt in die breite Spiegelstraße mündete. Wäre sie der Straße gefolgt, hätte sie ein perfektes Ziel abgegeben. Ihr blieb nur der Durchgang, dessen untere Hälfte von einer mannshohen Schneewehe blockiert wurde. Sie stob hinein wie in einen Hügel aus Mehl: Pulvriges Weiß explodierte in alle Richtungen, dann war sie außer Sicht.

Vermithrax flog eine enge Schleife unter der Decke. Merle, die an solche Manöver gewöhnt war, schrie Serafin zu, er solle sich gut an ihr festhalten. Er verstärkte seinen Griff, mit starren, eiskalten Fingern, während sie selbst ihr Bestes gab, sich in die Mähne des glühenden Löwen zu krallen. Serafin war schlank und drahtig, aber er wog immer noch um einiges mehr als die federgewichtige Junipa. Merle war nicht sicher, wie lange sie sich würde halten können. Ihre froststarrten Finger hatten an Kraft verloren, im Grunde spürte sie kaum noch ihre Gliedmaßen. In der dichten Mähne waren sie vor der schneidenden Zugluft geschützt, aber das war ein schwacher Trost, angesichts ihrer Lage. Es war nur eine Frage der Zeit, ehe sie beide von Vermithrax' Rücken purzelten; unten würden sie sich entweder alle Knochen brechen oder von den vereisten Sphinxleibern aufgespießt werden.

»Hast du gesehen, wie viele es sind?«, brüllte Serafin ihr ins Ohr, um den Wind und die rauschenden Schwingen zu übertönen.

»Jedenfalls zu viele.«

»Aber nicht genug, oder?«

»Wie meinst du das?«

»*Ich weiß, was er denkt*«, sagte die Königin, »*und er hat Recht*.«

Serafin lehnte sich noch näher an Merle, was angenehm war, selbst hier und jetzt, und er brachte seine Lippen so nah an ihr Ohr, dass sie ihr Haar berührten. Das Kribbeln in Merles Bauch verstärkte sich, und das lag nicht nur an Vermithrax' neuerlichem Angriffsflug auf die Sphinx. »Zu wenige!«, rief Serafin noch einmal. »Das hier ist ihre Festung, für sie der sicherste Ort überhaupt. Das, was dort unten geschehen ist, zerstört ihre Welt. Und dann schicken sie nur eine Hand voll Krieger und Forscher?« Merle spürte, wie er an ihrem Nacken den Kopf schüttelte. »Das macht keinen Sinn.«

»Es sei denn«, sagte sie, »es gäbe keine anderen mehr, die sie entbehren könnten. Aus demselben Grund ist es euch gelungen, so einfach in die Festung zu spazieren.«

»Es war nicht *einfach*«, widersprach er.

Merle dachte an die Verwundeten, hielt aber trotzdem dagegen: »Unter normalen Umständen hätten euch ein paar Dutzend Wächter erwartet, nicht nur einer. Oder glaubst du, die Sphinx lassen das Eiserne Auge so gut wie unbewacht?«

Vermithrax tötete im Vorbeiflug einen Sphinxkrieger, mit einer Leichtigkeit, als pflücke er eine Blüte von einem Blumenstängel. Die Sichelschwerter seiner Gegner schlugen abermals Funken an seiner steinernen Unterseite,

aber die winzigen Splitter, die sie aus seinem Körper hieben, schwächten ihn nicht.

»Sie sind zu wenige«, sagte Serafin. »Das ist es ja, was ich meine. Zu wenige Wächter, und jetzt zu wenige, um diese Katastrophe da unten zu untersuchen. Es sei denn –«

»Es sei denn«, sagte Merle, »das hier wäre nicht die einzige Stelle im Auge, an der so etwas passiert ist!« Natürlich, Winter streifte auf seiner Suche nach Sommer kreuz und quer durch die Festung, genauso wie er es in der Hölle getan hatte. Wenn er seinen Pfaden über die Welt genauso chaotisch folgte, war es kein Wunder, dass die Jahreszeiten so unzuverlässig waren: Mal fror es noch im April, mal nicht, und nie konnte man vorhersagen, wie das Wetter nächste Woche wurde.

*»Die Sphinx sind sicher aus aller Welt herbeigeströmt, um Zeugen der Auferstehung des Sohns der Mutter zu werden«, sagte die Königin. »Keiner wird sich das entgehen lassen.«*

Und Winter ist über sie gekommen wie ein Sturmwind, dachte Merle und stellte sich riesige Säle voller Sphinx aus Eis vor, wie Werkstätten eines verrückten Bildhauers.

*»So könnte es gewesen sein.«*

Dann hat Burbridge Winter deshalb davon erzählt!, dachte Merle. Er hat geplant, dass Winter hier aufkreuzt, als Rache an den Sphinxen.

*»Und das Steinerne Licht?«*

Burbridge muss es irgendwie gelungen sein, Winter in das Spiegelkabinett bringen zu lassen.

*»Sieht ganz danach aus.«*

Das alles ist nicht zum ersten Mal passiert, oder?

*»Nein. Aber da war es vielleicht nicht Winter. Möglicherweise hat Sommer sich damals selbst befreit,*

*oder irgendjemand oder etwas anderes ist ihr zu Hilfe gekommen.«*

Der Untergang der Subozeanischen Reiche!

*»Und der Mayas. Der Inkas. Atlantis.«*

Merle kannte keinen dieser Namen, aber allein ihr Klang ließ sie schauern. Während Vermithrax von den Sphinxen abließ und auf den Durchgang zuflog, in dem Lalapeja verschwunden war, erklärte sie Serafin ihre Vermutung, so gut es bei dem Gegenwind eben möglich war. Er pflichtete ihr bei.

Sie zogen die Köpfe ein, als Vermithrax im Tiefflug durch den niedrigen Bogen fegte, mit seinen Klauen die Reste der Schneewehe durcheinander wirbelte und schließlich auf allen vieren aufsetzte. Der Gang war zu eng, um eine längere Distanz darin zu fliegen. Zudem wurden sie von Lalapeja erwartet, die ihnen voller Sorge entgegensah. Ihr Blick suchte Merle, erkannte, dass sie unverletzt war, und richtete sich dann auf Vermithrax.  
»Wie viele sind es?«

»Noch vier. Mindestens. Vielleicht ein paar mehr.«

»Es hätte eine Armee sein müssen.«

»Allerdings.«

Merle verkniff sich ein Grinsen, als ihr klar wurde, dass alle denselben Gedanken hatten. So mühelos Vermithrax' Kampf mit den Sphinxen gewesen war: Winter hatte ihm einen Großteil der Arbeit bereits abgenommen.

Der Löwe und die Sphinx hetzten nebeneinander den Gang hinunter, während hinter ihnen an der Mündung ihre Gegner erschienen. Die Forscher waren zurückgeblieben, zwei Krieger nahmen die Verfolgung auf. In ihrem Rücken, auf der Spiegelstraße, ertönte mehrfach ein tiefes Alarmsignal: Die Sphinxforscher benutzten Hörner, um

andere Trupps aus den Weiten des Eisernen Auges herbeizurufen.

»Kennst du dich hier aus?«, fragte Vermithrax die Sphinx.

»Nein. Als ich mein Volk verließ, um über die Lagune zu wachen, gab es das Eiserner Auge noch nicht. Die Sphinx sind immer ein Volk der Wüsten und der tiefen Höhlen gewesen. All das hier« – sie schüttelte resignierend den Kopf –, »all das hat nichts mehr mit dem zu tun, was ich einmal gekannt habe.«

Obwohl in dem Korridor die gleiche Kälte herrschte wie überall im Eisernen Auge, wurde die Schneedecke nach wenigen Schritten dünner, um schließlich ganz auszubleiben. Schneidende Winde wehten ihnen entgegen, aber sie brachten kein neues Eis mit sich. Trotzdem war der Spiegelboden glatt von gefrorener Nässe, und weder Vermithrax noch Lalapeja kamen so schnell voran, wie sie es sich wünschten. Der Obsidianlöwe hätte sich ihren beiden Verfolgern stellen können und sie mit aller Wahrscheinlichkeit besiegt, doch er fürchtete, dass den beiden schon bald eine größere Zahl von Gegnern folgen würde. Und solange er in Kämpfe verstrickt war, konnte er Merle und Serafin nicht vor Angreifern schützen.

Ein neuer Gang kreuzte den ihren, von rechts näherten sich noch mehr Sphinx. Nach einem kurzen Blick eilte Vermithrax weiter geradeaus. Sein Glutschein war für die Sphinx nicht zu übersehen. Ein Versteck kam nicht infrage, zumal es kaum Türen gab, nur offene Torbögen, die in weite Hallen führten, unendliche Räume in dieser Nachbildung der Spiegelwelt.

Sie überquerten offene Kanäle mit gefrorener Oberfläche und filigrane Brücken, die zerbrechlich aussahen und doch nicht einmal erzitterten, als der tonnenschwere

Obsidianlöwe darüber hinwegdonnerte. Sie kamen durch eine Hügellandschaft aus Spiegelscherben, haushohe Halden aus silbernen Spänen und Klingen, und liefen dann wieder Treppen hinab, und weitere Treppen und noch mehr Treppen.

Die ganze Zeit über blieben die Verfolger auf ihrer Spur, oft verborgen hinter Windungen und Ecken, aber doch stets als Woge aus Lärm präsent, als Trampeln von Löwenpranken auf Eis, als Brüllen zorniger Stimmen, als Wirrwarr wilder Flüche und Befehle.

Und dann stolperten sie erneut durch hohen Schnee, feuchter und schwerer als zuvor, so hoch, dass Vermithrax bis zum Bauch darin versank und Lalapeja schon nach wenigen Schritten hoffnungslos feststeckte. Der Obsidianlöwe schob mit seinen Schwingen Schneemassen beiseite, aber es stellte sich bald heraus, dass er sie damit kaum weiterbrachte.

»Vermithrax«, rief Lalapeja, »kannst du noch einen dritten Reiter tragen?«

»Noch zwei oder drei, wenn der Platz reicht. Aber das hilft uns nicht viel.«

»Vielleicht doch.« Und noch während sie sprach, ging eine Veränderung mit ihr vor.

Merle sah mit offenem Mund und großen Augen zu, während Serafin beruhigend ihre Hand nahm. »Keine Sorge«, flüsterte er, »das macht sie öfters.«

Rund um Lalapeja schienen aus den Stapfen, in denen ihre Löwenbeine feststeckten, gelbe Sandfontänen emporzuschießen. Sie hüllten sie in Sekundenschnelle ein, ehe sie sich selbst darin auflöste, gerade so als explodierte ihr ganzer Körper in einer Eruption aus Wüstenstaub. Ebenso schnell setzten sich die winzigen Partikel wieder zusammen, und Lalapeja tauchte daraus auf, unverändert

oberhalb der Hüften, darunter aber zum Mensch geworden, mit langen schlanken Beinen, die trotz der Kälte nackt waren. Ihre Felljacke, die sie von den Piraten erhalten hatte, reichte bis hinab auf ihre Oberschenkel, doch ihre Knie und Unterschenkel standen ungeschützt im Schnee.

Serafin ließ Merle los und rückte ein Stück nach hinten. »Schnell, hierher!«, rief er.

Lalapeja kämpfte sich durch den Schnee heran, und Merle und Serafin zogen sie zwischen sich auf den Löwen. Die Sphinx konnte ihre verletzten Arme nicht benutzen, und wenn sie noch viel länger mit nackten Füßen im Schnee stand, würde es ihren Beinen ebenso ergehen. Serafin rückte so eng wie möglich an sie heran, legte seine Arme um sie herum bis zu Merle und brüllte: »Los!«

Vermithrax erhob sich vom Boden und schüttelte den Schnee von seinen Pranken. Er jagte über das Eis hinweg, nur wenige Meter von der Spiegeldecke entfernt. Die Wände waren kaum breit genug für seine riesigen Schwingen, aber irgendwie gelang es ihm, nicht mit den Spitzen anzuecken und seine Reiter sicher über den Schnee zu tragen. Ihre Verfolger blieben zurück, während sie ihrerseits versuchten, durch den hohen Schnee zu stapfen, und schon nach wenigen Schritten aufgeben mussten.

Mit triumphierendem Brüllen schoss Vermithrax am Ende des Tunnels aus einer runden Öffnung in eine ungleich höhere Halle, in der es noch immer schneite, aus grauem Nebel, der unter der Decke hing wie echte Winterwolken. Die Flocken waren dicht und bauschig. Sie klebten sofort zu tausenden und abertausenden an Vermithrax und seinen Reitern und drangen in ihre Augen. Die Glut des Löwen wurde grell reflektiert, wie Vorhänge aus Lichtschein. Die Sicht reichte nur noch wenige Meter.

»Ich kann nichts sehen!« Vermithrax schlingerte im Flug und nieste einmal so heftig, dass Merle befürchtete, die Erschütterung würde sie alle von seinem Rücken werfen. Was immer sein Bad im Steinernen Licht bewirkt hatte, es hatte ihn nicht immun gegen eine Erkältung gemacht.

Der Obsidianlöwe hatte Mühe, seine Höhe zu halten. Im Schneegestöber war er so gut wie blind, und der nasse Schnee lastete schwer auf seinen Flügeln. »Ich muss runter«, rief er schließlich, aber da hatten sie alle längst erkannt, dass dieses Manöver unvermeidbar war.

Mit den Schneeflocken sanken sie abwärts, tiefer und tiefer, aber der Boden, den sie erwarteten, kam nicht. Was sie für eine Halle gehalten hatten, war in Wirklichkeit ein gewaltiger Schacht, ein Abgrund.

»Da vorne!«, brüllte Merle durch den Flockenregen. Schnee geriet in ihren Mund. »Die Brücke!«

Ein schmaler Steg aus Spiegelglas spannte sich wie eine Gitarrensaite über die unendliche Leere. Er war kaum mehr als einen Meter breit und besaß kein Geländer; beide Enden lagen irgendwo im Schneegestöber verborgen.

Vermithrax flog darauf zu, und im besten Vertrauen auf die Baukunst der Sphinx ließ er sich nieder. Es gab eine leichte Erschütterung, aber keinerlei Anzeichen dafür, dass die Konstruktion unter seinem Gewicht nachgeben würde. Zu beiden Seiten des Steges lösten sich auf einer Länge von fünf, sechs Metern die Schneekanten und stürzten in die weißgraue Tiefe.

Vermithrax schüttelte seine Flügel, bis die klumpige Eisschicht abfiel, die ihn im Flug behindert hatte. Serafin wollte seine Mantelenden so weit vorziehen, dass sie Lalapejas nackte Schenkel bedeckten, doch sie wehrte ab.

»Lass mich herunter. Hier kann ich wieder selbst laufen. Vermithrax wird bei dem Schnee ohnehin nicht mehr

fliegen.«

»Der Steg ist zu schmal«, sagte Serafin. »Wenn du seitwärts von Vermithrax absteigst, stürzt du in die Tiefe.«

»Und nach hinten?«

Serafin und Merle schauten gleichzeitig über ihre Schultern. Der Anblick des Abgrunds auf beiden Seiten des Stegs war beängstigend. Als Meisterdieb war Serafin jahrelang über Venedigs Dächer geturnt, ohne mehr als einen Gedanken an die Gefahr zu verschwenden. Dies hier aber war etwas anderes. Wenn er auf dem nassen, pappigen Schnee ins Rutschen geriet, gab es nichts, das ihn retten konnte, weder Glück noch Geschick.

»Ich versuch's«, sagte er.

»Nein!«, widersprach Merle. »Hört auf mit dem Unsinn.«

Er blickte an Lalapeja vorbei zu Merle. »Ihre Beine werden erfrieren, wenn sie sich nicht zurückverwandelt. Dafür muss sie absteigen.«

Merle funkelte ihn an: Als ob sie das nicht selbst wüsste. Trotzdem hatte sie Angst um ihn und Lalapeja. Dabei kam ihr der Gedanke, dass die Sphinx tatsächlich ihre Mutter war, nach der Verwandlung von vorhin beinahe noch absurder, noch unglaublicher vor.

»Sei vorsichtig«, sagte Lalapeja, als Serafin langsam rückwärts rutschte.

»Mutig«, kommentierte die Fließende Königin trocken.

»Halt ja still!«, rief Serafin Vermithrax zu. Seine Stimme klang verbissen. Merle hielt den Atem an.

»Keine Sorge«, entgegnete der Löwe und bewegte sich tatsächlich um keinen Millimeter. Selbst sein Herzschlag, den Merle die meiste Zeit über deutlich an ihren Unterschenkeln spürte, schien innezuhalten.

Serafin glitt unendlich behutsam über Vermithrax' Hüften nach hinten. Dabei bekamen seine Hände den Schwanz des Löwen zu packen; er gab ihm zusätzliche Stabilität, als seine Stiefelsohlen in den Schnee sanken. Einen Moment lang schwankte er leicht und warf argwöhnische Blicke nach rechts und links in den Abgrund. Schließlich gab er Lalapeja das Zeichen, ihm zu folgen. Seine Füße schienen auf dem lockeren Schneematsch zu schwimmen, so unsicher war sein Halt auf dem Steg. Eine überhastete Bewegung, und er würde mitsamt einer riesigen Schneescholle über die Kante schlittern.

Er ließ den Löwenschweif los, um den Weg für Lalapeja frei zu machen. Behände rutschte sie nach hinten und vom Löwen herab, während Merle sich den Hals verdrehte und sorgenvoll das Geschehen in ihrem Rücken beobachtete.

»*Sie schaffen das schon*«, sagte die Königin.

Du hast gut reden, dachte Merle.

»Tritt noch einen Schritt zurück«, sagte die Sphinx zu Serafin. »Aber vorsichtig.«

Unendlich behutsam bewegte er sich nach hinten, bemüht, der Tiefe unter ihm keine Aufmerksamkeit mehr zu schenken.

»Gut«, sagte Lalapeja. »Und jetzt setz dich auf den Boden. Stütz dich dabei mit den Händen auf.«

Das tat er. Ihm war schlecht und schwindelig, Meisterdief hin oder her. Erst als er einigermaßen sicher im Schnee saß, atmete er tief durch.

Lalapeja verwandelte sich in eine Säule aus aufstiebigem Sand, aus dem in Windeseile wieder Fleisch und Haar und Knochen wurden. Nachdem die Sphinx in ihrer Löwengestalt dastand, bat sie Serafin, auf ihren Rücken zu klettern. Er gehorchte, und die Blässe

wich aus seinen Zügen. Es beruhigte ihn ein wenig, dass Lalapeja und Vermithrax vier Beine besaßen, die ihnen hier oben ausreichend Halt gaben. Ihrem Raubkatzenerbe hatten sie zu verdanken, dass der Sog des Abgrunds keine Gewalt über sie hatte. Nicht nur dem geflügelten Vermithrax, sondern auch Lalapeja war Höhenangst fremd, genau wie jede ungeschickte oder überflüssige Bewegung.

Ein Schauer der Erleichterung durchlief Merle, als Serafin endlich sicher auf Lalapejas Rücken saß. Einen Moment lang hatte sie sogar die Kälte vergessen, die ihr mehr und mehr zu schaffen machte. Jetzt erst spürte sie wieder den Biss des Frostes, die eisige Last des Schnees und das klirrende Zerren der Höhenwinde.

»Was jetzt?«, fragte Vermithrax.

»Wir folgen dem Steg«, schlug Merle vor. »Oder hat jemand eine bessere Idee?«

Auf acht Löwentatzen bewegten sie sich vorwärts, ungewiss, was sie jenseits des dichten Schneetreibens erwarten mochte.

Schon nach wenigen Schritten hielt Vermithrax abermals inne. Merle entdeckte das Hindernis im selben Augenblick.

Vor ihnen auf dem schmalen Band kauerte eine Gestalt.

Ein Mann im Schneidersitz.

Das lange Haar war schlohweiß, die Haut sehr hell, als hätte jemand die reglose Figur aus Schnee geformt. Der Mann hatte den Kopf in den Nacken gelegt, die geschlossenen Augen in die Höhe gerichtet. Seine knöchigen Hände waren um die Knie gekrallt, die dunkelblauen Adern traten deutlich hervor.

»Er meditiert«, sagte Lalapeja erstaunt.

»Nein«, erwiderte Merle leise. »Er sucht.«

Winter senkte das Haupt und blickte ihnen müde entgegen.

## ***Der einzige Weg***

ES SCHIEN FAST, ALS HÄTTE ER SIE ERWARTET.

»Merle«, sagte er, und es klang weder erfreut noch verärgert. »Sie ist hier. Sommer ist hier.«

»Ich weiß.«

Vermithrax war bis auf zwei Schritte an ihn herangetreten.

»Komm nicht näher«, sagte Winter. »Ihr würdet alle zu Eis erstarren, wenn ihr mich berührt.«

»Du hast die Sphinx getötet«, sagte Merle.

»Ja.«

»Wie viele sind noch übrig?«

»Ich weiß es nicht. Nicht genug, um sich mir zu widersetzen.«

»Kennst du den Ort, an dem sie Sommer verstecken?«

Er nickte und deutete in den Abgrund.

»Dort unten?« Merle ärgerte sich, dass sie ihm jedes Wort aus der Nase ziehen musste.

Noch ein Nicken. Erst jetzt fiel ihr auf, dass der dichte Schnee einen Bogen um ihn machte. Keine Eiskristalle verfangen sich in seinem Haar, keine Flocken klebten an seiner weißen Kleidung. Nicht einmal der Atem kam in Wolken über seine Lippen. Es war, als wäre Winter selbst gar kein Teil jener Jahreszeit, die er verkörperte.

»Ich bin bis hierher gekommen«, sagte er, »aber jetzt fehlt mir die Macht, auch noch den letzten Schritt zu gehen.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Sommer wird am Grund dieses Schachts festgehalten. Es gibt keine anderen Eingänge, ich habe alles abgesucht.«

»Und?«

Winter lächelte zaghaft und sehr verletzlich. »Wie soll ich dort runterkommen? Springen?«

Sie war wie selbstverständlich davon ausgegangen, dass ein Wesen wie er zu fliegen vermochte, wenn es darauf ankam. Doch das konnte er nicht. Er hatte Ägypten und das Eiserne Auge mit einer neuen Eiszeit überzogen, aber er war nicht in der Lage, zum Grund dieses Schachtes vorzustößen.

»Wie lange sitzt du schon hier?«

Winter seufzte. »Viel zu lange.«

»*Er ist ein weinerlicher Jammerlappen*«, schimpfte die Fließende Königin. »*Daran ändert auch all dieses Getöse nicht, das er um sich herum veranstaltet.*«

Sei nicht so ungerecht, dachte Merle.

»*Pah! Ein Jammerlappen.*« Hätte die Königin eine eigene Nase besessen, hätte sie diese wohl gerümpft. »*Wie lange kann er denn schon hier sein? Er hat die Hölle erst kurz vor uns verlassen.*«

Er ist eben ... na ja, empfindsam. Er übertreibt.

»*Empfindsam? Ein Lügner ist er! Wenn er in so kurzer Zeit von der Pyramide bis hierher ins Delta gelangt ist und es dann noch geschafft hat, durch das Auge zu streifen und hunderte von Sphinxen einzufrieren ... das ist verflöcht schnell, findest du nicht auch?*«

Merle blickte über die Schulter zurück zu Serafin und Lalapeja. Beide sahen ungeduldig aus, aber auch unsicher angesichts des seltsamen Geschöpfs, das vor ihnen den Steg blockierte.

Sie wandte sich wieder Winter zu. »Du kannst wirklich

nicht fliegen?«

»Nicht dort hinunter. Ich reite auf den Eiswinden und dem Schneetreiben. Aber hier ist das bedeutungslos.«

»Wie meinst du das?«

Wieder seufzte er aus tiefstem Herzen, während die Königin übertrieben stöhnte. »Ich will es dir erklären, Merle«, sagte er. »Und deinen Freunden, wenn sie es hören wollen.«

Serafin knurrte etwas, das klang wie: »Was bleibt uns denn anderes übrig?«

»Sommer befindet sich auf dem Boden dieses Schachtes. Ihre Kraft, ihre Sonnenhitze, wenn du so willst, steigt normalerweise durch den Schacht nach oben. Kein Mensch könnte sich dem Boden nähern, er würde innerhalb eines Herzschlags verbrennen.«

Merle verlagerte nervös ihr Gewicht und blickte von Vermithrax' Rücken hinab in die Tiefe. Sie sah nichts als weißgraues Chaos. Und sie fror immer stärker, fror jetzt ganz entsetzlich.

»Meine Anwesenheit hier im Schacht unterbricht den Hitzefluss«, fuhr er fort. »Eis und Feuer treffen irgendwo dort unten aufeinander, auf halbem Weg zwischen mir und ihr. Der Schnee schmilzt schlagartig in der Luft, die Kälte verwandelt sich in Hitze. Manchmal toben Gewitter und Stürme, wenn wir uns begegnen. Ich könnte mich von den Eiswinden nach unten tragen lassen, aber Sommer ist gefangen und hat ihre Hitze nicht unter Kontrolle. Sie ist geschwächt und nicht in der Lage, sich abzukühlen, wie sonst, wenn wir uns begegnen. Die Winde würden dort unten zu einem lauen Luftzug verpuffen, das Eis würde schmelzen und ich selbst ... nun, stell dir eine Schneeflocke auf einer Ofenplatte vor.« Er vergrub das knochige Gesicht in den Händen. »Hast du es jetzt

verstanden?«

Merle nickte unbehaglich.

»Dann begreifst du sicher auch die völlige Hoffnungslosigkeit meiner Lage«, proklamierte er gestenreich.

»Das darf doch nicht wahr sein«, sagte die Königin giftig. »Dieser Kerl hat gerade fast ein ganzes Volk ausgelöscht, und nun sitzt er hier und flennt!«

Du könntest ruhig ein wenig mehr Mitgefühl zeigen.

»Ich kann ihn nicht leiden.«

Du warst bestimmt auch nicht jedermanns Liebling unter den Göttern.

»Frag ihn, ob er schon mal was von dem Wort Würde gehört hat.«

Das werde ich ganz bestimmt nicht tun.

»Ich könnte es für dich erledigen.«

Untersteh dich!

Serafin unterbrach sie. »Merle, was ist jetzt? Wir können nicht ewig hier stehen bleiben.«

Natürlich nicht, durchfuhr es sie fröstelnd.

Vermithrax ergriff das Wort. »Ich weiß eine Lösung.«

Alle schwiegen angespannt, nur die Königin murmelte missmutig: »Was immer es ist – es sollte besser schnell gehen. Wir haben keine Zeit mehr. Der Sohn der Mutter erwacht.«

»Ich könnte dort runterfliegen und versuchen, Sommer zu befreien«, sagte Vermithrax. »Ich bin aus Stein, Hitze und Kälte können mir nichts anhaben ... glaube ich zumindest. Außerdem habe ich das Bad im Steinernen Licht überstanden, da werde ich wohl auch hiermit fertig werden. Wenn Sommer frei ist, kann ich Winter zu ihr

tragen. Oder sie zu ihm.«

Merles Finger krallten sich noch tiefer in seine Mähne.  
»Kommt gar nicht infrage!«

»Es ist der einzige Weg.«

Merle spürte, dass die Königin Macht über ihre Stimme ergreifen wollte, doch sie drängte sie grob zurück. Zum letzten Mal, fuhr sie die Königin in Gedanken an, lass das sein!

*»Er gefährdet alles, wenn er das tut! Ohne ihn kommen wir nicht weit.«*

Du meinst, wenn er nicht das tut, was du sagst, oder?

*»Darum geht es nicht.«*

Oh doch, genau darum geht es, dachte Merle. Du hast ihn ausgenutzt, genauso wie du mich ausgenutzt hast. Du wusstest von Anfang an, dass wir hierher gehen würden, dass uns gar keine andere Wahl bliebe. Du hast uns immer genau dorthin gebracht, wo du uns haben wolltest. »Und damit ist jetzt Schluss!« Die letzten Worte hatte sie laut ausgesprochen, alle hörten es und sahen sie verständnislos an. Sie war rot geworden, und die Hitze, die ihr ins Gesicht stieg, fühlte sich in der eiskalten Luft beinahe angenehm an.

»Sie will es nicht«, stellte Vermithrax fest.

Merle schüttelte verbissen den Kopf. »Im Augenblick zählt nicht, was sie will.«

Der Löwe wandte sich an Winter. »Was wird geschehen, wenn Sommer frei ist?«

Der Albino machte eine dramatische Bewegung mit den Händen, die das Eiserne Auge in seiner Gesamtheit umfasste. »Das, was immer geschehen ist. All das hier wird seine Macht verlieren. Genau wie früher.«

Merle horchte auf. »Wie bei den Subozeanischen

Reichen?« Es war eine Vermutung, aber sie traf haarscharf ins Ziel.

Winter nickte. »Sie waren nicht die Einzigen, die es versucht haben, aber ihr Scheitern war das spektakulärste.« Er überlegte kurz. »Wie soll ich es erklären? Sie zapfen ihr die Kraft ab, die Kraft der Sonne – das beschreibt es vielleicht am besten. Sie erkennen nicht, dass sie damit nur sich selbst schaden. Sie wissen um die Fehler der Alten, aber sie begehen sie dennoch ein ums andere Mal. Sie sind so entsetzlich schwach, und denken, sie seien unendlich stark.« Winter schüttelte den Kopf. »Diese Narren! Sie können nicht gewinnen, so oder so. Sie werden sich selbst zugrunde richten, früher oder später, auch wenn wir Sommer nicht befreien.«

»Aber was wollen sie?«, fragte Serafin. »Warum tun sie das alles?«

Lalapeja gab ihm die Antwort. »Sie benutzen Sommer, um die Barken, Fabriken und Maschinen mit ihrer Energie zu betreiben. So haben sie dem Pharao zur Macht verhelfen und sich die Welt unterworfen. Dabei war diese Welt in Wahrheit nur eine Fingerübung für sie, nur ein Spielzeug. Worauf es ihnen eigentlich ankommt, ist etwas anderes.«

»All die Spiegel«, flüsterte Merle.

»Ihr Plan ist, mit dem Eisernen Auge die Barriere zwischen den Welten niederzureißen. Sie werden mit ihrer Festung von einer Welt zur anderen ziehen und einen Eroberungsfeldzug ohnegleichen führen.«

Vermithrax brummte. »Aber dazu ist Magie nötig. Mehr Magie als die eines gewöhnlichen Sphinx.«

»Der Sohn der Mutter«, sagte Merle, in deren Geist die kommenden Ereignisse abliefen wie das Licht- und Schattenspiel einer Laterna magica. »Er ist der Schlüssel

zu dem Ganzen, nicht wahr? Wenn er erwacht, wird das Steinerne Licht die Herrschaft ergreifen. Und mit ihm das Eiserne Auge durch die Spiegelwelt bewegen, um die Tore zu den anderen Welten zu zerschmettern.« Sie stellte sich vor, wie die riesige Festung im Labyrinth der Spiegelwelt auftauchte und tausende und abertausende von Spiegeltoren zerstörte. Das Chaos in den Welten würde unbeschreiblich sein. Und die Sphinxen würden wie ein Volk von Freibeutern unter der Führung des Lichtes durch die Welten reisen und Tod und Verderben säen, genau wie sie es in der ihren getan hatten. Wie hier würden sie sich auch anderswo nicht selbst die Finger schmutzig machen, sondern Emporkömmlingen wie den Horuspriestern und Amenophis zur Macht verhelfen. Andere erledigten für sie die Arbeit, während sie in ihrer Festung saßen und abwarteten. Ein Volk von Gelehrten und Poeten, hatte Lalapeja gesagt. Und tatsächlich: Die Sphinxen *waren* Künstler, Wissenschaftler und Philosophen, aber der Preis für ihr Leben zwischen Dichtung und Disput war ein hoher. Und er sollte auf Kosten ganzer Welten beglichen werden.

»Merle«, sagte Vermithrax entschlossen, »geh zu deiner Mutter.«

Sie zögerte noch immer, auch wenn sie spürte, dass seine Entscheidung feststand. »Du musst mir versprechen zurückzukommen.«

Vermithrax schnurrte wie ein Kätzchen. »Aber sicher doch.«

»Versprich es!«

»Ich versprech's dir.«

Das war ein schwacher Trost, vielleicht nichts als leere Worte. Trotzdem fühlte sie sich ein wenig besser.

»*Mach dir nur etwas vor*«, sagte die Königin gallig.

»Darin wart ihr Menschen schon immer die Größten.«

Merle fragte sich, weshalb die Königin so unausstehlich war. Vielleicht, weil Vermithrax' Plan besser war als ihr eigener: Sommer befreien, dadurch die letzten Sphinxen ihrer Macht berauben und so die Auferstehung des Sohns der Mutter verhindern.

Und der Plan der Königin? Warum verriet sie ihn nicht? Wo war der Haken? Denn dass es einen Plan gab, daran zweifelte Merle längst nicht mehr.

»Ich habe Angst um ihn.« Der Tonfall der Königin hatte sich unvermittelt verändert. Kein Sarkasmus mehr, keine bittere Ironie. Stattdessen ehrliche Besorgnis. »Ich will mit ihm sprechen – wenn du gestattest.«

»Ja«, sagte Merle, »natürlich.« Die Königin spielte mit ihren Gefühlen wie auf einem Klavier, wusste genau, welche Taste sie wann zu drücken hatte. Merle durchschaute sie und kam doch nicht dagegen an.

»Vermithrax«, sagte die Königin mit Merles Stimme, »ich bin es.«

Serafin und Lalapeja starrten Merle an, und sie musste sich in Erinnerung bringen, dass die beiden zwar ihre Geschichte kannten, sie aber die Königin das erste Mal aus Merles Mund *sprechen* hörten. Auch Vermithrax hatte die Ohren aufgestellt.

»Ich muss dir etwas erzählen.«

Vermithrax warf einen unsicheren Blick auf Winter, der sich erhoben hatte und breitbeinig auf dem Steg stand, ohne zu schwanken, ohne auch nur zu blinzeln. »Jetzt, Königin? Hat das nicht Zeit?«

»Nein. Hör mir zu.« Das tat er, und alle anderen ebenso. Selbst Winter legte den Kopf schräg, als konzentrierte er sich ganz auf die Worte, die über Merles Lippen kamen

und doch nicht ihre eigenen waren. »Ich bin Sekhmet, die Mutter der Sphinx«, fuhr die Königin fort, »das weißt du.«

Zumindest für Lalapeja und Serafin war es eine Überraschung. Lalapeja wollte etwas sagen, doch die Königin unterbrach sie: »Nicht jetzt. Vermithrax hat Recht, es ist Eile geboten. Das, was ich zu sagen habe, betrifft nur ihn. Nachdem ich den Sohn der Mutter geboren und mit ihm das Volk der Sphinx gezeugt hatte, erkannte ich bald, was geschehen war: Das Steinerner Licht hatte mich getäuscht. Und es hat mich ausgenutzt. Ich setzte ihm gefügige Diener in die Welt. Als mir klar wurde, was das bedeutete, beschloss ich, etwas zu unternehmen. Ich konnte nicht alle Sphinx töten und alles ungeschehen machen – aber ich konnte verhindern, dass der Sohn der Mutter sie zu seinen Sklaven machte. Ich kämpfte mit ihm, Mutter gegen Sohn, und schließlich gelang es mir, ihn zu besiegen. Ich war die Einzige, die die Macht dazu hatte. Ich tötete ihn, und die Sphinx begrub ihn in der Lagune.« Sie machte eine Pause, zögerte und fuhr dann fort: »Was weiter geschah, wisst ihr. Aber damit endet meine Geschichte nicht, und es ist wichtig, dass ihr sie jetzt erfahrt. Vor allem du, Vermithrax.«

Der Löwe nickte bedächtig, als ahnte er bereits, was kommen würde.

»Ich wusste, dass ich die Lagune nicht allein bewachen konnte, und so schuf ich aus dem Stein der Standbilder, die die Menschen zu meinen Ehren errichtet hatten, die ersten Steinlöwen. Ich schuf sie aus Magie und meinem eigenen Herzblut, und ich denke, das macht sie – ähnlich und doch ganz anders als die Sphinx – zu meinen Kindern, nicht wahr?«

Der Löwe, der Merle und der Königin auf seinem

Rücken nicht in die Augen sehen konnte, senkte das Haupt. »Große Sekhmet«, flüsterte er demutsvoll.

»Nein«, fuhr die Königin auf, »es geht mir nicht um Verehrung! Ich will nur, dass du die Wahrheit über die Herkunft deines Volkes kennst. Niemand erinnert sich mehr, wann und wie die Steinlöwen in die Lagune gelangt sind, deshalb erzähle ich es dir. Die Lagune ist der Geburtsort der Steinlöwen, denn nachdem der Sohn der Mutter dort begraben wurde, schuf ich euch als seine Wächter. Ich selbst würde über ihn wachen, aber ich brauchte Helfer, meine Arme und Beine und Hände und Klauen. So entstanden die Ersten deines Volkes, und nachdem ich sicher war, dass ihr der Aufgabe gewachsen wart, gab ich meinen eigenen Körper auf und wurde zur Fließenden Königin. Ich konnte und wollte mit der Schande dessen, was ich getan hatte, nicht mehr als Göttin leben. Ich wurde eins mit dem Wasser. Einerseits war das die richtige Entscheidung, andererseits aber war es ein Fehler, denn damit gab ich auch die Kontrolle über die Steinlöwen auf. Meine Diener waren starke, zugleich aber vertrauensselige Geschöpfe, die sich mit den Menschen einließen.« Sie hielt kurz inne, ehe sie in bitterem Tonfall fortfuhr: »Ihr wisst, wie es weiterging. Wie die Menschen die Löwen verrieteten und ihnen die Schwingen raubten; die Flucht jener, die dem Verbrechen entgangen waren; und schließlich Vermithrax' misslungener Angriff auf Venedig, um das Unrecht zu sühnen, das seinen Ahnen widerfahren war.«

Der Obsidianlöwe schwieg. Er hatte mit gesenktem Kopf zugehört. Er und seine Artgenossen waren die Kinder Sekhmet's. Die steinernen Wächter des Sohns der Mutter.

»Dann ist es richtig, dass ich heute hier bin«, sagte er schließlich und hob das Haupt mit neuer Entschlossenheit. »So kann ich vielleicht den Fehler meiner Vorfahren

wieder gutmachen. Sie sind daran gescheitert, den Sohn der Mutter zu bewachen.«

»Genau wie ich«, sagte Lalapeja.

»Und ich«, sagte die Königin aus Merles Mund.

»Aber das Schicksal hat mir eine Chance gegeben«, knurrte Vermithrax. »Vielleicht uns allen. Damals sind wir gescheitert, aber heute haben wir noch einmal die Möglichkeit, den Sohn der Mutter aufzuhalten. Und ich will kein Löwe sein, wenn es uns nicht gelingt.« Er stieß ein kämpferisches Grollen aus. »Merle, steig jetzt ab.«

Sie gehorchte, sehr langsam, sehr vorsichtig, bis Lalapeja sie mit ihren verletzten Armen festhielt und an sich zog. Vermithrax aber schritt auf Winter zu. Der Albino berührte ihn an der Schnauze, kraulte ihn unterm Maul. Vermithrax schnurrte. Er hatte Recht behalten: Auf seinen Steinkörper hatte der Frost keine Wirkung.

»Viel Glück«, sagte Merle mit leiser Stimme. Serafin beugte sich auf dem Rücken der Sphinx vor und legte Merle eine Hand auf die Schulter. »Keine Sorge«, flüsterte er, »er schafft das schon.«

Winter nickte Vermithrax ein letztes Mal zu, dann stieß der Löwe einen Kampfruf aus und stürzte sich mit einem Satz in die Tiefe. Nach wenigen Metern stabilisierten seine Schwingen den Flug, und ein paar Augenblicke später war er nur noch ein glühender Schemen hinter Vorhängen aus Eis und Schnee. Zuletzt verblasste er ganz, wie eine Kerzenflamme, die in weißem Wachs ertrinkt.

»*Er wird es schaffen*«, flüsterte die Königin.

Und wenn nicht?, dachte Merle. Was wird dann aus uns?

Lalapeja schloss ihre Tochter noch fester in die Arme, ungeachtet ihrer bandagierten Hände. Merle drehte sich zu ihr um und blickte ihr aus nächster Nähe in die Augen.

Und so standen sie lange Zeit da, und niemand sprach ein Wort.

Vermithrax spürte es, spürte das Steinerner Licht in sich und wusste doch, dass es ihm nichts anhaben konnte. Als er im Licht gebadet hatte, unten in der Kuppel von Axis Mundi, da hatte er es fühlen können – nichts Greifbares, kein klares Empfinden. Aber er hatte gewusst, dass da etwas in ihm war, das ihn vor dem Licht beschützte und sich zugleich mit ihm vereinigte. Jetzt war ihm klar, dass es das Erbe Sekhmets war, der Urmutter aller Steinlöwen und Sphinxen, der Fließenden Königin. Sie war vom Strahl des Steinernen Lichts berührt worden, und ein wenig von dieser Berührung war auch auf die Löwen übergegangen. Als er in das Licht gestürzt war, hatte es sich in Vermithrax wiedererkannt und ihn geschont. Mehr noch: Es hatte ihn stärker gemacht als jemals zuvor. Vielleicht ungewollt, doch das spielte keine Rolle mehr.

Er war Vermithrax, der größte und mächtigste unter den Löwen der Lagune. Und er war hier, um zu tun, weshalb er geboren war. Wenn er dabei umkäme, schloss sich damit nur der Kreis seines Daseins. Und falls Seth die Wahrheit gesagt hatte, war er ohnehin der Letzte seines Volkes, der Letzte jener Löwen, die fliegen und sprechen konnten. Der letzte Freie seiner Art.

Mit weiten Schlägen seiner Schwingen stieß er in die Tiefe, flog mit den Schneeflocken abwärts, überholte sie, schoss wie ein Komet durch ihre Mitte in den Abgrund. Bald kam es ihm vor, als würden sie kleiner und feuchter, nicht mehr die wattigen Flocken von weiter oben, sondern matschige Punkte, dann Tropfen. Aus Schnee wurde Regen. Mit Einsetzen der Hitze verdampfte auch das Wasser, und er kam in eine Zone angenehmer Wärme, dann Hitze, schließlich brüllender Glut. Die Luft um ihn waberte und kochte, aber er atmete sie ein wie die Eisluft

der Himmelshöhen, und seine Lunge, glühend wie alles an ihm, saugte den Sauerstoff heraus und hielt ihn am Leben.

Er behielt Recht. Das Licht, das ihn stark gemacht hatte, bewahrte ihn vor Hitze und Kälte gleichermaßen.

Bald war es so heiß, dass selbst Stein zu Glas zerschmolzen wäre, doch sein Obsidianleib hielt stand. Die fernen Wände des Schachts waren längst nicht mehr zu erkennen; aus welchem Material sie auch immer bestanden, es stammte nicht von dieser Welt. Aus Zauberspiegeln vielleicht, wie der Rest des Eisernen Auges. Oder aus purer Magie. Er verstand wenig von diesen Dingen, und sie interessierten ihn nicht. Er wollte nur die Aufgabe erfüllen, die er sich gestellt hatte. Sommer befreien. Die Sphinx bezwingen. Den Sohn der Mutter aufhalten.

Dann sah er sie.

Erst war ihm gar nicht bewusst, dass sich unter ihm bereits der Boden des Schachts befand. Ebenso gut hätte es ein See aus Feuer sein können, noch mehr Glut in diesem Meer aus Hitze. Aber es war ein reines, natürliches Licht, nicht jenes aus Stein, das in der Hölle seine Netze aus Niedertracht und Kriegen spann. Dies hier war das Licht, das Wärme gebar, das Licht, in dessen Strahlen sich Vermithrax' Löwenvolk auf den Felsterrassen Afrikas gesonnt hatte.

Das Licht des Sommers.

Da lag sie, ausgestreckt in einem See aus Gleißern und Lodern, getragen von heißer Luft, schwebend über dem Boden wie eine Frucht, die es nur noch zu pflücken galt.

Es gab keine Wächter, keine Ketten. Beide wären innerhalb eines Herzschlags verglüht. Was sie hier unten festhielt und in Trance versetzt hatte, war einzig die Magie der Sphinx.

Vermithrax hielt sich mit sanftem Flügelschlag über der schwebenden Sommer und blickte einen Moment lang auf sie hinab. Sie sah Winter ähnlich wie eine Schwester, groß und dünn, fast knochig. Gesund wirkte sie nicht, nicht im Sinne der Menschen, aber das mochte in ihrer Natur liegen. Ihr Haar war aus Feuer. Flammen loderten auch hinter ihren Lidern, gelb und rot wie glühende Kohlen. Ihre Lippen waren seidig wie Blütenblätter, ihre Haut blass, ihre Fingernägel Sicheln aus purer Glut.

Sie hat ihre Hitze nicht unter Kontrolle, hatte Winter gesagt. Und tatsächlich leckte das Feuer überall aus ihrem Körper, ihr Leib selbst schien zu flackern und zu verschwimmen wie eine Wachsfigur in der Hitze des Augusts.

Vermithrax beobachtete sie noch einen Augenblick länger, dann streckte er seine linke Vorderpfote aus und berührte sie mit aller erdenklichen Sanftheit am Oberschenkel.

Sein Herzschlag beruhigte sich.

Er wusste um ihre Hitze und *spürte* sie doch nicht.

Das Licht, dachte er wieder. Das Steinerne Licht schützt mich. Ich sollte ihm und diesem verfluchten Burbridge dankbar sein.

Er zog die Pfote zurück, verharrte noch für zwei, drei Atemzüge, dann setzte er zu einer engen Schleife um Sommers schwebenden Körper an, vorbei an der lodernden Fontäne ihrer Feuerlocken und darunter hindurch. Ihr Haar strahlte wie die Explosion eines Feuerwerkskörpers, für immer festgefroren in der Zeit. Einmal, zweimal, immer wieder umkreiste er sie, bis er sicher war, dass er die unsichtbaren Bande der Fesselmagie durchgeschnitten hatte. Dann schwebte er behutsam neben sie und versuchte, sie von ihrem

unsichtbaren Bett aus Hitze zu heben.

Federleicht lag sie zwischen seinen Vorderpranken und löste sich mit einem kurzen Ruck aus ihrer Schwebelage, als hätte er einen Nagel von einem Magneten gezogen. Im selben Moment wurde die Helligkeit um sie herum gedämpfter, die Schlieren der Luft verblassten, die Umgebung wurde schärfer. Die Hitze ließ spürbar nach, er konnte es förmlich sehen. Niemand, kein Sphinx hätte je für möglich gehalten, dass es ein Wesen gäbe, das hierher zu ihr herabstoßen konnte. Das Steinerner Licht, die Macht *hinter* der Macht der Sphinx, hatte sich selbst um den Sieg gebracht.

Langsam stieg Vermithrax nach oben und hielt Sommers dünnen Körper fest umklammert. Sie wirkte unterernährt, ein wenig wie Merles Freundin Junipa. Doch bei Sommer war es kein Zeichen von zu wenig Essen oder gar Krankheit. Wer vermochte schon zu sagen, wie eine Jahreszeit auszusehen hatte, ihre Haut, ihre Züge? Wenn Winter das Maß für ein gesundes Exemplar seiner Art war, dann fehlte es wohl auch Sommers Körper an nichts.

Ihr Geist jedoch war eine andere Sache.

Obwohl Vermithrax die Fesseln der Sphinxmagie durchtrennt hatte, machte Sommer noch immer keine Anstalten zu erwachen. Sie hing wie eine Puppe in seiner Umklammerung und regte sich nicht. Er fragte sich, ob wenigstens ihre Lider flatterten, wie es oft bei Menschen der Fall ist, die allmählich aus der Bewusstlosigkeit erwachen. Doch Sommer war kein Mensch. Während des steilen Flugs fiel es ihm ohnehin schwer, sie weit genug anzuheben, um ihr Gesicht betrachten zu können.

Sie flogen in einer Aura aus Wärme. Der Schnee um sie zerschmolz und ließ schließlich ganz nach, je näher sie dem Schwindel erregend schmalen Steg kamen, auf dem

Winter und die anderen sie erwarteten. Die Macht der beiden Jahreszeiten hob sich gegenseitig auf, jetzt da Sommer nicht länger all ihre Kraft nach außen schleuderte. Vermithrax nahm an, dass dies ein Zeichen ihrer Genesung war: Ihr Körper verwandte wieder Energie auf sich selbst, richtete seine Macht nach innen, bemühte sich zu heilen.

Sie hatten die dünne Brücke über dem Spiegelabgrund fast erreicht, als Sommer sich in Vermithrax' Klauen bewegte. Sie stöhnte leise, allmählich kam wieder Leben in sie.

Er flog jetzt noch schneller, drehte eine triumphale Pirouette um den Steg und ließ Sommer in Winters ausgestreckte Arme gleiten. Während die beiden einander umarmten – er stürmisch, sie kaum bei Bewusstsein, noch immer ein Schatten ihrer selbst –, senkte sich der Obsidianlöwe herab und kam sanft vor Lalapeja auf.

Die Sphinx ließ Merle los, und Vermithrax genoss es, als das Mädchen ihm mit einem glücklichen Ausruf um den Hals fiel, ihr Gesicht in seiner glühenden Mähne vergrub und vor Erleichterung weinte. Der Junge auf dem Rücken der Sphinx grinste breit. Vermithrax zwinkerte ihm zu und kam sich dabei ungemein menschlich vor.

Sommer wurde mit jeder Sekunde in Winters Umarmung wacher. Als sie die Augen aufschlug, hatten sie die Farbe von sonnendurchglühtem Wüstensand angenommen. Die Flammen in ihrem Haar erloschen. Ihre schmalen Hände verkrallten sich in Winters Rücken, und sie stieß ein leises Schluchzen aus. »Es ist wieder geschehen«, wisperte sie. Sie weinte jetzt ganz offen, ohne jede Scham. Winters Nähe gab ihr Halt.

Vermithrax blickte zu Merle, die sich von ihm gelöst hatte. Doch es war Serafin, der die Frage aussprach, die

sie alle sich stellten: »Und das war wirklich alles?«

Einen Moment lang herrschte Schweigen. Es fiel kein Schnee mehr, und die Winterwinde um sie herum waren beinahe völlig verebbt. Still standen sie über dem Abgrund, dessen Boden tief unter ihnen glänzte wie ein See aus Silber.

»Nein«, sagte Merle, und abermals war es die Fließende Königin, die aus ihr sprach. »Das war ganz und gar nicht alles.«

»Aber –« Serafin wurde unterbrochen, als Merle den Kopf schüttelte und die Königin sagte: »In diesen Augenblicken ist es geschehen. Die Sphinxen haben Sommers letzte Energien genutzt und ihr Ziel erreicht.«

»Der Sohn der Mutter?«, fragte Vermithrax düster.

»Ja«, sagte die Königin durch Merles Mund. »Der Sohn der Mutter ist erwacht. Ich spüre ihn, nicht weit von hier. Und jetzt gibt es nur noch eine, die es mit ihm aufnehmen kann.«

Wie schon einmal. Wie damals.

Mutter gegen Sohn. Sohn gegen Mutter.

»Sekhmet«, sagte Merle bebend, jetzt wieder Herrin ihrer Stimme. »Nur Sekhmet selbst kann ihren Sohn noch aufhalten. Aber dafür –« Sie zögerte und suchte benommen nach Worten, die sie eigentlich längst kannte, weil die Königin sie ihr vorgegeben hatte. »Sie sagt, dass sie dafür ihren alten Körper braucht.«

## ***Der Sohn der Mutter***

ES BEGANN MIT EINER SONNENBARKE, DIE irgendwo über dem Mittelmeer vom Himmel fiel. Sie stürzte ab wie ein toter Vogel, den der Schuss eines Jägers aus dem Hinterhalt getroffen hatte. Die goldene Sichel trudelte in einer engen Spirale in die Tiefe, und der Sphinx an Bord konnte nichts tun, um den Absturz aufzuhalten. Im Zentrum einer schäumenden Fontäne klatschte die Barke in die See. Salzwasser sprudelte von allen Seiten durch Sichtschlitze und undichte Schweißnähte. Sekunden später war sie verschwunden.

Anderswo, über Land, ereigneten sich ähnliche Szenen. Sonnenbarken voller Mumienkrieger fielen aus den Wolken und zerschellten auf blankem Fels, auf verödeten Äckern, zwischen den Wipfeln tiefer Wälder. Manche stürzten über Städten ab, häufig inmitten ausgebrannter Ruinenfelder, manchmal auch in die Dächer bewohnter und unbewohnter Häuser. Einige versanken in Sümpfen und weiten Marschen, andere wurden von Dschungeln verschluckt oder von Wüstendünen. Hoch in den Gebirgen schrammten sie an Steilwänden entlang und zerrissen an Felsnasen.

Dort, wo Menschen Zeugen der Ereignisse wurden, brachen sie in Jubel aus, ohne zu ahnen, dass die Ursache für all das ein Mädchen und ihr bunter Haufen von Gefährten im fernen Ägypten waren. Andere unterdrückten ihre Freude, aus Furcht vor den Mumienkriegern, die sie bewachten – bis sie bemerkten, dass auch mit jenen eine Veränderung vorging.

Überall auf der Welt zerfielen Mumien zu Staub und trockenem Gebein, zu fleckigem Leichenfleisch und

klapperndem Rüstzeug. An einigen Orten war es eine Sache weniger Atemzüge, während derer ganze Völker schlagartig von ihren Unterdrückern befreit wurden; anderswo dauerte es Stunden, bis auch der letzte Mumienkrieger nur noch ein regloser Leichnam war.

Sphinxen versuchten, die Arbeiter in den Mumienfabriken in Schach zu halten, doch sie waren zu wenige, die meisten von ihnen hatten sich längst auf den Weg zum Eisernen Auge gemacht. Auch gab es keine Horuspriester mehr, die den Niedergang hätten aufhalten können; Amenophis selbst hatte sie ausgelöscht. Und was die menschlichen Diener des Imperiums anging, so war ihre Zahl zu klein, ihr Wille zu schwach und ihre Kraft zu gering, um der aufflammenden Rebellion ernsthaften Widerstand zu leisten.

Das Ägyptische Imperium, über Jahrzehnte hinweg errichtet, ging innerhalb weniger Stunden zugrunde.

An der Grenze zum freien Zarenreich dauerte es nicht lange, ehe die Verteidiger auf den Mauern und Palisaden, in den Schützengraben und den Türmen der einsamen Tundrafestungen die Wahrheit erkannten. Sie wagten Vorstöße, die rasch zu Feldzügen wurden – Feldzügen gegen einen Feind, der plötzlich keiner mehr war, gegen zerbröckelnde Mumienleiber und zerschmetterte Sonnenbarken.

Vielerorts stürzten die mächtigen Sammler aus den Wolken, die gefürchteten Flaggschiffe des Imperiums. Manche im tristen Nirgendwo, eine Hand voll auch über Städten. Einige rissen hunderte von Sklaven mit in den Tod. Dann waren auch sie ausgelöscht, in einem einzigen Handstreich des Schicksals.

Hier und da mühten sich vergeblich ein paar Sphinxen, ihre Fluggeräte am Himmel zu halten, unter Aufbietung all

ihrer Sphinxmagie. Doch die Versuche waren vergebens. Jene, die lebend aus rauchenden, verbogenen Stahltrümmern krochen, wurden von ihren menschlichen Sklaven erschlagen. Nur wenigen gelang es, in Wäldern und Höhlen Unterschlupf zu finden, ohne Hoffnung, je wieder gefahrlos ins Tageslicht treten zu können.

Die Welt veränderte sich. Nicht schleichend, nicht zaghaft. Die Wandlung war ein Donnerschlag aus heiterem Himmel, ein Blitz in allertiefster Nacht. Was über Jahrzehnte hinweg unterdrückt und zerstört worden war, brach wie eine Blume durch Asche und Stein, entwickelte Triebe, streckte und reckte sich, erblühte zu Widerstand und neuer Kraft.

Und während auf allen Kontinenten das Leben neu erwachte, taute in der ägyptischen Wüste der Schnee.

Winter war mit Sommer zurückgeblieben, am Rande des Abgrunds, wo der Steg in die Wand aus Spiegelstahl mündete. Sommer war noch immer zu geschwächt, um Merle und die anderen in ihrem Kampf zu unterstützen. Doch nicht einmal im Vollbesitz ihrer Kräfte hätten sie oder Winter eine Chance gegen den Sohn der Mutter gehabt.

Merle klammerte sich mit beiden Händen an Vermithrax' Mähne fest. Der Obsidianlöwe trug sie rasend schnell durch die Bogengänge, die Hallen und Treppenschächte des Eisernen Auges. Um sie herum lief Wasser von den Wänden, zerschmolzen Schneedünen und Eiszapfen zu Rinnsalen und Seen.

Serafin saß hinter Merle, während Lalapeja ihnen in raschem Galopp durch die Spiegelkorridore folgte.

»Und sie ist sicher«, rief Serafin Merle ins Ohr, »dass ihr Körper irgendwo in der Festung aufbewahrt wird?«

»Das hat sie gesagt.«

»Und sie weiß auch, wo?«

»Sie sagt, sie spürt ihn – schließlich war er mal ein Teil von ihr.«

Die Königin meldete sich erneut zu Wort. »*Dieser ungezogene Bengel redet von mir, als wäre ich gar nicht anwesend.*«

Bist du auch nicht, entgegnete Merle. Zumindest nicht für ihn. Wie weit ist es noch?

»*Wir werden sehen.*«

Das ist nicht fair.

»*Ich weiß es genauso wenig wie du. Die Präsenz meines früheren Körpers erfüllt alle unteren Stockwerke der Festung, genau wie die Anwesenheit des Sohns der Mutter. Sie müssen beide ganz in der Nähe sein.*«

Die Dinge näherten sich ihrem Ende – *einem* Ende. Merle müsste sich eingestehen, dass ihr das alles längst über den Kopf gewachsen war. Seit Seth in der Spiegelkammer Junipa entführt hatte, war so vieles passiert, und sie fühlte sich schon längst nicht mehr in der Lage, den Dingen eine Ordnung zu geben. Allein Serafin und die Nähe von Vermithrax und Lalapeja gaben ihr ein vages Gefühl von Sicherheit. Sie wünschte sich, dass auch Winter an ihrer Seite geblieben wäre. Aber er weigerte sich, Sommer zurückzulassen, war wieder versunken in seiner eigenen Übermenschlichkeit. Die Jahreszeiten würden weiter bestehen, ganz gleich, was aus der Welt wurde, die sie immer wieder mit Eis und Hitze und Herbstlaub überzogen. Vermithrax hatte sein Leben für Sommer aufs Spiel gesetzt, aber gedankt hatte ihm niemand dafür. Merle war wütend auf Winter. Seine Hilfe hätten sie gut gebrauchen können – was auch immer die Königin plante.

Du hast doch einen Plan, nicht wahr?, fragte sie in

Gedanken, doch wie üblich bei unangenehmen Fragen erhielt sie keine Antwort.

Auf ihrem Weg kamen sie an kristallisierten Sphinxen vorüber, zu milchigem Eis erstarrt, als Winter sie auf seinem Irrweg durch die Feste gestreift hatte. Von ihren starren Körpern tropfte Wasser auf die Spiegelböden. Merle konnte das Gefühl nicht abschütteln, dass sie sich seit Stunden durch ein gigantisches, spiegelndes Mausoleum bewegten.

Serafin gingen dieselben Gedanken im Kopf herum. »Schon seltsam«, sagte er, als sie eine Gruppe vereister Sphinxleichen passierten. »Sie sind zwar unsere Feinde, aber das hier ... ich weiß nicht ...«

Merle verstand, was er sagen wollte. »Es fühlt sich irgendwie falsch an, oder?«

Er nickte. »Vielleicht, weil es immer falsch ist, wenn so viele Lebewesen einfach aufhören zu *sein*.« Nach kurzem Zögern fügte er hinzu: »Ganz egal, was sie getan haben.«

Merle schwieg einen Moment, um über seine Worte nachzudenken. Sie kam zu einem erschütternden Ergebnis. »Sie tun mir nicht Leid. Ich meine, ich gebe mir Mühe ... aber es geht nicht. Sie tun mir einfach nicht Leid. Dafür ist zu viel passiert. Sie haben Millionen von Menschen auf dem Gewissen.« Beinahe hätte sie »Milliarden« gesagt, aber ihre Zunge weigerte sich, die Wahrheit in Worte zu fassen.

Wie eine Prozession rauschten die gefrorenen Sphinxkörper an ihnen vorüber, bildeten bizarre Säulenhallen aus Eiskadavern. Um viele hatten sich bereits weite Pfützen gebildet. Das Tauwetter, das durch die Vereinigung von Sommer und Winter entstand, machte sich auch in den unteren Stockwerken breit.

Lalapeja hatte die ganze Zeit über geschwiegen. Merle

wurde das Gefühl nicht los, dass ihre Mutter sie beobachtete, so als versuchte sie, sich ein Bild von ihrer Tochter zu machen, das über den einfachen Anblick hinausging. Als erforschte sie mit ihren Augen auch Merles Inneres, ihr Herz. Vermutlich lauschte sie auf jedes Wort, das Merle sagte.

*»Jetzt weiß ich's!«, platzte die Königin heraus. »Ich weiß, warum sich mein Körper und der Sohn der Mutter derart überlagern. Warum es so schwer ist, sie auseinander zu halten.«*

So?

*»Sie sind beide hier.«*

In der Festung? Aber das wissen wir doch längst.

*»Dummchen! An einem einzigen Ort. In einer Halle.«*  
Kurzes Schweigen, dann: *»Direkt vor uns!«*

Merle wollte die anderen warnen, doch das erledigte sich von selbst. Schlagartig blieb Vermithrax stehen, als sich aus dem Spiegel- und Eispanorama ein messerscharfer Umriss schälte, eine horizontale Linie – die Kante einer breiten Balustrade. Und dahinter, abermals ... ein Abgrund.

Langsam tastete sich der Löwe vorwärts, Lalapeja an seiner Seite.

*»Was ist das?«, flüsterte Serafin.*

Merle konnte die Antwort nur ahnen: Sie waren auf das Herz des Eisernen Auges gestoßen, auf den Tempel der Löwengöttin.

Sekhmets Heiligtum. Die Gruft der Fließenden Königin.

Merle und Serafin sprangen von Vermithrax' Rücken und gingen an der Kante auf die Knie. Serafins Hand schob sich über Merles. Sie schenkte ihm ein Lächeln und umschloss seine Finger mit festem Griff. Wärme kroch an

ihrem Arm herauf und elektrisierte sie. Nur widerwillig löste sie ihren Blick von ihm, um hinaus in den Abgrund zu sehen.

An der gegenüberliegenden Wand der Halle – denn eine Halle war es, wenn auch von Ausmaßen, mit denen es kein menschliches Bauwerk, kein Thronsaal, kein Dom aufnehmen konnte – stand das riesenhafte Standbild einer Löwin, höher als Venedigs Markuskirche. Es war aus Stein, mit gefletschten Raubtierfängen, jeder einzelne so lang wie ein Baum. Ihr Blick wirkte dunkel und niederträchtig, die Augen waren in tiefen Schatten versunken. Auf jeder ihrer Krallen steckte, aus Fels gehauen, das Abbild eines aufgespießten Menschen, so beiläufig wie Schmutz zwischen ihren Pranken.

In den Spiegelwänden des Doms wurde das Standbild mehrfach reflektiert, wieder und wieder, sodass es schien, als stünde dort nicht eine einzige Statue Sekhmet, sondern ein ganzes Dutzend oder mehr.

»Das bist du gewesen?«, entfuhr es Merle.

»*Sekhmet*«, widersprach die Königin bedrückt, »*nicht ich*.«

»Aber ihr seid ein und dieselbe!«

»*Das waren wir einmal*.« Ihr Tonfall wurde verbittert. »*Aber so, wie mich die Sphinx darstellen, war ich nie. Als ich noch Sekhmet hieß, verehrten sie mich als eine Göttin – aber nicht als das da!*« Abscheu lag jetzt in ihrer Stimme. »*Seit damals haben sie anscheinend einen Dämon aus mir gemacht. Schau dir die Toten auf den Krallen an. Ich habe nie Menschen getötet. Aber sie behaupten es, weil es zu ihren Plänen passt. ‚Sekhmet hat es getan‘, sagen sie sich, ‚darum können wir es auch tun‘. Es ist wie mit allen Göttern, die sich nicht mehr wehren können – ihre Anhänger formen sie so, wie es ihnen*

*gerade passt. Nach der Wahrheit fragt mit der Zeit keiner mehr.*«

»Das hier muss der tiefste Punkt des Eisernen Auges sein«, meldete sich Serafin zu Wort. »Da unten, seht doch.«

Aus allen Zugängen des gewaltigen Spiegeldoms plätscherten und gurgelten Wasserläufe in die Halle, manche nur schmale Rinnsale, andere breit wie Bäche.

Lalapeja beugte sich vorsichtig ein Stück weiter vor und schaute an der Kante des Abgrunds hinunter. »Das alles hier wird bald überschwemmt sein, wenn der Schnee in den oberen Ebenen erst völlig geschmolzen ist.«

Vermithrax konnte seinen Blick noch immer nicht von dem turmhohen Standbild wenden. »Ist *das* ihr Körper?«

Merle hatte im ersten Moment denselben Gedanken gehabt, wusste es jetzt aber besser. »Nein, nur eine Statue.«

»Wo ist dann ihr richtiger Körper?«

»*Dort drüben*«, sagte die Königin in Merles Kopf. »*Schau rechts an den Vorderpranken vorbei. Siehst du das niedrige Podest? Und das, was darauf liegt?*«

Merle blinzelte angestrengt und versuchte, etwas zu erkennen. Es war weit bis dorthin. Der Boden der Halle lag tief unter ihnen, die Balustrade verlief im oberen Drittel an der Wand. Was immer die Königin auch meinte, sie würden es nur mit Vermithrax' Hilfe erreichen können.

Merle entdeckte das Podest, als sie gerade aufgeben wollte. Sie sah auch den Körper, der darauf lag. Ausgestreckt auf der Seite, mit vier Pfoten, die in ihre Richtung wiesen. Eine Raubkatze. Eine Löwin. Sie war nicht größer als ein gewöhnliches Tier; im Gegenteil, sie erschien Merle viel zierlicher, beinahe zerbrechlich. Ihre

Oberfläche war grau, wie eingestaubt – oder versteinert.

Merle machte die anderen auf ihre Entdeckung aufmerksam.

»Sie ist aus Stein«, knurrte Vermithrax. Es klang, als fühlte er sich ein wenig geschmeichelt.

»Das bin ich nicht immer gewesen«, sagte die Königin mit Merles Stimme, sodass alle es hören konnten. »Als ich diesen Körper abgelegt habe, war er aus Fleisch und Blut. Er muss in all den Jahrtausenden zu Stein erstarrt sein. Ich habe das nicht gewusst.«

»Das könnte an der Berührung des Steinernen Lichts liegen«, sagte Lalapeja nachdenklich.

»Ja«, stimmte die Königin zu, »möglich.«

Serafin hielt immer noch Merles Hand. Er blickte zwischen ihr und dem schmalen Löwenkörper in der Tiefe hin und her. Von allen Seiten strömte Schmelzwasser in die Tempelhalle. Es kam ihnen vor, als gurgelte es mit jeder Minute ein wenig lauter, heftiger, zorniger. Nicht alle Öffnungen in den Wänden befanden sich auf Bodenhöhe; manche lagen, wie die Balustrade, Dutzende Meter hoch, und das Wasser stürzte mit enormer Kraft in den Abgrund. Auch auf dem Sims, auf dem sie sich befanden, taute das Eis und umgab sie alle mit Schneematsch und flachen Wasserpfützen. Hier und da tröpfelte es bereits über die Kante in die Tiefe.

»*Wir müssen dort runter.*« Die Königin klang düster und unheilsschwanger. Und einmal mehr wurde Merle bewusst, dass sie etwas vor ihr verbarg. Den letzten Teil der Wahrheit. Vermutlich den unangenehmsten.

Sag schon, verlangte sie in Gedanken, was ist es?

Die Königin zögerte. »*Wenn es so weit ist.*«

Nein! Jetzt!

Das Zögern dehnte sich, wurde zu zähem Schweigen.

Was, verdammt, ist los? Merle versuchte, so fordernd wie möglich zu klingen – was gar nicht so einfach war, wenn man die Worte nur im Kopf formt, nicht mit dem Mund.

»Wir können jetzt nicht alles infrage stellen.«

Davon redet ja auch niemand.

»Bitte, Merle. Es ist auch so schon schwer genug.«

Merle wollte zu einer Erwiderung ansetzen, als Serafin mit einem Ruck an ihrer Hand zog.

»Merle!«

Angespannt wirbelte sie herum. »Was ist?«

»Irgendwas stimmt da unten nicht!«

»Ganz und gar nicht«, pflichtete Vermithrax ihm bei.

Lalapeja schwieg. Sie war starr vor Schreck.

Merle folgte den Blicken der anderen in die Tiefe.

Zuerst schien alles unverändert. Das riesenhafte Standbild der dämonischen Sekhmet; daneben, viel kleiner, ihr regloser Körper auf dem Podest; und überall um sie herum das Wasser, das aus den Hallen und Gängen des Eisernen Auges herabfloss und den Boden bedeckte.

Keine Neuankömmlinge. Keine Sphinx weit und breit.

Die Spiegelbilder! Die Reflexionen der mächtigen Statue waren in Bewegung geraten. Bei flüchtigem Hinsehen mochte es an den Vorhängen aus Wasser liegen, die sich die Wände herab ergossen und die Spiegelungen verzerrten und verschoben. Doch dann wurde aus sanftem Beben und Zittern ein lautstarkes Donnern. Riesenhafte Gliedmaßen spannten und streckten sich. Ein titanischer Leib erwachte aus seiner Starre.

Merle hatte das Gefühl, als stürze sie kilometertief in

einen Abgrund aus Silber. Alles um sie herum drehte sich für einen Moment, immer schneller. Ihr wurde übel vor Schwindel. Erst allmählich schälte sich die Wahrheit aus dem Wirbel aus Eindrücken.

Nur ein Teil der Spiegelungen stammte tatsächlich von dem Standbild, und diese blieben weiterhin reglos. Der Rest aber reflektierte ein Wesen, das mit der Statue nur die Größe und einen Teil des Löwenleibs gemein hatte.

Serafins Hand krallte sich um Merles Finger. Er hatte diese Kreatur schon einmal gesehen, als die Magie des ägyptischen Sammlers sie aus den Trümmern der Friedhofsinsel San Michele gezerrt hatte.

Der Sohn der Mutter – der Größte aller Sphinxen, hässlich und missgestaltet wie ein Zerrbild all jener, die ihn verehrten – hatte sich die ganze Zeit über im Tempel aufgehhalten. Vor der Wand hatten ihn die Gefährten aus der Entfernung für eines der zahllosen Spiegelbilder gehalten.

Jetzt wurden sie eines Besseren belehrt.

»Runter!«, flüsterte Lalapeja scharf. »Er hat uns noch nicht bemerkt!«

Alle folgten der Anweisung. Merles Gelenke fühlten sich an, als wären sie zu Eis erstarrt. Vermithrax hatte vor Erregung das Obsidianhaar seiner Mähne aufgerichtet und alle Krallen ausgefahren, bereit für den letzten, den größten aller Kämpfe.

Vielleicht den kürzesten.

Was an den Sphinxen ästhetisch, fast perfekt wirkte, schien beim Sohn der Mutter verschoben, verkantet, verzerrt zu sein. Von der muskulösen Menschenbrust bis zum Löwenhinterteil maß der Sphinxgott einige Dutzend Meter. Seine Hände hatten groteske, knotige Finger, zudem viel zu viele davon, fast wie Spinnenleiber, groß

genug, um Merle und ihre Gefährten mit einem einzigen Schlag zu zermalmen. Seine Krallen waren gelb und ließen sich nicht einziehen. Bei jedem Schritt stanzten sie Reihen von metertiefen Kratern in den Spiegelboden des Doms. Die vier Löwenbeine und die beiden menschlichen Arme waren zu lang und hatten zu viele Gelenke, angewinkelt und gestreckt von Muskelsträngen, die seltsam falsch unter Fell und Haut lagen, so als hätte der Sohn der Mutter weit mehr davon als jeder andere Sphinx.

Und dann sein Gesicht.

Die Augen waren zu klein für seine Größe und leuchteten im gleichen Glanz wie das Steinerne Licht. Seine Wangenknochen standen unnatürlich weit vor, und seine Nasenflügel waren höhlengleiche Nüstern. Seine Stirn glich einer Steilwand voller Furchen und Narben, die längst vergessenen Schlachten entstammten. Das Gebiss hinter den schuppigen Lippen war ein Wall aus Stalaktiten und Stalagmiten, der Eingang einer stinkenden Grotte, deren Atemstöße als purpurne Wolken Gestalt annahmen. Nur sein Haar war seidig und glänzend, voll und lang und vom allertiefsten Schwarz.

Merle wusste, dass sie alle denselben Gedanken hatten: Es hatte keinen Sinn mehr. Nichts und niemand konnte gegen eine solche Kreatur bestehen. Schon gar nicht die zierlichen Löwin, die dort unten in der Tiefe leblos auf dem Altar lag.

*»Ich hatte beinahe vergessen, wie gefährlich er ist«,* sagte die Königin tonlos.

Großartig, dachte Merle bitter. Genau das wollte ich hören.

*»Oh«,* erwiderte die Königin eilig, *»ich kann ihn besiegen! Ich habe es schon einmal geschafft.«*

Das ist ziemlich lange her.

»*Da hast du wohl Recht.*«

Die Königin schien einiges von ihrem Optimismus verloren zu haben, den sie während der vergangenen Stunden immer dann zur Schau gestellt hatte, wenn es um den Kampf mit dem Sohn der Mutter ging. Die Königin war eingeschüchtert, ob sie es zugeben wollte oder nicht. Und ganz tief in sich spürte Merle eine Furcht, die nicht ihre eigene war. Die Fließende Königin hatte Angst.

»Was hat er vor?«, flüsterte Vermithrax mit trockener Stimme.

Der Sohn der Mutter ging vor dem grotesken Standbild Sekhmets auf und ab, mal schneller, mal schleichend, wie ein Jäger, der seine Beute umkreist. Sein Blick war auf den winzigen Körper zu Füßen der Statue gerichtet, den versteinerten Löwenkadaver, der ihn weit mehr zu beunruhigen schien als die Wassermassen, die den Spiegeldom bald überfluten würden.

»Er weiß nicht, was er tun soll«, wisperte Lalapeja. Sie hatte ihre bandagierten Hände bis an die Kante der Balustrade geschoben. Sie musste immer noch Schmerzen haben, aber sie zeigte sie nicht. »Seht doch, wie nervös er ist. Er weiß, er müsste eine Entscheidung treffen, aber er wagt es nicht, den letzten Schritt zu tun.«

»Welchen letzten Schritt?«, fragte Vermithrax.

»Den Körper seiner Mutter zu zerstören«, sagte Serafin. »Deshalb ist er doch hier. Er will Sekhmet ein für alle Mal auslöschen, damit es ihm nicht noch einmal so ergeht wie damals.«

»Ja«, sagte die Fließende Königin zu Merle. »*Wir müssen uns beeilen.*«

Merle nickte. »Vermithrax, du musst mich dort runterbringen.«

Der Obsidianlöwe hob eine buschige Augenbraue. »An ihm vorbei?«

»Wir haben keine Wahl, oder?«

Die Fließende Königin hatte noch kein Wort darüber verloren, auf welche Weise sie von Merles Körper zurück in ihren eigenen Leib wechseln wollte. Jetzt aber, so abrupt wie ein unverhoffter Geistesblitz, kam Merle der Gedanke, dass offenbar darin das letzte Geheimnis der Königin lag. Das war es, was sie die ganze Zeit über vor ihr verborgen hatte.

Gut, dachte Merle, es ist so weit. Sag's mir.

Sie hatte das Gefühl, dass die Königin zum ersten Mal um Worte rang. Ihr Zögern dehnte sich ins Unerträgliche.

Nun mach schon!

»*Wenn ich dich verlasse, Merle ...*« Sie brach ab, stockend.

Was dann?

»*Wenn ich deinen Körper verlasse, wirst du sterben.*«

Merle schwieg. Dachte nichts. Sagte nichts. In ihr war auf einen Schlag nur Leere.

»*Merle, bitte ...*« Wieder Zögern, noch länger diesmal. »*Wenn es eine andere Möglichkeit gäbe, irgendeine ...*«

Ihr Bewusstsein war wie ausgefegt. Keine Gedanken. Nicht einmal Erinnerungen, Dinge, um die sie hätte trauern können. Keine Versäumnisse, keine unerfüllten Wünsche. Nichts.

»*Es tut mir Leid.*«

Einverstanden, dachte Merle.

»*Was?*«

Ich bin einverstanden.

»*Ist das alles?*«

Was hast du erwartet? Dass ich schreie und tobe und mich wehre?

Ein Augenblick der Stille, dann: *»Ich weiß nicht, was ich erwartet habe.«*

Vielleicht hab ich's ja geahnt.

*»Das hast du nicht.«*

Vielleicht doch.

*»Ich ... ach, verdammt!«*

Erklär es mir. Wieso sollte ich ohne dich nicht leben können?

*»Das ist es nicht. Nicht der Wechsel ist der Grund. Es ist vielmehr ...«*

Ja?

*»Es ist so, dass ich deinen Körper zwar verlassen könnte, ohne dass du Schaden nimmst. Wenn ich von einem Lebewesen zum anderen wechsele, ist das kein Problem. Aber Sekhmets Körper ist tot, verstehst du? Er besitzt kein eigenes Leben mehr. Und deshalb –«*

Deshalb musst du welches mitnehmen.

*»Ja. So ungefähr.«*

Du willst diesen Steinkadaver da unten mit meiner Kraft wiederbeleben.

*»Es gibt keinen anderen Weg. Es tut mir Leid.«*

Du hast das die ganze Zeit über gewusst, oder?

Schweigen.

Hast du's?

*»Ja.«*

Serafin drückte abermals ihre Hand. *»Was beredet ihr beiden da?«* Sorge sprach aus seinen Augen.

*»Nichts.«* Merle fand, dass es hohl und leer klang.

»Schon gut.«

Im selben Moment ergriff die Königin Gewalt über ihre Stimme, und ehe Merle es verhindern konnte, sagte sie: »Die anderen haben ein Recht darauf, es zu erfahren. Sollen sie entscheiden.«

»Was entscheiden?« Serafin richtete sich argwöhnisch auf. Auch Lalapeja rückte näher heran. »Was meinst du?«, fragte sie.

Merle konzentrierte sich verzweifelt, versuchte, die Stimme der Königin zurückzudrängen, wie schon einmal, in der Hölle. Aber diesmal gelang es ihr nicht. Sie konnte nur zuhören, als die Königin den anderen aus ihrem Mund erklärte, was geschehen würde. Geschehen musste.

»Nein«, flüsterte Serafin. »Kommt nicht infrage.«

»Es muss einen anderen Weg geben«, knurrte Vermithrax, und es klang fast wie eine Drohung.

Lalapeja schob sich an Merle heran und umarmte sie. Sie wollte etwas sagen, öffnete schon die Lippen, als sich eine helle, mädchenhafte Stimme in ihrer aller Rücken zu Wort meldete:

»Das ist doch wohl nicht euer Ernst!«

Merle blickte auf. Und konnte es nicht glauben. »Junipa!«

Sie löste sich von Lalapeja und Serafin, robbte so schnell sie konnte über Schnee und Wasser von der Balustrade fort, sprang schließlich auf und schloss Junipa in die Arme.

»Geht's dir gut? Bist du verletzt? Was ist passiert?« Für einige Augenblicke waren die Worte der Fließenden Königin vergessen, genauso wie ihr eigenes Schicksal. Sie konnte Junipa nicht loslassen, musste sie anstarren wie einen Geist, der aus dem Nichts vor ihr aufgetaucht war.

»Wo ist Seth? Was hat er mit dir gemacht?«

Junipa lächelte zaghaft, aber es schien, als verberge sie damit nur einen Schmerz, der sie quälte. Der Griff des Steinernen Lichts. Die unsichtbare Klaue, die sich nach ihrem Herzen ausstreckte.

Unten in der Halle trabte der Sohn der Mutter weiter auf und ab, ohne Pause. Er war viel zu vertieft in seine hasserfüllten Gedanken, um das Treiben auf der Balustrade zu bemerken. Und er zögerte noch immer, den versteinerten Leib seiner Mutter zu zerstören. Sein schweres Atmen und Schnauben hallte von den Wänden wider, und das Knirschen und Bersten des Spiegelbodens unter seinen Krallen klang wie Eisschollen, die splitternd aufeinander stießen.

Vermithrax gab sich Mühe, die Bestie im Auge zu behalten. Zugleich aber blickte er immer wieder zu den beiden Mädchen hinüber. Auch Serafin kroch von der Spiegelkante fort zu den anderen, drückte Junipa kurz an sich, lächelte aufmunternd und wandte sich dann an ihre vier Begleiter, die hinter ihr aufgetaucht waren. Die ganze Gruppe war aus einer Spiegelwand getreten, auf der allmählich die letzten Eisblumen tauten.

Serafin begrüßte Dario, Tiziano und Aristide. Die beiden Lehrlinge des Arcimbardo stützten Unke, deren rechter Unterschenkel notdürftig mit einem Stück Holz gesichert war; es sah aus, als hätte jemand es mit einer Klinge aus einem Bücherregal geschlagen, wie ein übergroßer Splitter. Unke presste die Ränder ihres lippenlosen Meerjungfrauenmauls fest aufeinander. Sie hatte Schmerzen, aber sie beklagte sich nicht.

»Sie wollte unbedingt zu euch«, erklärte Junipa, die Serafins Blick bemerkt hatte. »Ich hab sie und die anderen in einer Bibliothek entdeckt.«

Merle schenkte der Meerjungfrau über Junipas Schulter hinweg ein warmes Lächeln. Für einen Moment wurde die Umgebung von etwas anderem überlagert, von einer Szene aus der Vergangenheit, einer Gondelfahrt an Unkes Seite durch einen nachtschwarzen Tunnel. Du bist berührt von der Fließenden Königin, hatte Unke damals gesagt. Du bist etwas ganz Besonderes.

Merle schüttelte das Bild ab und wandte sich wieder Junipa zu. »Was ist mit Seth passiert? Ich hatte solche Angst um dich!«

Junipas Blick verdüsterte sich. »Wir waren in Venedig, Seth und ich. Wir waren beim Pharaos.«

»Beim –«

Junipa nickte. »Amenophis ist tot. Und das Imperium zerbricht.«

»Hat Seth –«

»Ihn umgebracht, ja. Danach hat er sich selbst getötet. Aber er hat mich gehen lassen.«

Die Königin regte sich in Merles Gedanken. »*Die Sphinx haben Amenophis im Stich gelassen. Das passt zu ihnen! Sie haben das Imperium benutzt, um den Sohn der Mutter zu erwecken. Und nun wollen sie weiterziehen. Sie geben sich nicht mit dieser einen Welt zufrieden.*«

Junipa packte Merle an den Schultern. »Vorhin, das war nicht dein Ernst, oder? Was du gesagt hast ... oder sie. Wer auch immer.«

Merle schüttelte ihre Hände mit einem Ruck ab. Ihr Blick wich Junipas Spiegelaugen aus, huschte von ihr zu den anderen. Sie kam sich vor, als hätte man sie in eine Enge getrieben, aus der es kein Entrinnen gab.

»Ohne den Sohn der Mutter haben die Sphinx nicht die Macht, unsere Welt zu verlassen«, sagte sie, nun wieder an

Junipa gewandt, aber noch immer bemüht, ihren Blick nicht zu kreuzen. »Und wenn es nur den einen Weg gibt, um ihn zu besiegen ... Ich habe keine Wahl, Junipa. Keiner hier hat das.«

Junipa schüttelte verzweifelt den Kopf. »Das bist doch nicht du, die da redet!«

»Die Königin wollte, das ihr alle die Wahrheit erfahrt, damit ihr für mich die Entscheidung trefft. Aber jetzt bin ich es, die spricht. Und ich werde nicht zulassen, dass irgendjemand anders diese Entscheidung trifft. Das ist allein meine Sache, nicht eure.«

»Nein!« Junipa trat auf sie zu und packte ihre Hand. »Lass mich es tun, Merle. Sag ihr, sie kann auf mich überwechseln.«

»So ein Blödsinn!«

»Kein Blödsinn.« Junipas Blick war fest und voller Entschlossenheit. »Nicht mehr lange, und das Steinerte Licht gewinnt wieder Macht über mich. Ich kann es spüren, Merle. Es tastet herum und zerrt an mir. Mir bleibt nicht mehr viel Zeit.«

»Dann geh durch die Spiegel in eine andere Welt. Dort hat das Licht keine Macht über dich.«

»Ich lasse nicht zu, dass du stirbst. Sieh mich doch an. Meine Augen sind nicht menschlich. Mein Herz ist nicht menschlich. Ich bin ein Witz, Merle. Ein gemeiner, schlechter Witz.« Sie blickte zu Serafin hinüber, der jedem ihrer Worte ganz genau zuhörte. »Du hast immerhin ihn, Merle. Du hast etwas, für das es sich lohnt zu leben. Aber ich? Wenn du tot bist, habe ich niemanden mehr.«

»Das ist nicht wahr«, sagte Unke.

Merle trat auf Junipa zu und schloss sie fest in die Arme, drückte die Freundin mit aller Kraft an sich. »Sieh dich

um, Junipa. Das sind deine Freunde. Keiner von ihnen wird dich im Stich lassen.«

Serafin stand da, hin- und hergerissen. Es musste eine andere Möglichkeit geben. Musste einfach.

»Ihr habt's doch gehört«, meldete sich Dario zu Wort. »Der Pharao ist tot. Das ist alles, worauf es ankommt. Das Imperium ist so gut wie besiegt. Und wenn die Sphinx wirklich von hier verschwinden wollen, umso besser für uns. Warum soll es anderen Welten besser ergehen als unserer? Wir haben überlebt, oder? Andere werden auch überleben. Das ist nicht unsere Sache. Auch nicht deine, Merle.«

Sie schenkte ihm ein trauriges Lächeln. Dario und sie hatten sich nie gemocht, aber jetzt rührte es sie, dass sogar er sie von ihrer Entscheidung abbringen wollte. Serafin hatte das Richtige getan, als er seine Feindschaft mit ihm beendet hatte: Dario war kein schlechter Kerl. Auch wenn er nicht begriff, nicht begreifen konnte, was sie tun musste.

*»Wir haben keine Zeit mehr«, sagte die Fließende Königin. »Der Sohn der Mutter wird seine Scheu bald überwunden haben und meinen Körper zerstören. Und dann ist es zu spät.«*

Merle ließ Junipa los. »Ich muss jetzt gehen.«

»Nein!« Junipas Spiegelaugen füllten sich mit Tränen. Dabei hatte Merle doch geglaubt, Junipa könne gar nicht mehr weinen.

Sie griff in die Tasche ihres Kleides und zog den magischen Wasserspiegel hervor. Sie drehte sich um und reichte ihn Lalapeja. »Hier, ich denke, das ist deiner. Der Schemen darin ... versprich mir, ihn freizulassen, wenn ihr heil hier herauskommt.«

Lalapeja nahm den Spiegel entgegen, ohne ihn

anzusehen. Ihr Blick war fest auf ihre Tochter gerichtet.  
»Tu es nicht, Merle.«

Merle umarmte sie. »Leb wohl.« Ihre Stimme drohte in Tränen zu ersticken, doch sie hatte sich rasch wieder in der Gewalt. »Ich habe immer gewusst, dass es dich gibt, irgendwo.«

Lalapejas Gesicht war bleich und starr. Sie konnte nicht glauben, dass sie die Tochter, die sie gerade erst gewonnen hatte, so bald wieder verlieren sollte. »Es ist deine Entscheidung, Merle.« Sie lächelte nervös. »Das ist doch der Fehler, den alle Eltern machen, oder? Sie wollen nicht akzeptieren, dass ihre Kinder eigene Entscheidungen treffen können. Aber so wie es aussieht, lässt du mir keine andere Möglichkeit.«

Merle blinzelte ihre Tränen fort und umarmte ihre Mutter ein letztes Mal. Dann trat sie vor Unke und die anderen, sagte auch ihnen Lebewohl, wick abermals Junipas unglücklichem Blick aus und ging schließlich zu Serafin hinüber.

Im Hintergrund schnaubte und schabte der Sohn der Mutter in der Tiefe des Spiegeldoms. Sein Toben klang immer zorniger, immer ungeduldiger.

Serafin nahm sie in die Arme und gab ihr einen Kuss auf die Stirn. »Ich will nicht, dass du das tust.«

Sie lächelte. »Ich weiß.«

»Aber das ändert nichts, oder?«

»Nein ... nein, ich schätze, nicht.«

»Wir hätten damals nicht in dieses Haus gehen sollen. Dann wäre das alles nicht passiert.«

Merle spürte die Wärme, die von ihm ausging. »Hätten wir die Königin nicht vor den Ägyptern gerettet ... wer weiß, was passiert wäre. Vielleicht sähe dann alles noch

viel schlimmer aus.«

»Aber wir hätten uns beide.«

»Ja.« Sie lächelte, mit flatternden Mundwinkeln wie Flügel eines Schmetterlings. »Das wäre schön gewesen.«

»Ich pfeif auf den Rest der Welt.«

Merle schüttelte den Kopf. »Das tust du nicht, und das weißt du genau. Nicht einmal Dario meint ernst, was er vorhin gesagt hat. Vielleicht jetzt. Vielleicht auch noch morgen. Aber irgendwann wird er anders darüber denken. Genau wie du. Der Schmerz lässt nach. Das tut er immer.«

»Lass mich gehen«, sagte er eindringlich. »Wenn es möglich ist, dass die Königin auf mich überspringt, dann kann sie meine Lebenskraft nehmen, um ihren Körper zu erwecken.«

»Warum sollte ich bei dir Ja sagen, wenn ich bei Junipa Nein gesagt habe?«

»Weil ... weil du dann für Junipa da sein könntest. Sie ist deine Freundin, oder?«

Sie lächelte und stupste mit ihrer Nase an seine. »Guter Versuch.« Dann hauchte sie ihm einen Kuss auf die Lippen, ganz kurz nur, und zog sich von ihm zurück.

»Was er sagt, ist richtig, Merle«, sagte die Königin niedergeschlagen. »Ich könnte auf ihn überwechseln und –  
«

Nein, dachte Merle und wandte sich zu Vermithrax um.  
»Es wird Zeit.«

Die riesigen Obsidianaugen des Löwen glitzerten. »Ich gehorche dir. Bis zuletzt. Aber du sollst wissen, dass das hier nicht mein Wunsch ist.«

»Du musst mir nicht gehorchen, Vermithrax. Ich bin nur irgendein Mädchen. Deshalb siehst du es ein, oder? Du weißt, dass ich Recht habe.« Auch Vermithrax war einmal

bereit gewesen, sich für sein Volk zu opfern. Falls überhaupt jemand sie verstehen konnte, dann er.

Betrübt senkte er sein Haupt und schwieg. Merle stieg auf seinen Rücken und streckte sich, um über die Kante hinweg einen Blick in den Abgrund zu erhaschen. Sie sah den Sohn der Mutter mit langsamen Schritten auf das Standbild zugehen. Er näherte sich Sekhmets aufgebahrtem Leichnam und scharfte dabei noch stärker mit den Krallen. Unter der Wasseroberfläche zerbarst der Spiegelboden zu Gestirnen aus Silberglas.

Merle blickte sich ein letztes Mal zu den anderen um, während der Löwe auf die Balustrade zuing und seine Schwingen entfaltete.

Junipa starrte weinend zu ihr herauf. Sie sah aus, als wollte sie jeden Moment loslaufen, um Vermithrax aufzuhalten. Merle lächelte ihrer Freundin zu und schüttelte sanft den Kopf. »Nicht«, flüsterte sie.

Unke richtete sich mühsam im Griff der beiden Jungen auf, ungeachtet ihres gebrochenen Unterschenkels. Dass gerade sie, die ohne Beine auf die Welt gekommen war, von einem verletzten Bein am Eingreifen gehindert wurde, war von allen Ironien des Schicksals vielleicht die bösartigste.

Auch die Jungen blickten Merle betroffen hinterher. Dario presste die Kiefer so fest aufeinander, als wollte er mit seinen Zähnen Eisen zermahlen. Tiziano blinzelte und kämpfte erfolglos gegen eine einzelne Träne, die ihm über die Wange lief.

Lalapeja wirkte seltsam verschwommen, so als sei ihr Körper gerade im Wechsel zwischen Mensch und Sphinx gefangen. Sie nahm den Blick nicht von ihrer Tochter, und zum ersten Mal hatte Merle wirklich das Gefühl, dass Lalapeja keine Fremde mehr war, keine ferne Hand im

Inneren ihres Wasserspiegels. Sie war ihre Mutter. Sie hatten sich endlich gefunden.

Vermithrax erreichte die Balustrade. Seine Schwingen hoben und senkten sich zweimal rasch hintereinander, als müsste er erst ausprobieren, ob sie ihm gehorchten.

Selbst er will nur Zeit gewinnen, dachte Merle gerührt. Guter, alter Vermithrax.

*»Es ist so weit«, sagte die Königin alarmiert. »Er wird meinen Körper gleich zerstören.«*

Vermithrax' Vorderpranken lösten sich vom Boden.

Hinter ihnen ertönte ein Ruf. Jemand schrie Merles Namen.

In der Tiefe bemerkte der Sohn der Mutter aus dem Winkel seiner dunklen Augen die Bewegung. Er fuhr herum und bemerkte den Obsidianlöwen auf der Kante. Ein urzeitliches Brüllen drang aus seinem Schlund, das die Spiegelwände erbeben und das Wasser am Boden schäumen ließ.

Serafin sprintete hinter Vermithrax her. In dem Moment, als der Löwe sich in die Luft erheben wollte, stieß auch Serafin sich ab, prallte mit beiden Handflächen auf Vermithrax' Hinterteil, bekam irgendwie seinen Pelz zu fassen und zog sich hoch. Mit einem Mal saß er schwankend hinter Merle. »Ich komme mit! Egal wohin – aber ich komme mit!«

Der Sohn der Mutter schrie noch lauter, als Vermithrax steil auf ihn herabstieß, ungeachtet des zweiten Reiters auf seinem Rücken. Es war zu spät, um umzukehren, nun, da die Bestie auf sie aufmerksam geworden war. Sie konnten es nur noch so schnell wie möglich zu Ende bringen. Irgendwie.

*»Du bist verrückt!«, brüllte Merle über ihre Schulter,*

während sie im Sturzflug abwärts sausten.

»Deshalb passen wir zusammen, oder?«, schrie Serafin ihr ins Ohr und konnte doch kaum den Gegenwind und das Tosen der Wassermassen übertönen. Die Welt versank in Lärm und Sturm und flirrendem Silber.

Vermithrax raste auf den mächtigen Schädel des Sohns der Mutter zu, im Verhältnis dazu klein wie ein Insekt und doch ein beeindruckender Anblick, gebadet in die Lavaglut des Steinernen Lichts und seinerseits brüllend vor Entschlossenheit und überkochender Energie.

Hoch über ihnen drängten die anderen an die Balustrade und blickten in den Abgrund. Ihre Gesichter hatten die Farbe des Eises angenommen, das um sie herum zu Wasser zerfloss. Es spielte keine Rolle mehr, ob der Sohn der Mutter sie entdeckte. Was immer geschehen mochte – sie hatten keinen Einfluss mehr auf die Ereignisse.

Der riesige Sphinx trat einen Schritt vom Standbild seiner Mutter zurück, drehte sich vollends um und streckte Vermithrax das aufgerissene Maul entgegen. Sein Kreischen ließ das Herz des Eisernen Auges erbeben, der hohe Spiegeldom erzitterte in seinen Grundfesten.

Das Wasser am Boden schäumte und wogte wie in einem Hexenkessel. Die Bewegungen des Ungetüms waren in Anbetracht seiner Größe erstaunlich schnell, und es war abzusehen, dass er noch gefährlicher werden würde, wenn er erst zu seiner alten Geschicklichkeit zurückfand. Er hatte Jahrtausende starr in den Tiefen der Lagune gelegen; auf der Höhe seiner Kraft hätte er Vermithrax vermutlich mit einem einzigen Hieb getötet.

Der Obsidianlöwe wich den vielfingrigen Klauen aus und raste auf eine der Wände zu, bis Merle sich selbst und Serafin im Spiegel erkennen konnte. Sie wurden größer und größer und zischten schließlich als greller Farbfleck

vorüber, als Vermithrax kurz vor der Wand einen Haken schlug und abermals abwärts flog. Der Sphinx brüllte und tobte. Er versuchte, sie aus der Luft zu schnappen wie eine lästige Stechmücke, griff aber ein ums andere Mal ins Leere. Vermithrax' Flugmanöver raubten Merle und Serafin den Atem, doch dem Sohn der Mutter schlug er damit wieder und wieder ein Schnippchen.

Je tiefer sie flogen, desto gefährlicher wurde es. Hier versuchte die Bestie sie nicht nur mit ihren Fingern, sondern auch mit ihren mächtigen Löwenpranken zu erwischen. Einmal blieb Vermithrax keine andere Möglichkeit, als zwischen den turmhohen Beinen hindurchzufliegen. Nur um Haaresbreite entgingen sie seinen langen Krallen. Der Sohn der Mutter schlug und trat nach ihnen, Wasserfontänen spritzten und sprühten um sie herum aus seinem Fell, und das zornige Geschrei des Biests schmerzte in ihren Ohren.

Vermithrax tauchte an der anderen Seite des Körpers wieder auf, nah genug beim steinernen Standbild Sekhmets, um in seinen Schatten hinabzufliegen und sich und seine Reiter an der Rückseite der Felsstatue vor den verwachsenen Klauen und sichelscharfen Krallen ihres Gegners in Sicherheit zu bringen.

»Lass mich absteigen«, rief Merle Vermithrax ins Ohr.  
»Ich schaffs auch zu Fuß. Lenk du ihn ab.«

Vermithrax gehorchte und senkte sich im Schutz des Standbildes zu Boden. Merle glitt von seinem Rücken ins Schmelzwasser hinab, Serafin sprang hinterher. Die strudelnden Fluten waren entsetzlich kalt und reichten ihnen bis zu den Schenkeln. Einen Moment lang stockte beiden der Atem.

Es blieb keine Zeit für einen Abschied, denn schon erschütterten Hiebe die mächtige Statue. Der Sohn der

Mutter hatte endgültig jeden Respekt verloren und tat sein Bestes, das Standbild von der anderen Seite zu Fall zu bringen. Merle fragte sich, ob er wohl ahnte, was sie im Schilde führten.

*»Natürlich«, sagte die Fließende Königin. »Er kann mich ebenso spüren wie ich ihn. Aber er ist noch nicht lange genug zurück in der Welt der Lebenden. Seine Gefühle verwirren ihn. Noch kann er sie nicht zuordnen. Trotzdem spürt er die Gefahr. Und bald ist er wieder ganz der Alte. Lass dich nicht von dem Spektakel täuschen, das er gerade veranstaltet. Er ist kein tumber Koloss, ganz im Gegenteil. Seine Intelligenz ist scharf. Wenn er erst aufhört, sich wie ein Neugeborenes aufzuführen, wird er wirklich gefährlich werden.«*

Vermithrax schnellte empor und zwinkerte Merle ein letztes Mal traurig zu. Dann schoss er um die Flanke des Standbildes herum und flog in raschem Zickzack auf den Sohn der Mutter zu, jetzt noch wagemutiger, bereit, sich selbst zu opfern, damit Merle ungehindert ans Ziel gelangte.

Sie blickte sich um und entdeckte den Altar, auf dem Sekhmets versteinertes Körper lag, etwa dreißig Meter entfernt, unmittelbar an der Seite der Statue. Dort wären sie den Attacken des Sohns der Mutter schutzlos ausgeliefert. Doch wenn ihr Plan aufging, würden ihn Vermithrax' wahnwitzige Attacken sowohl von Sekhmet als auch von ihr selbst ablenken.

Serafin watete neben ihr durchs Wasser, während sie an den steinernen Pfoten des Standbilds entlangschlichen. »Bitte, Merle – lass mich das tun.«

Sie sah ihn nicht an. »Glaubst du, ich bin bis hierher gekommen, um es mir plötzlich anders zu überlegen?«

Er hielt sie an der Schulter zurück, und widerwillig blieb

sie stehen, nach einem letzten Blick zu Vermithrax, der den Sohn der Mutter geschickt in eine andere Richtung lockte. »Das ist es nicht wert«, sagte er düster. »Das alles hier ... dafür lohnt es sich nicht zu sterben.«

»Lass es sein«, entgegnete sie kopfschüttelnd. »Wir haben dafür keine Zeit mehr.«

Serafin blickte zu Vermithrax und dem Sphinxkoloss empor. Sie sah ihm an, was in seinem Inneren vorging. Seine Machtlosigkeit stand ihm im Gesicht geschrieben. Sie wusste genau, wie sich das anfühlte.

»Frag die Königin«, versuchte Serafin es ein letztes Mal. »Sie kann nicht wollen, dass du stirbst. Sag ihr, sie kann mich an deiner Stelle haben.«

»*Es wäre möglich*«, sagte die Königin zögernd.

»Nein!« Merle machte eine Handbewegung, als wollte sie jeden weiteren Widerspruch abwehren. »Es reicht. Hört auf damit, alle beide.«

Sie riss sich los und rannte jetzt, so schnell sie konnte, durch das Wasser auf die versteinerte Sekhmet zu. Serafin folgte ihr abermals. Beide achteten nicht mehr darauf, dass der Sohn der Mutter sich nur hätte umzudrehen brauchen, um sie zu entdecken. Sie setzten alles auf eine Karte.

Merle erreichte das Podest als Erste und sprang die wenigen Stufen hinauf. Wieder war sie erstaunt, wie zierlich Sekhmet's Körper war, eine einfache Löwin, die kaum Ähnlichkeit hatte mit der dämonischen Göttin, die die Erbauer des Standbilds aus ihr gemacht hatten. Sie fragte sich, wem es überhaupt gestattet gewesen war, diesen Dom zu betreten und die wahre Sekhmet zu betrachten. Gewiss nur einem engen Kreis von Eingeweihten, einigen Priestern der Sphinx, den mächtigsten ihrer Magier.

Was muss ich tun?, fragte sie in Gedanken.

»Berühre sie.« Die Königin zögerte einen Augenblick.  
»Alles andere erledige ich.«

Merle schloss die Augen und legte ihre Handfläche zwischen die steinernen Ohren der Löwengöttin. Im selben Moment aber ergriff Serafin ihren Unterarm, und einen Herzschlag lang glaubte sie, er wollte sie aufhalten, notfalls mit Gewalt – doch das tat er nicht.

Stattdessen zog er sie herum, nahm sie in seine Arme und küsste sie.

Merle wehrte sich nicht. Sie hatte noch nie einen Jungen geküsst, nicht so, und als sie die Lippen öffnete und ihre Zungenspitzen sich berührten, da war es, als wäre sie ganz woanders mit ihm, an einem Ort, der vielleicht ähnlich gefährlich war wie dieser hier, nur weniger endgültig, weniger kalt. An einem Ort, an dem es selbst für Verzweifelte Hoffnung gab.

Sie öffnete die Augen und bemerkte, dass er sie ansah. Sie erwiderte den Blick, schaute tief in ihn hinein.

Und erkannte die Wahrheit.

»Nein!« Sie stieß ihn zurück, verwirrt, schockiert. Unfähig zu glauben, was gerade geschehen war.

Königin?, brüllte sie in Gedanken. Sekhmet?

Sie bekam keine Antwort.

Serafin lächelte traurig, als er den Kopf senkte und ihre Stelle neben dem Podest einnahm.

»Nein!«, schrie sie noch einmal. »Das kann nicht – ... Das habt ihr nicht getan!«

»Er ist ein tapferer Junge«, sagte die Fließende Königin mit Serafins Stimme. Mit *seinem* Mund, *seinen* Lippen. »Ich lasse nicht zu, dass du stirbst, Merle. Sein Angebot war sehr mutig. Und zuletzt lag die Entscheidung eben doch bei mir selbst.«

Serafin legte eine Hand zwischen die Ohren des versteinerten Körpers.

Merle sprang auf ihn zu, wollte ihn fortreißen, doch Serafin schüttelte nur den Kopf. »Nicht«, flüsterte er.

»Aber ... aber du ...« Ihre Worte verebbten. Er hatte sie geküsst und der Fließenden Königin Gelegenheit gegeben, in seinen Körper zu fahren. Er hatte es wirklich getan!

Sie spürte, wie ihre Knie einknickten. Hart sank sie auf die höchste Altarstufe, nur einen Fingerbreit oberhalb des Wassers.

»Der Wechsel hat dich geschwächt«, sagten die Königin und Serafin gemeinsam. »Du wirst eine Weile schlafen. Du musst jetzt ausruhen.«

Sie wollte sich wieder hochrappeln, sich abermals auf Serafin stürzen, ihn anflehen, es nicht zu tun. Doch ihr Körper gehorchte ihr nicht mehr, so als wäre mit der Königin auch die Kraft daraus entwichen, die Merle tagelang auf den Beinen gehalten hatte, beinahe ohne Schlaf und Nahrung. Jetzt kam die Erschöpfung über sie wie eine tückische Krankheit. Sie ließ Merle nicht die Spur einer Chance.

Die Wirklichkeit entglitt ihr, verschob sich, verwischte. Ihre Stimme versagte, ihre Gelenke konnten das Gewicht nicht mehr halten.

Sie sah Serafin, der vor dem Altar die Augen schloss.

Sah Vermithrax wie einen Leuchtkäfer um den Schädel des tobenden Sohns der Mutter kreisen.

Sah ihre Freunde oben auf der Brüstung, klein wie Stecknadelköpfe, eine Kette dunkler Schattenperlen.

Serafin verschwamm vor ihren Augen. Die ganze Umgebung löste sich auf. Und dann lag sein Gesicht plötzlich vor ihrem, sehr blass, die Augen geschlossen.

Ihr Geist schrie auf, in endloser Pein und Trauer, aber kein Laut drang über ihre Lippen.

Ein grauer Schemen huschte über sie hinweg, der federleichte Satz einer Raubkatze aus grauem Stein. Wasser klatschte. Wellen schlugen gegen ihre Wange.

Sekhmet, dachte sie.

Serafin.

Ein Weltuntergang in ihr, vielleicht auch um sie herum.

Der Sohn der Mutter. Sekhmet. Und immer wieder Serafin.

Sie musste schlafen. Einfach nur schlafen. Das hier war nicht mehr ihr Kampf.

Hände packten sie, wuchsen aus dem Silberspiegel der Wasseroberfläche empor. Schmale Mädchenhände, gefolgt von anderen. Gestalten überall im Wasser.

Serafin lebte nicht mehr. Sie wusste es. Wollte es nicht wahrhaben. Wusste es trotzdem.

Die Schreie des Sohns der Mutter überall um sie herum.

»Merle«, flüsterte Junipa und zog sie mit sich in die Spiegelwelt.

Dunkelheit. Dann Silber.

Keine Schreie mehr.

»Merle.« Immer noch Junipas Wispern.

Merle wollte sprechen, etwas fragen, aber ihre Lippen bebten nur, ihre Stimme erlosch zu einem Krächzen.

»Ja«, sagte Junipa sanft, »es ist vorbei.«

## **Schneeschmelze**

MAN HATTE SIE AUF VERMITHRAX' RÜCKENgehoben. Jemand saß hinter ihr und hielt sie fest. Serafin? Nein, nicht er. Es musste Unke sein. Mit ihrem gebrochenen Bein konnte sie nicht laufen. Junipa führte sie durch die Spiegelwelt. Sie ging voran, gefolgt von Vermithrax, der mit seinen angelegten Schwingen die beiden Reiterinnen auf seinem Rücken festhielt. Sein Herzschlag raste, sein Atem ging keuchend vor Erschöpfung. Merle hatte das Gefühl, dass er humpelte, war aber selbst zu geschwächt, um das mit Bestimmtheit zu sagen. Müde sah sie über ihre Schulter. Hinter dem Löwen lief Lalapeja in ihrer Sphinxgestalt. Den Abschluss bildeten Dario, Tiziano und Aristide.

Etwas lag quer über Lalapejas Rücken, ein langes Bündel. Merle konnte es nicht genau erkennen. Alles war verschwommen, und sie erlebte ihre Umgebung wie in einem Traum. Was sie niemals für möglich gehalten hatte, war eingetreten: Sie vermisste die fremde Stimme in ihrem Inneren, jemanden, der ihr Mut machte oder mit ihr stritt; der auf sie einredete und ihr das Gefühl gab, dass zusammen mit ihrem Körper nicht auch ihre Sinne erschlafft waren. Jemand, der sie infrage stellte, sie wach hielt, sie stets und ständig herausforderte.

Jetzt aber hatte sie nur noch sich selbst. Nicht einmal Serafin.

Im selben Moment wusste sie, was Lalapeja auf ihrem Rücken trug. Es war kein Bündel. Ein Körper. Serafins Leichnam. Sie dachte an seinen letzten Kuss.

Erst viel später wurde Merle klar, dass ihr Weg durch das silbrige Labyrinth der Spiegelwelt eine Flucht war.

Jene, die laufen konnten, beeilten sich – allen voran Junipa, die an diesem Ort, endlich wieder frei vom Steinernen Licht, an Kraft und Entschlossenheit gewann.

Wie in Trance dachte Merle zurück an jenen Tag, an dem Junipa und sie zum ersten Mal die Spiegelwelt betreten hatten. Arcimboldo hatte ihnen das Tor geöffnet, damit sie für ihn die unliebsamen Schemen in seinen Spiegeln einfingen. Junipa war unsicher gewesen, hatte Angst gehabt. Davon war jetzt nichts mehr zu spüren. Sie bewegte sich auf den geheimen Spiegelwegen, als gehörte sie hierher, als hätte sie nie etwas anderes gekannt.

Um sie herum erloschen immer wieder einzelne Spiegel wie Fenster in der Nacht. Bei einigen splitterte das Glas, ein kalter, starker Sog entstand und zerrte an jenen, die vorübereilten. In manchen Gängen war es, als fräße ein schwarzer Schatten die Wände auf, während sich ein Spiegel nach dem anderen dunkel färbte. Manche zerplatzten, als Vermithrax an ihnen vorbeilief. Winzige Scherben ergossen sich über die Gefährten wie Sternensplitter.

Je länger sie jedoch unterwegs waren, desto seltener wurden die berstenden Spiegel. Die Erinnerung an die schwarzen Schlünde verblasste, und bald gab es keine Anzeichen mehr für die Vernichtung, die hinter ihnen zurückblieb. Ringsherum glänzte reines Silber, flackernd im Licht der Orte und Welten, die sich dahinter befanden. Junipa wurde langsamer, und mit ihr die ganze Gruppe.

Merle versuchte sich aufzurappeln, sank aber gleich wieder nach vorn in Vermithrax' Mähne. Von hinten spürte sie Unkes Hand an ihrer Taille, die sie festhielt. Merle hörte Stimmen: Junipa, Vermithrax, Unke. Aber sie verstand nicht, was sie redeten. Anfangs hatten sie noch hektisch, aufgeregt, fast panisch geklungen. Jetzt wurden ihre Worte ruhiger, dann spärlicher, bis schließlich alle in

tiefem Schweigen liefen.

Merle wollte sich noch einmal zu Lalapeja umschaun, zu Serafin, aber Unke ließ das nicht zu. Oder war es nur ihre eigene Kraftlosigkeit, die sie zurückhielt?

Sie spürte, dass ihr Geist wieder fortdämmerte, dass die Bilder abermals unscharf wurden, die Laute ihrer Schritte dumpfer und ferner. Als jemand sie ansprach, verstand sie nicht, was er sagte.

War das gut so?

Nicht einmal darauf wusste sie eine Antwort.

Sie beerdigten Serafin, wo einmal Wüste gewesen war.

Jetzt tränkte Schmelzwasser die weiten Sandfelder, die Dünen zerflossen zu Schlamm, und die gelbbraunen Felsschluchten wurden zu Flussbetten. Wie lange das so gehen würde? Niemand wusste es. Fest stand, dass die Wüste sich wandeln würde. Wie überhaupt das ganze Land.

Ägypten würde fruchtbar werden, behauptete Lalapeja. Für jene, die dem Pharao widerstanden und seine Schreckensherrschaft überlebt hatten, war dies die Chance für einen Neuanfang.

Serafins Grab lag auf einer Felskuppe, auf der sich Sand und Wasser zu festem Morast verbunden hatten. Wenn erst wieder die Sonne schien und die Nässe verdunstete, würde er hier so sicher sein wie in Glas gegossen. Der Fels überschaute die Wüste, viele Kilometer weit in alle vier Himmelsrichtungen. Von hier aus blickte man hinab auf das blaugrüne Band des Nils, der noch immer die Quelle allen Lebens in Ägypten war, und jemand, vielleicht Lalapeja, meinte, es sei gut, dass Serafin seine letzte Reise von diesem Ort antrat.

Merle hörte kaum zu, obwohl viele Worte gesprochen

wurden an diesem Tag, als sie Abschied von Serafin nahmen. Jeder, der Zeuge von seinem Opfer geworden war, sagte etwas; sogar Kapitän Calvino, der Serafin kaum gekannt hatte, hielt eine kurze Rede. Das Unterseeboot der Piraten lag am Nilufer, sicher vertäut vor einem Palmenhain, oder dem, was der Frost davon übrig gelassen hatte.

Merle war die Letzte, die an das Grab trat, eine Kuhle im Schlamm, die Vermithrax mit seinen Krallen gegraben hatte. Sie ging in die Hocke und blickte lange auf die Tücher, in die man Serafin gewickelt hatte. Ganz still, ganz benommen nahm sie Abschied, oder versuchte es zumindest.

Der wahre Abschied aber würde Monate dauern, Jahre vielleicht, das wusste sie. Kurz darauf folgte sie den anderen zum Boot.

Merle hatte geglaubt, dass sie nicht das Bedürfnis haben würde, später noch einmal allein zurückzukommen, am Abend, nachdem das Grab aufgefüllt war mit Sand und Erdreich, aber dann tat sie es doch.

Sie kam allein. Sie hatte nicht einmal Junipa erzählt, was sie vorhatte, obwohl die es natürlich ahnte. Wahrscheinlich wussten es alle.

»Hallo, Merle«, sagte Sekhmet, die Fließende Königin, vielleicht die letzte der alten Götter. Sie erwartete Merle am Grab, eine dunkle Silhouette auf vier Pfoten, sehr schlank, sehr geschmeidig. Beinahe unwirklich, wäre da nicht der Raubtiergeruch gewesen, der schon von weitem den Fels herabwehte.

»Ich wusste, dass du herkommen würdest«, sagte Merle.  
»Früher oder später.«

Die Löwengöttin nickte mit ihrem pelzigen Haupt. Merle hatte Mühe, die braunen Katzenaugen mit jener Stimme in

Einklang zu bringen, die sie so lange in ihrem Inneren gehört hatte. Aber schließlich gelang es ihr doch, und dann fand sie, dass sie eigentlich recht gut zueinander passten. Derselbe neckische, sogar zänkische Ausdruck. Aber auch Augen voller Freundschaft und Mitgefühl.

»Es gibt kein fröhliches Ende, nicht wahr?«, fragte Merle niedergeschlagen.

»Das gibt es nie. Nur im Märchen, aber nicht einmal dort besonders oft. Und wenn doch, dann ist es meist erfunden.« Kein Zweifel, es war die Fließende Königin, die da sprach, ganz gleich, aus welchem Körper und unter welchem Namen.

»Was ist passiert?«, fragte Merle. »Nachdem du wieder du selbst warst, meine ich.«

»Haben die anderen es dir nicht erzählt?«

Merle schüttelte den Kopf. »Junipa hat alle durch die Spiegel in Sicherheit gebracht. Du und dein Sohn ... ihr habt da noch gekämpft.«

Eine Brise wehte über die nächtliche Wüste heran und fuhr in das Fell der Göttin. Im Mondlicht hatte Merle den Unterschied nicht bemerkt – alles hier war grau, eisig grau –, aber nun sah sie, dass Sekhmets Körper nicht länger aus Stein war. Serafins Lebenskraft hatte sie wieder zu dem gemacht, was sie einstmals gewesen war: eine ungewöhnlich schmale, beinahe zierliche Löwin aus Fleisch und Blut und Fell. Sie sah so gar nicht aus wie eine Göttin. Aber vielleicht machte gerade das sie umso göttlicher.

»Wir haben gekämpft«, sagte Sekhmet mit kehliger Stimme. Sie klang traurig, wohl nicht nur um Serafins willen. »Lange, lange gekämpft. Und dann habe ich ihn getötet.«

»Das ist alles?«

»Welche Rolle spielen die Einzelheiten?«

»Er war so groß. Und du so klein.«

»Ich habe sein Herz gegessen.«

»So«, sagte Merle, denn etwas Besseres fiel ihr nicht ein.

»Der Sohn der Mutter«, begann Sekhmet, brach dann ab und setzte neu an: »*Mein* Sohn war vielleicht groß und sehr stark und sogar schlau – aber er war nie wirklich ein Gott. Die Sphinxen haben ihn als Gott verehrt, und seine Magie wäre stark genug gewesen, ihre Festung durch die Spiegelwelt zu tragen. Aber er war auch zerfressen von Habsucht und Hass und von einer Wut, deren Grund er selbst längst vergessen hatte.« Sie schüttelte traurig das Löwenhaupt. »Ich bin nicht einmal sicher, ob er mich wirklich erkannt hat. Er hat mich unterschätzt. Ich habe seine Flanke geöffnet und mich durch seine Eingeweide gefressen. Genau wie damals.« Sekhmet seufzte, als täte ihr Leid, was geschehen war. »Damals habe ich ihm sein Herz gelassen. Diesmal nicht. Er ist tot und wird es bleiben.«

Merle ließ einen Augenblick verstreichen, ehe sie fragte:  
»Und die Sphinxen?«

»Die, die dein Freund am Leben gelassen hat, sind in alle Winde verstreut. Aber es waren nicht viele. Sie haben gesehen, was ich getan habe. Und sie fürchten mich. Ich weiß nicht, was sie tun werden. Sich verstecken, vermutlich. Ein paar werden versuchen, zum Steinernen Licht vorzustoßen, zu ihrem Vater. Aber sie bedeuten keine Gefahr mehr, nicht heute.«

»Was ist mit dem Eisernen Auge?«

»Zerstört.« Sekhmet bemerkte das Erstaunen in Merles Zügen und schnurrte sanft. »Nicht von mir. Ich schätze, es hat der Hitze und Kälte nicht widerstanden, die in ihm entfacht wurden.«

»Hitze und Kälte«, wiederholte Merle benommen.

»Deine beiden Freunde sind nicht untätig gewesen.«

»Winter und Sommer?«

Sekhmet knurrte zustimmend. »Sie haben die Spiegel zwischen den Elementen zerrieben. Übrig geblieben ist nur ein Berg aus Silberstaub, den der Nil mit den Jahren ins Meer tragen wird.« Sie legte das Haupt schräg. »Willst du ihn sehen? Ich kann dich dorthin bringen.«

Merle erwog es für ein paar Herzschräge, dann schüttelte sie den Kopf. »Ich will mit alledem nichts mehr zu tun haben.«

»Was hast du jetzt vor?«

Merles Blick strich einmal mehr über den unscheinbaren Grabhügel. »Alle reden über die Zukunft. Unke will bei den Piraten bleiben« – sie lächelte flüchtig – »oder bei ihrem Kapitän, je nachdem, wem man Glauben schenkt. So kann sie im Meer leben, auch wenn sie keine echte Meerjungfrau mehr ist. Und Dario, Aristide und Tiziano ... na ja, sie wollen auch Piraten werden.« Nun musste sie tatsächlich lachen. »Kannst du dir das vorstellen? Piraten! Sie sind doch noch Kinder!«

»Das solltest du auch sein. Wenigstens ein bisschen.«

Merles Blick kreuzte den der Löwengöttin, und einen Moment lang fühlte sie sich in völligem Einklang mit ihr, durch und durch verstanden. Vielleicht waren sie ja noch immer zwei Teile ein und desselben Wesens, auf irgendeine Art und Weise; vielleicht würde es niemals wirklich zu Ende sein, ganz gleich, was geschah. »Ich bin kein Kind mehr, seit ich ...« Merle suchte nach den richtigen Worten, doch dann sagte sie einfach: »Seit dem Tag, an dem ich dich getrunken habe.«

Sekhmet gab einen Löwenlaut von sich, der Gelächter

sein mochte. »Du hast damals tatsächlich geglaubt, ich schmecke nach Himbeersaft!«

»Du hast mich angelogen.«

»Nur geflunkert.«

»*Ziemlich* geflunkert.«

»Ein bisschen.«

Merle trat auf Sekhmet zu und legte beide Arme um ihren pelzigen Löwenhals. Sie spürte die warme, raue Raubtierzunge, die sie hinter dem Ohr leckte, voller Zärtlichkeit und Liebe.

»Was wirst denn du tun?« Merle versuchte, ihre Tränen zu unterdrücken, aber dabei verschluckte sie sich, und wieder mussten beide lachen.

»Nach Norden gehen«, sagte die Löwin. »Und dann nach Osten.«

»Du willst die Baba Jaga suchen.«

Sekhmet nickte an Merles Schulter. »Ich will wissen, wer sie ist. Was sie ist. Sie hat das Zarenreich all die Jahre über beschützt.«

»So wie du Venedig.«

»Sie hatte mehr Erfolg als ich. Trotzdem – wir könnten viel gemeinsam haben. Und wenn nicht ... nun, es ist wenigstens *etwas*, das ich tun kann.« Sekhmet sah Merle wieder in die Augen. »Aber du hast meine Frage noch nicht beantwortet. Was hast du vor?«

»Junipa und ich gehen zurück nach Venedig. Unke und Calvino bringen uns hin. Aber wir können nicht lange dort bleiben.«

Sekhmet's Augen verengten sich zu schmalen Schlitzten.  
»Junipas Herz.«

»Das Steinerne Licht ist zu mächtig. Zumindest in dieser

Welt.«

»Dann gehst du mit ihr? Durch die Spiegel?«

»Ich denke, ja.«

Die Löwengöttin schleckte ihr quer durchs Gesicht, dann berührte sie Merles Hand sanft mit dem rauen Ballen einer Pranke. »Leb wohl, Merle. Wo immer du auch hingehst.«

»Leb wohl. Und ... ich werde dich vermissen. Auch wenn du eine ganz schöne Nervensäge warst.«

Die Löwin schnurrte leise an Merles Ohr, dann sprang sie mit einem Satz über Serafins Grab, verbeugte sich noch einmal vor dem Toten unter dem Sand, dann wandte sie sich ab und glitt lautlos in die Nacht.

Ein Windstoß verwehte ihre Spuren.

Vermithrax verließ sie am nächsten Morgen.

»Ich suche mein Volk, ganz gleich, was Seth behauptet hat.«

Merle schmerzte es, mit anzusehen, wie er ging. Es war der dritte Abschied in wenigen Stunden: erst Serafin, dann die Königin, jetzt er. Sie wollte nicht, dass er sie verließ. Nicht auch noch er. Aber sie wusste gleichzeitig, dass es keine Rolle spielte, was sie sich wünschte oder tat. Suchte nicht jeder von ihnen nach einer neuen Aufgabe, nach einer Bestimmung?

»Irgendwo leben sie noch«, sagte Vermithrax. »Fliegende, sprechende Löwen wie ich. Ich weiß es. Und ich finde sie.«

»Im Süden?«

»Eher im Süden als anderswo.«

»Ja, das denke ich auch«, sagte Lalapeja, die neben ihrer Tochter stand. »Wahrscheinlich haben sie dort Schutz gefunden.« Lalapeja trug ihre Menschengestalt wie ein Kleid, fand Merle. Immer, wenn sie ihre Mutter so sah,

kam es ihr ein wenig wie Maskerade vor. Sie war die schönste Frau, die Merle kannte, aber sie war doch immer noch ein wenig mehr Sphinx als Mensch, selbst in diesem Körper. Merle war nicht sicher, ob irgendwer außer ihr das spürte.

Sie wandte sich wieder an Vermithrax. »Ich wünsche dir Glück. Und dass wir uns Wiedersehen.«

»Das werden wir.« Er beugte sich vor und rieb seine riesige Nase an ihrer Stirn. Einen Augenblick lang blendete sie das Glutlicht, das von ihm ausging.

Junipa trat neben ihn und tätschelte seinen Hals. »Auf Wiedersehen, Vermithrax.«

»Bis bald, kleine Junipa. Und gib Acht auf dein Herz.«

»Das mach ich.«

»Und auf Merle.«

»Auf die auch.« Die beiden Mädchen wechselten einen Blick und schmunzelten. Dann fielen sie Vermithrax gemeinsam um den Hals und gaben ihn erst wieder frei, als er »Holla, holla« grollte und sich schüttelte, als hätte er Flöhe im Pelz.

Er drehte sich um, entfaltete seine steinernen Federschwingen und erhob sich vom Boden. Sein langer Schwanz peitschte Sand auf. Der Boden trocknete allmählich, seit die Sonne wieder am Himmel stand.

Sie blickten ihm nach, bis er nur noch ein leuchtender Punkt im unendlichen Blau war, eine Sternschnuppe am helllichten Tag.

»Glaubst du, er findet sie wirklich?«, fragte Junipa leise.

Merle gab keine Antwort, spürte nur Lalapejas bandagierte Hand auf ihrer Schulter, und dann gingen sie gemeinsam zurück zum Boot, wo Unke schon auf sie wartete.

Die Mannschaft hatte das Unterseeboot auf Hochglanz poliert. Goldene Rohre und Türklinken blitzten; Glastüren waren, soweit vorhanden, neu eingesetzt worden; und ein Pirat, der mit Pinsel und Farbe besser umging als mit dem Säbel (sagte Calvino), hatte sich darangemacht, eines der ruinierten Fresken in Stand zu setzen. Nach und nach würde er sich alle Gemälde vornehmen, überall im Schiff. Der Kapitän hatte ihm eine Extraration Rum bewilligt (denn er malte besser, wenn er betrunken war, behauptete er), was die anderen Piraten dazu brachte, sich bereitwillig als Gehilfen anzubieten. Einige hatten eine Werkstatt eingerichtet, und überall im Boot wurde geschraubt, gefeilt und poliert. Andere entdeckten ihre Kochkünste und bereiteten Merle zu Ehren ein Festmahl, das sich sehen lassen konnte. Sie war dankbar und aß mit Appetit, doch in Gedanken war sie noch immer woanders, bei Serafin, der jetzt einsam auf seinem Felsen lag und vielleicht von der Wüste träumte. Oder von ihr.

Unke saß neben Kapitän Calvino. Arcimboldos Spiegelmaske lag vor ihr auf dem Tisch, und manchmal, je nachdem, wie stark die Gasflammen in ihren Kupferkästen flackerten und auf dem Silber seiner Wangen tanzten, sah es aus, als bewegten sich seine Züge, so als spräche er oder lächelte.

Gelegentlich beugte Unke sich vor und schien ihm etwas zuzuflüstern, aber vielleicht war auch das nur eine Täuschung, und in Wahrheit griff sie nach einer Schüssel oder füllte Wein in ihren Kelch. Aber was war es dann, das sie unverhofft zum Lachen brachte, auch wenn weder Calvino noch einer der anderen etwas gesagt hatte? Und warum weigerte sie sich, die Maske zu den übrigen Schätzen ins Unterdeck zu bringen?

Am Ende des Essens hatte sie Calvino das Versprechen abgerungen, das Silbergesicht auf der Brücke anzubringen,

oberhalb des Sichtfensters, wo es alles im Blick behalten konnte und, so prophezeite Calvino, wohl alles besser wissen werde als er selbst. Unke tätschelte seine Hand und schenkte ihm ein Haifischlächeln.

»Fehlt nur noch, dass sie mit den Wimpern klimpert«, flüsterte Junipa Merle ins Ohr. Gleich darauf prusteten beide los, als Unke dem Kapitän einen Augenaufschlag schenkte, der den Widerstand des rauen Kerls ein für alle Mal brach.

»Ich schätze, um sie brauchen wir uns keine Sorgen mehr zu machen«, sagte Merle, während Lalapeja, die in Menschengestalt bei den beiden Mädchen saß, lachte – selbst das wirkte an ihr ein wenig rätselhaft, wie alles, was sie tat oder sagte.

Nach dem Essen zog Junipa sich in die Spiegelwelt zurück, durch einen mannshohen Spiegel in ihrer Kabine. Nur so konnte sie verhindern, dass das Steinerne Licht an Macht und Einfluss über sie gewann. Natürlich hätte sie Merle und sich selbst auf diesem Weg nach Venedig bringen können, aber beide genossen die Zeit, die ihnen mit Unke und den anderen blieb. Zudem gab es noch etwas, das Merle unbedingt erledigen wollte.

Irgendwo auf dem Mittelmeer, auf halber Strecke zwischen den Kontinenten, ließ Calvino das Boot auf ihre Bitte hin zur Oberfläche aufsteigen. Merle und ihre Mutter kletterten aus der Luke auf den Rumpf, traten über das Gewirr aus prachtvollen Verzierungen in Gold und Kupfer an den Bug und blickten von dort aus über die endlose See. Ganz in der Nähe bewegte sich die Oberfläche, Fische vielleicht, oder Meerjungfrauen, von denen sie bereits einigen begegnet waren; seit die Galeeren des Imperiums steuerlos auf der See trieben, waren die Meerweiber aus ihren Verstecken gekommen und versenkten die Kriegsschiffe, wo immer sie ihnen

begegneten.

Merle öffnete die Knopftasche ihres Kleides und zog den Wasserspiegel hervor. Zaghafte berührte sie mit den Fingerspitzen die Oberfläche und sprach das Zauberwort. Der helle Dunst des Spiegelschemens legte sich in Windeseile um ihre Haut.

»Ich will mein Versprechen einlösen«, sagte sie.

Die milchigen Ringe unter ihren Fingerspitzen erbebten. »Dann ist es so weit?«, fragte der Schemen.

»Ja.«

»Das Meer also?«

Merle nickte. »Der größte Spiegel der Welt.«

Lalapeja legte ihr zaghafte eine bandagierte Hand auf die Schulter. »Du musst ihn mir geben.«

Merle behielt ihre Finger noch einen Augenblick länger im Inneren des ovalen Rahmens. »Danke«, sagte sie nach kurzem Überlegen. »Du weißt es vielleicht nicht, aber ohne deine Hilfe –«

»Ja, ja«, sagte der Schemen, »als hätte daran irgendwer gezweifelt.«

»Du kannst es gar nicht mehr erwarten, was?«

»Ich kann andere spüren. Andere wie ich. Das Meer ist voll von ihnen.«

»Wirklich?«

»Ja.« Er klang immer aufgeregter. »Sie sind überall.«

»Noch eine Frage.«

»Hmm.«

»Die Welt, aus der du kommst ... hat sie einen Namen?«

Er dachte einen Moment nach. »Einen Namen? Nein. Alle nennen sie nur, die Welt'. Es weiß ja keiner, dass es mehr als eine davon gibt.«

»Das ist hier genauso.«

Hinter ihnen steckte Calvino den Kopf aus der Luke.  
»Seid ihr so weit?«

»Gleich«, rief Merle zurück. Zum Spiegel gewandt sagte sie: »Viel Glück da draußen.«

»Dir auch.«

Sie zog die Finger zurück, und der Schemen begann, in einer aufgeregten Spirale zu rotieren, schnell wie ein Strudel. Lalapeja nahm den Spiegel umständlich mit ihren verbundenen Händen entgegen und schloss die Augen. Sie hob das Oval an den Mund und hauchte ihren Atem darüber. Dann murmelte sie eine Reihe von Worten, die Merle nicht verstand. Die Sphinx hob die Lider und schleuderte den Spiegel aufs Meer hinaus. In einem glitzernden Bogen flog er durch die Luft. Kurz vor dem Aufschlag löste sich das Wasser aus dem Rahmen, eine Explosion silbriger Perlen, die noch im selben Moment mit den Wellen verschmolzen. Der Spiegel plumpste in die See und ging unter.

»Ist er –«

Lalapeja deutete mit einem Nicken hinab auf die Wogen, die plätschernd gegen den Rumpf schlugen. Was Merle im ersten Moment für weißen Meerschäum gehalten hatte, entpuppte sich als etwas Flinkes, Geisterhaftes, das eine Vielzahl verrückter Muster bildete, ehe es zum Abschied wie eine winkende Hand aussah und dann schneller als der Blitz davonzischte, im Zickzack zwischen den Wellen hindurch, fort, fort, fort in die Freiheit.

## ***La Serenissima***

VENEDIG AN EINEM STRAHLENDEN MORGEN, Venedig befreit. Möwen kreischten über den Wracks von Galeeren, halb versunken vor den Ufern der Lagune wie Gerippe bizarrer Ozeanwesen aus Holz und Gold und Eisen. Auf den meisten waren Männer der Stadtgarde postiert, sie schützten die Trümmer vor Plünderern. Es würden noch Tage vergehen, ehe die Aufräumarbeiten in der Stadt so weit fortgeschritten waren, dass man sich der kostbaren Schiffswracks im Meer annehmen konnte.

Über einem Eiland im Nordosten der Lagune, weit entfernt von der Hauptinsel, stand eine finstere Säule am Himmel. Schwarzer Qualm stieg von den Feuern auf, die Tag und Nacht dort loderten. Mit Fährschiffen brachte man die zerfallenen Mumienkrieger dorthin und legte sie auf Scheiterhaufen zur letzten Ruhe. Der Wind stand günstig und trieb die Asche hinaus auf die See.

Über den Dächern und Türmen der Stadt flogen Gardisten ihre Runden, auf stummen Steinlöwen mit weit gespannten Schwingen. Die Männer beobachteten wachsam das Treiben in den Gassen; sie sorgten dafür, dass auch in den abgelegensten Hinterhöfen und Gärten keine Mumie unentdeckt blieb. Vom Himmel herab dirigierten sie mit lauten Rufen die Aufräumtruppe, Reparaturmannschaften und Soldaten am Boden. Dort unten waren alle Unterschiede aufgehoben: Ob Uniformierte oder Handlanger, ob Fischer oder Händler, alle waren mit der Säuberung der Gassen beschäftigt, räumten die Reste der Mumienkrieger aus Häusern und von Plätzen und bauten die vereinzelteren Barrikaden ab, rußgeschwärzte Zeugen des spärlichen Widerstands gegen

das Imperium.

Auf der breiten Mündung des Canal Grande, Venedigs Hauptstrom, herrschte Betrieb wie früher nur an Festtagen. Dutzende Boote und Gondeln tummelten sich auf dem Wasser wie Ameisen am Fuß ihres Hügels, Transporte in diese und in jene Richtung. Überall Gebrüll und Rufe, und manchmal sogar, endlich wieder, vereinzelter Gesang vom Heck polierter Gondeln.

Am Ufer der Kanalmündung, an der Hafenummauer des Zattere-Kais, standen Merle, Junipa und Lalapeja. Sie winkten dem Ruderboot hinterher, das sie an Land gebracht hatte. Tiziano und Aristide legten sich in die Riemen, während Dario und Unke zum Abschied mit ausgestreckten Armen grüßten. Der Seewind riss ihnen die Worte von den Lippen. Das Unterseeboot lag weit draußen, noch jenseits des Rings aus Galeerenwracks, aber keine der drei wandte sich ab, ehe die kleine Jolle gänzlich außer Sicht war. Und selbst dann blieben sie noch stehen und schauten über das Wasser, dorthin, wo ihre Freunde verschwunden waren.

»Begleitet ihr mich noch ein Stück?«, fragte Lalapeja schließlich.

Merle sah Junipa an. »Wie fühlst du dich?«

Das bleiche Mädchen strich mit einer Hand über die Narbe auf der Brust und nickte. »Im Moment spüre ich nichts. Es ist, als hätte sich das Steinerner Licht vorerst zurückgezogen. Vielleicht um die Niederlage der Sphinx zu verdauen.«

Lalapeja, die ihren zierlichen Frauenkörper in ein sandfarbenes Kleid aus dem Fundus der Piraten gehüllt hatte, führte sie durch eine Schneise tiefer in das Gewirr der Gassen und Plätze. »Das Licht wird wohl eine Weile Ruhe geben. Schließlich hat es alle Zeit der Welt.«

Sie überquerten schmale Brücken, enge Höfe und auf einem Fährboot den Canal Grande. Merle staunte, wie schnell die Aufräumarbeiten vorangingen. Die Spuren der dreißigjährigen Belagerung würden sich nicht innerhalb weniger Tage beseitigen lassen, doch alle Anzeichen der Machtübernahme des Imperiums waren bereits aus dem Stadtbild getilgt. Merle fragte sich, was aus dem Leichnam des Pharaos geworden war. Vermutlich hatte man ihn gemeinsam mit den Mumien ins Feuer geworfen.

Unterwegs erzählte ihnen eine junge Wasserträgerin, dass der Stadtrat wieder die Regierungsgeschäfte übernommen hatte. Viele Räte waren vom Pharao hingerichtet worden, darunter die Verräter, und jetzt bemühten sich ihre Nachfolger, die Glaubwürdigkeit der Regierung wiederherzustellen. Es hieß, sie hätten bereits den Rat der Fließenden Königin eingeholt, die mit dem Untergang des Imperiums in die Lagune zurückgekehrt sei; alle Entscheidungen des Stadtrats seien die ihren, man folge allein ihrem Willen und wolle sie auf keinen Fall erzürnen. Daher läge es im Interesse der Bevölkerung, allen Anordnungen Folge zu leisten und die Herrschaft der Räte nicht infrage zu stellen. Die junge Frau strahlte vor Zuversicht. Solange die Fließende Königin über Venedig wache, habe sie keine Angst. Sie und die Räte würden schon dafür sorgen, das alles wieder gut werde.

Merle, Junipa und Lalapeja nickten höflich, bedankten sich für die Auskunft und setzten rasch ihren Weg zum Palazzo der Sphinx fort. Keiner brachte es übers Herz, der jungen Frau die Wahrheit über die Königin zu sagen. Und welchen Sinn hätte es auch gehabt? Niemand hätte ihnen Glauben geschenkt. Niemand *wollte* ihnen glauben.

Im Palazzo fanden sie einen Großteil der Jungen vor, die Serafin vom Anschlag auf den Pharao ausgeschlossen hatte. Als Lalapeja in der Tür erschien, brachen sie in

Jubel aus. Ihr blieb gar kein andere Wahl, als ihnen zu gestatten, auch in Zukunft hier zu wohnen – vorausgesetzt, sie machten sich bei den Arbeiten im Viertel nützlich und hielten die Hallen und Flure sauber. Merle dachte, dass Lalapeja die Gesellschaft gut tun würde; sie würde sich nicht mehr so einsam fühlen in dem großen, alten Gemäuer.

Am Abend aßen sie gemeinsam im großen Saal, und Merle und Junipa wurde bewusst, dass dies für lange Zeit ihre letzte Mahlzeit in dieser Welt sein würde. Das machte sie traurig und aufgeregt zugleich.

Es war längst dunkel, als Lalapeja sie in ihre Gemächer führte, durch ein Labyrinth wehender Seidenvorhänge zu einer Wand mit einem hohen Spiegel. Das Silberglas funkelte wie reinster Kristall. Sein Rahmen war ein hölzerner Reigen aller Fabelwesen des Orients, ein Tanz aus Tausendundeiner Nacht.

»Noch ein Abschied«, sagte Lalapeja, während die Mädchen mit prallen Rucksäcken vor ihr standen, gefüllt mit Lebensmitteln und Wasserflaschen. »Der letzte, hoffentlich.«

Merle wollte etwas sagen, aber ihre Mutter legte ihr sanft einen Finger auf die Lippen. »Nicht«, flüsterte sie kopfschüttelnd. »Du weißt, wo du mich finden kannst, wann immer du willst. Ich gehe nicht fort von hier. Ich bin die Wächterin der Lagune. Wenn auch die Menschen mich nicht brauchen mögen, so tun es vielleicht die Meerjungfrauen.«

Merle sah sie lange an. »Du warst es, die ihren Friedhof gebaut hat, nicht wahr?«

Die Sphinx nickte. »Er liegt unter dem Palazzo. Jemand muss darauf Acht geben. Und vielleicht kann ich den Jungs dort draußen ja beibringen, dass es Gründe gibt, die

Meerjungfrauen zu respektieren oder sogar ihr Freund zu sein. Ich denke, das wäre ein guter Anfang.« Sie lächelte. »Außerdem ... es wird bald Sommer werden. Venedig ist wunderschön, wenn die Sonne scheint.«

»Sommer!«, rief Merle aus. »Natürlich! Was ist aus ihr und Winter geworden?«

»Geworden?« Lalapeja lachte. »Die beiden werden sich niemals ändern. Sie ziehen weiter durch die Welt, wie sie es seit Anbeginn der Zeit getan haben, unbehelligt von den Geschicken der Menschen. Und hin und wieder werden sie einander begegnen und dabei so tun, als wären sie selbst Menschen, die ineinander verliebt sind.«

»Sind sie das denn nicht?«, fragte Junipa. »Verliebt?«

»Vielleicht sind sie es. Vielleicht aber auch aus Notwendigkeit oder weil ihnen keine andere Wahl bleibt. Nicht einmal sie sind völlig frei.«

Junipa dachte noch über die Worte nach, aber Lalapeja wandte sich bereits an Merle und stellte eine Frage, die ihr schon viel zu lange auf den Lippen brannte. Merle hatte seit Tagen darauf gewartet.

»Du willst ihn finden, nicht wahr? Steven, meine ich. Deinen Vater.«

»Ja, vielleicht«, sagte Merle. »Falls er überhaupt noch am Leben ist.«

»Oh, das ist er gewiss«, sagte die Sphinx überzeugt, »irgendwo hinter den Spiegeln. Die Zähigkeit und das Durchhaltevermögen hast du nicht nur von mir geerbt, Merle, sondern auch von deinem Vater. Ganz besonders von ihm.«

»Wir können ihn suchen, wo wir wollen«, sagte Junipa, und ihre Spiegelaugen blitzten vor Entschlossenheit. »In allen Welten.«

Lalapeja strich sanft mit dem Handrücken über Junipas Wange. »Ja, das könnt ihr. Du gibst auf Merle Acht, nicht wahr? Sie grübelt zu viel, wenn sie allein ist. Das hat sie von ihrer Mutter.«

»Ich werde nicht allein sein.« Merle lächelte Junipa zu. »Keine von uns.« Und dann umarmte und küsste sie Lalapeja und nahm endgültig Abschied von ihr. Junipa berührte die Oberfläche des Spiegels und sprach flüsternd das Gläserne Wort.

Merle folgte ihr durch die Wand aus Silber, hinaus in die Labyrinth der Spiegelwelt, dorthin, wo es so vieles zu sehen, zu erkunden, zu finden gab. Ihren Vater. Das andere Venedig – das aus den Spiegelungen auf den Kanälen. Und dort wiederum, wer weiß, eine andere Merle, eine andere Junipa.

Einen anderen Serafin.

Lalapeja aber blieb noch lange stehen, nachdem die beiden fort waren und sich die Spiegelwogen geglättet hatten. Dann erst wandte sie sich um, teilte die Seidenschleier mit ihren bandagierten Händen und streifte durchs Haus, das endlich wieder voller Leben war.

Von weiter unten aus der Küche roch es nach Zimt und Honig, und durch die Mauern konnte sie das Rumoren der Stadt hören, das Erwachen der Zukunft. Dazwischen, so weit entfernt, dass kein menschliches Ohr es hätte vernehmen können, ertönten die leisen Gesänge der Meerjungfrauen, irgendwo in der See, fernab aller Inseln; dahinter der Ruf der Meerhexe; das Sprießen einer Blume im Wüstensand; der Flügelschlag eines mächtigen Löwenfürsten.

Und vielleicht ja auch, ganz fern, ganz vage, die Stimmen zweier Mädchen, die gerade hinaustraten in eine andere, fremde Welt.